

**Erika
Hauff-Talhami
Gaddafi's
Rächer**



**Alexander Fuchs
Gotha**

Alexander Fuchs : Kleine Werkeausgabe : Band 7

Erika Hauff-Talhami

Gaddafi's Rächer

Ja, wer sich fangen lässt, der ist, denke ich, dem Tode verfallen.

Platon

Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie.

Goethe

Der Colonel Gaddafi war über vierzig Jahre lang der Herrscher von Libyen gewesen, eines der angesehensten Länder Afrikas und eine der ältesten Gegenden der menschlichen Zivilisation. Er besaß große Macht und regierte seinen Staat mit Vertrauen auf den islamischen Gott, auf die militärische Stärke der eigenen Armee und auf die Integrität der Volksversammlung.

Einhundert Häuptlinge der afrikanischen Völker ernannten ihn zum "König der Könige". Viele Menschen verehrten den Colonel Gaddafi als ihren obersten Führer und höchsten Wohltäter. Aber für viele andere war er nichts weiter als ein schrecklicher Tyrann, und schließlich fand er ein schlimmes Ende und wurde ermordet. Niemand gab ihm ein letztes Geleit.

Als der Colonel Gaddafi aus der Welt geschafft war, versank Libyen in Anarchie und Bürgerkrieg. Von der weiten *Bucht von Syrte* aus versuchten tausende von Flüchtlingen - Männer, Frauen, Kinder - über das Mittelmeer nach Europa zu gelangen, im festen Glauben, dort ein besseres Leben führen zu können.

Das Geld für die Überfahrt und damit zugleich ihr eigenes Schicksal legten sie in die Hände von skrupellosen Schleppern und Menschenhändlern, die sie in schrottreife Kähne verfrachteten oder auf untaugliche Schlauchboote zwängten und die sich keinen Deut darum scherten, ob die hilflosen Passagiere jemals an ihrem Ziel ankommen. Und so geschah es, daß viele von ihnen Schiffbruch erlitten und jämmerlich ertranken, ohne daß sie von dem ersehnten Land ihrer Träume auch nur einen Streifen am Horizont erblickt hätten.

Dennoch wuchs die Zahl der Flüchtlinge mit jeder Woche, und die Politiker der europäischen Staaten, allen voran Italiens, welches durch das Meer mit Libyen eine gemeinsame Grenze hatte, zerbrachen sich die Köpfe darüber, wie man den Strom der Einwanderer aus Afrika unter Kontrolle bringen könnte. Doch eine wirksame Lösung ward bisher noch nicht gefunden.

Zu dieser Zeit bekam die deutsche Journalistin Ingrid Jasmund die Gelegenheit, die Fregatte "Stendal" der Bundesmarine bei ihrem Einsatz vor der libyschen Küste zu begleiten. Ingrid hatte bereits mehrere Artikel über die katastrophale Situation im Mittelmeer veröffentlicht und dabei auch die politischen Hintergründe sowohl in Libyen als auch auf europäischer Seite analysiert. Ihre Beiträge waren auf breites Interesse gestoßen und hatten zum Teil kontroverse Meinungsäußerungen im Internet zur Folge gehabt, was für die Zeitungen, für die sie arbeitete, natürlich eine vermehrte Aufmerksamkeit bedeutete. Ein renommiertes Nachrichtenmagazin hatte sie daher nach Italien geschickt, um vor Ort zu recherchieren.

Die Fregatte "Stendal" war im Rahmen einer "vertraglichen Dienstleistung", wie es offiziell hieß, zur Unterstützung der italienischen Küstenwache in den Hafen von Catania entsandt worden. Sie war bestens für die Überwachung aller möglichen Schiffsbewegungen auf See ausgerüstet. Durch ein pausenloses Radar konnte im Umkreis bis zum Horizont jedes schwimmende Objekt ab der Größe einer Badewanne erfasst werden. Die "Stendal" verfügte über hochauflösende Nachtsichtgeräte und eine Bewaffnung zur Abwehr von Angriffen ob aus der Tiefe oder aus der Luft.

Sie hatte ein Funksystem, mit dem man bis zu den Polkappen hätte kommunizieren können, wenn dort jemand gewesen wäre, der über gleichwertige Technik verfügte. Man konnte den gesamten Funkverkehr bis tief ins libysche Hinterland hinein abhören, aber der Oberfähnrich zur See Peter Niermann, der Ingrid Jasmund zur Seite stand, schränkte sofort ein, daß für "jedwede Überwachung" strenge gesetzliche Bestimmungen gelten, welche eingehalten werden müssten.

"Das ist nicht wie ein Sendersuchlauf beim Radio", sagte er, während Ingrid

aus dem Fiepen, Summen und Knistern und aus den abgehackten Sprachfetzen, die da aus dem kleinen Lautsprecher kamen, sowieso nichts Verständliches heraushören konnte. "Das meiste", erklärte der Oberfähnrich, "gehört zu irgendwelchen Handelsschiffen, Verständigungen, die uns ohnehin nicht interessieren."

Ingrid sagte, daß kürzlich ein EU Politiker die Idee gehabt habe, den Handelsschiffen gegen eine Prämie die Erlaubnis zu erteilen, Flüchtlinge in Seenot aufzunehmen. Niermann meinte, es sei nicht seine Aufgabe, die Überlegungen der Politiker zu bewerten, aber er halte nicht viel von diesem Vorschlag, er sagte "Der Kapitän eines jeden Schiffes hat die Pflicht, Menschen in Seenot aufzunehmen, das ist internationales Recht. Wenn Sie jetzt anfangen, das zu einer besonderen Leistung umzumünzen, werden sich die Seelenverkäufer in Libyen bloß ins Fäustchen lachen, denn damit können sie getrost noch ein paar tausend mehr Flüchtlinge pro Woche abzocken. Das Problem ist doch: wenn die erst mal außerhalb der libyschen Hoheitsgewässer sind, dann bleibt den europäischen Anrainerstaaten gar nichts anderes übrig, als die Leute aus dem Wasser zu fischen."

Der Oberfähnrich befürwortete die Pläne, nach denen die Flüchtlingsboote möglichst nahe an der libyschen Küste aufgehalten werden müssten. Wie man das konkret erreichen sollte, fragte Ingrid, und ob es militärische Aktionen nicht zwangsläufig einschließt? "Das ist eben das Dilemma", war sich Niermann dessen bewusst, "innerhalb der libyschen Gewässer wäre es ein Angriff auf libysche Bürger und deren Eigentum, so absurd das auch klingen mag." Ingrid fragte "Haben Sie eine Idee, was man tun könnte?" "Ich denke, wir sollten uns weder provozieren noch erpressen lassen. Es ist ausgeschlossen, daß man auf diese Boote schießen würde. Man muss Mittel anwenden, sie zur Umkehr zu zwingen."

Niermann hatte Ingrid gebeten, seine persönliche Meinung nicht wiederzugeben, sondern sich auf das zu beschränken, was mit dem "Auftrag" der Fregatte in unmittelbarer Beziehung stand, aber er konnte sich seiner, gleichwohl überzeugenden, Kommentare kaum enthalten, und Ingrid versprach ihm, es lediglich als "Hintergedanken" aufzunehmen. Im übrigen musste sie ihren Bericht der Pressestelle der Bundesmarine vorlegen. Sie hatte durchaus begrif-

fen, vor welchen schwierigen Entscheidungen sich der Oberfähnrich mitsamt der ganzen Besatzung befanden, und er war auch wenig optimistisch, ob man das Problem selbst mittelfristig in den Griff bekommen würde.

"Das wird alles erst noch schlimmer werden", prophezeite er. "In Südostasien schicken sie die Flüchtlingsboote einfach wieder auf hohe See, die nehmen sie gar nicht erst auf. Jetzt können Sie sagen: das verstößt gegen die humanitären Gebote der Völkergemeinschaft. Aber was ist die Alternative? Wenn Sie den Flüchtlingen helfen, fördern Sie Menschenhandel und einige andere Arten von organisiertem Verbrechen, ohne es zu wollen."

Der Oberfähnrich wurde unterbrochen von einem Matrosen, der ihm etwas ins Ohr flüsterte. Niermann entschuldigte sich kurzzeitig bei Ingrid und überließ sie einem anderen Unteroffizier, der ihr gern diverse Navigationsinstrumente erklärte und ihr zeigte, wie man bei einem Blick durchs Fernglas die Distanz ermitteln kann. Als der Oberfähnrich immer noch nicht wieder zurück war, wurde sie an allerlei sehenswerte Stellen der Fregatte geführt, unter anderen in die Schiffsküche, wo gerade das Essen zubereitet wurde, das sie dann etwas später im Speiseraum der Mannschaft selbst probieren konnte. (Zu ihrer eigenen Überraschung waren Unannehmlichkeiten wegen des Seegangs ausgeblieben, trotzdem begnügte sie sich mit einer kleinen Portion.)

Am Nachmittag war der Oberfähnrich wieder bei ihr. Da wurden Funksprüche aufgefangen, die verdächtig erschienen, und zwei zugehörige Boote lokalisiert, ein größeres und ein Schlauchboot. Niermann erklärte ihr, daß die Menschen-smuggler oftmals versuchen, "Katz und Maus" mit der Küstenwache zu spielen. "Sie wollen uns mit ihren Funksprüchen in die Irre führen. Wenn wir das Objekt dann ansteuern, finden wir irgendeinen scheinbar harmlosen Kutter oder es treibt ein leeres Boot im Wasser. Es werden auch Flüchtlinge umgelandet, oder die Besatzung geht einfach von Bord und überlässt die Leute sich selbst."

"Werden Sie jetzt die beiden Boote kontrollieren?", fragte Ingrid. "Ja. Wir haben uns eben mit der italienischen Leitstelle kurzgeschlossen, die sagen, eine französische Korvette habe einen Notruf empfangen." "Die Franzosen sind auch hier im Einsatz?" Niermann sagte "Auf diesem Meer tummelt sich inzwi-

schen so ziemlich jeder, der ein Interesse daran hat, die Situation in Libyen im Auge zu behalten. Dieses Land grenzt an drei Seiten an Wüsten, Sie können praktisch nur von der Seeseite herankommen."

Sie näherten sich den beiden Booten, aber auf dem Radar konnte man sehen, daß sie sich voneinander entfernten. Die "Stendal" hielt sich an das größere. Es war tatsächlich ein alter Fischkutter, der offenbar provisorisch für einen Personentransport umfunktioniert worden war. Er war voll mit Menschen, schätzungsweise zweihundert, überwiegend Schwarzafrikaner, einige wenige trugen Schwimmwesten, die meisten bloß T-Shirts, leichte, bunte Hemden und Jeans, manche hatten kleine Rucksäcke dabei. Es waren auch Frauen in langen, schlichten Kleidern darunter, und Kinder, hauptsächlich Jungen, aber Ingrid konnte auch ungefähr ein Dutzend sehr kleine Kinder auf dem Arm ihrer Mütter entdecken. Die Leute standen dichtgedrängt an der Reling, als wären sie bereit, im nächsten Moment an Land zu gehen. Man konnte ihnen ansehen, daß sie nicht die geringste Vorstellung hatten, wo sie sich befinden.

Man rief den Kapitän des Kutters an und gab ihm zu verstehen, daß eine Patrouille der "Stendal" an Bord kommt. Der Kapitän war sehr aufgebracht, schimpfte und fluchte, allerdings war nicht gleich zu erkennen, ob er sich über die Grenzschützer oder die Afrikaner aufregte. Schließlich ließ er die anderen an Bord. Ingrid durfte dabeisein. (Sie war vor Antritt der Fahrt belehrt worden und hatte erklärt, daß sie in der Lage sei, unter Einhaltung aller Sicherheitsvorschriften und bei Verzicht auf eventuelle Schadenersatzforderungen et cetera die Crew zu begleiten. Sie war sportlich und ziemlich gut in Form, aber als sie auf das andere Schiff kletterten, zitterten ihr doch ein bisschen die Beine, und sie war froh, daß der Oberfähnrich ihr behilflich war. "Bleiben Sie immer schön an mir dran", hatte er ihr eingeschärft.)

Der Kapitän behauptete, sein Schiff wäre ein Handelstransporter (unter albanischer Flagge), er zeigte die entsprechenden Papiere. Er sagte, man hätte diese Menschen von einem Schlauchboot gerettet, das dabei war unterzugehen, die Leute trieben seit zwei Tagen auf dem Meer, ohne Wasser und Nahrung. Und nun wüsste er nicht, was er tun sollte. Keiner von den Passagieren sagte auch nur einen Mucks, sie verfolgten mit großen Augen, was da vorging.

"Kann ich ein paar Fotos machen?", fragte sie den Oberfähnrich. "Nein", lehnte er entschieden ab. Dann sah sie, daß der Offizier mit einem Handy die Papiere des Kapitäns und ihn selbst fotografierte. Der protestierte, aber es half ihm nichts. Danach verständigten sie sich mit der italienischen Leitstelle, und das dauerte eine Weile. Ingrid betrachtete die Flüchtlinge, es waren auch Hellhäutige vom arabischen Typ dabei, sie entdeckte einen Mann, etwa so alt wie sie, er sah nicht gerade aus wie jemand, der unerträglichen Lebensverhältnissen entkommen wollte. Aber sie konnte sich auch täuschen.

Der Kapitän fragte, was weiter geschehen soll. Der Offizier der "Stendal" sagte, er müsse den Hafen von Catania anlaufen, die Fregatte werde ihn dorthin geleiten. Ob sie sich um die Passagiere kümmern, wollte der Kapitän wissen, und der Offizier veranlasste, daß Trinkwasser und Proviant von der "Stendal" herübergebracht wurden. Es kam Bewegung in die Menge der Afrikaner, doch sie befolgten brav alle Anweisungen, und der Oberfähnrich gestattete es Ingrid, daß sie bei der Verteilung der Rationen mithalf. Später sagte er "Sie sollten als Entwicklungshelferin arbeiten, Frau Jasmund, Sie scheinen den richtigen Draht zu solchen Menschen zu haben."

In Catania kamen die Flüchtlinge in ein Aufnahmelager, der Kapitän und die Handvoll der Besatzung wurden befragt. Ingrid musste draußen warten, aber der Oberfähnrich Niermann, der selbst bei der Befragung mitwirkte, gab ihr unter der Hand einige Informationen (es schien, daß er für die Journalistin eine gewisse Sympathie entwickelt hatte).

Demnach war das Schiff aus einem griechischen Hafen gekommen und hatte angeblich den Kurs des Schlauchbootes gekreuzt. Aufgrund der Tatsache, daß der Handelskutter keine Fracht geladen hatte, konnte keine falsche Absicht unterstellt werden, und selbst wenn der Kapitän die Flüchtlinge planmäßig an Bord genommen hatte (was der Oberfähnrich vermutete), konnte man ihm deswegen nichts anhaben; es gab kein Gesetz, gegen das er verstoßen hätte. Im Gegenteil: wenn er diese Menschen aus Seenot rettete, hatte er nur den internationalen Verpflichtungen gemäß gehandelt. Die Besatzungsmitglieder bestätigten die Aussagen des Kapitäns, eigentlich nickten sie bloß dazu. Es war nicht ganz klar, welche Nationalität sie hatten, aber der Kapitän verbürgte sich für sie, und sie waren reguläre Seeleute.

Kurz bevor Ingrid die Flüchtlinge aus den Augen verlor, sah sie jenen Mann noch einmal, der ihr an Bord aufgefallen war. Er hatte sehr kurzgeschnittenes Haar, einen sonnengebräunten Teint und scharf blickende Augen, die er die meiste Zeit hinter einer Sonnenbrille verbarg. Er hatte eine wohlgeformte Nase mit deutlichen Nasenflügeln, und kräftige, geschwungene Lippen, die seinem Mund etwas Stolz gaben. Überhaupt hatte er einen sehr mutigen, beinahe überheblichen Ausdruck, und Ingrid blieb nicht ohne Regung, als sie meinte, er habe sie direkt angesehen, als er seine Sonnenbrille abnahm. Es schien, als ob er sich fragte, was er von ihr halten sollte. Dann wandte er sich wieder einem anderen Mann zu, mit dem zusammen er offenbar die abenteuerliche Fahrt unternommen hatte. Ingrid hätte den Leuten gern ein paar Fragen gestellt, aber für das Aufnahmelager hatte sie keine Erlaubnis zur Berichterstattung.

Sie verfasste noch in Catania ihre Reportage über den Einsatz der "Stendal". Sie wusste, daß die Fregatte erst am übernächsten Tag wieder in See ging, und sie fragte den Oberfähnrich, ob er so freundlich wäre, ihren Bericht zu lesen und eventuell gleich abzusegnen. Niemand hatte nichts zu beanstanden, er telefonierte mit der Pressestelle und sagte dann "Sie können das so drucken. Aber bitte verändern sie nichts nachträglich." Ingrid versprach es. Da hatte sie das Gefühl, Niemand hätte vorgehabt, sie zum Abendessen einzuladen, und sie sagte "Eigentlich schade, daß ich gleich wieder zurück muss, ich hätte gern noch ein paar Dinge von Ihnen erfahren." "Vielleicht beim nächsten Mal", erwiderte er und wünschte ihr viel Erfolg.

In Berlin angekommen, ging sie in die Redaktion des Nachrichtenmagazins, das sie mit der Reportage beauftragt hatte. Sie arbeitete hier seit fast fünf Jahren mit Larry Kostik zusammen, einem Journalisten, der aus New York nach Deutschland gekommen war. Er hatte sich in der Folge der Anschläge vom elften September auf die Beschreibung und Enthüllung des islamistischen Terrorismus spezialisiert, er meinte, in Europa näher dran zu sein.

Larry gehörte zu den "investigativen" Journalisten, also jenen, die sich mit geradezu halsbrecherischer Angriffslust auf eine Geschichte stürzen und alles darin aufwühlen, um die wahren Zusammenhänge herauszufinden. Er war mit

seinen Methoden nicht zimperlich, es hieß, er habe auch schon mal einen hochrangigen Politiker mit dessen Liebesaffäre erpresst, um Informationen von ihm zu bekommen.

Aber er war beileibe kein Fiesling, er war klug, scharfsinnig, sprachgewandt, manchmal etwas sarkastisch, manchmal etwas ungerecht. Jemand hatte ihn einmal den Clint Eastwood des Journalismus genannt. Er selber sagte, er wäre am liebsten Reporter im Amerikanischen Bürgerkrieg gewesen. "Auf welcher Seite?", hatte man ihn gefragt, und er antwortete "Auf beiden."

Er war starker Raucher, er hatte schon unzählige Male damit aufgehört. Er hatte seinen Arbeitsplatz mit der Zeit auf die Raucherinsel verlegt. Er rauchte nur eine einzige Marke, eine amerikanische, die niemand sonst kannte und die er sich von einem kleinen koscheren Laden in Frankfurt am Main liefern ließ. Er behauptete, er wäre nur deshalb so ungern auf Reisen, weil er diese Zigaretten nirgendwo anders bekäme.

Sie setzten sich auf die Terrasse vor den Büros, und Ingrid schilderte ihm ihre Erlebnisse. Während der Verteilung der Lebensmittel an die Flüchtlinge hatte sie doch unbemerkt etliche Fotos gemacht, die zeigte sie Larry. Der sagte "Woher kamen die Leute?" Ingrid sagte, das habe sie ihren Begleiter auch gefragt, der konnte es nicht genau sagen. Die sie selbst angesprochen hatte, gaben an, aus Somalia zu kommen. "Und wohin wollen sie?" "Die meisten nach Deutschland. Da war ein Junge, dem hatten sie mit einem Marker eine Hamburger Adresse auf den Arm geschrieben und damit ganz allein auf die Reise geschickt." Larry meinte "Hoffentlich war es wenigstens ein Permanent Marker."

Er fragte sie, ob sie dem Kapitän des Flüchtlingsschiffs geglaubt habe. Sie verneinte das, sie teilte die Meinung des Oberfähnrichs. "Wahrscheinlich sind die Flüchtlinge aus diesem Schlauchboot übernommen worden." "Ein Seelenfrachter also." "Ja. Und das Schlauchboot war so eine Art Shuttle. Dadurch daß der Kutter unter albanischer Flagge fährt, kann er nicht einfach aus dem Verkehr gezogen werden. Die tun so, als wären sie selbst gezwungen, die Flüchtlinge zu retten."

Larry fragte "Willst du nochmal da hin?" Ingrid erklärte ihm die Situation an der libyschen Küste, soweit sie darüber unterrichtet war. Sie sagte, es wäre auf jeden Fall wichtig, dort unmittelbar nachzuforschen, um den Schlepperbanden und dem Menschenhandel auf die Spur zu kommen.

"Und es ist ausgesprochen gefährlich, sich da hin zu wagen", ergänzte Larry. "Ja, natürlich. Ich dachte, wir könnten es zusammen machen." Larry zog an der Zigarrette, die an seinen Lippen hing. "Ich bin da gerade an einer anderen Sache dran." "Ach so." "Aber ich will auf keinen Fall, daß du allein da hin gehst. Hörst du! Denk' nochmal drüber nach, und wenn du wirklich los willst, sagst du's mir vorher, in Ordnung?" "Ja, Larry, mach' ich."

Ingrid wusste, daß Larry recht hatte. Andererseits wollte sie die Dinge nicht länger aus der Ferne und sozusagen aus zweiter Hand analysieren. Larry war hervorragend vernetzt, er hatte seine Informanten überall sitzen, und die meiste Zeit arbeitete er am Rechner und telefonierte. Er brachte wirklich jede Menge unglaubliche Einzelheiten ans Tageslicht.

Aber irgendwo war auch für ihn eine Tür, die sich nicht öffnen ließ, und was Libyen betraf, so war es ihm trotz aller Anstrengungen bisher nicht gelungen, "in die inneren Kreise" vorzudringen, wie er es nannte. Er konnte sogar arabisch sprechen und kannte sich mit dem *Koran* und der *Scharia*, der islamischen Gesetzgebung, aus, doch er hatte noch keinen Mittelsmann vor Ort gefunden, auf den man sich wirklich verlassen konnte.

Larry hatte Ingrid immer mit allem versorgt, was sie für ihre Artikel brauchte (ohne natürlich seine Quellen preiszugeben). Es hätte sie immens viel Zeit gekostet, das alles selber zu recherchieren. Sie musste sich auch immer auf seine Fakten verlassen, und die waren zu fünfundneunzig Prozent sicher, aber es blieben gewisse fragwürdige Stellen, über die sie nicht besonders glücklich war, und es passierte, daß ihr nach der Veröffentlichung eines Artikels manche Passage nicht glaubwürdig genug erschien.

Sie hatte einen Beitrag über die legendäre persönliche Schutzgarde des Colonels Gaddafi geschrieben, die auch als "Amazonengarde" bezeichnet wurde, weil sie aus militärisch gedrillten Frauen bestand. Gaddafis Frauenwächter wa-

ren einmalig auf der Welt und sie waren selbst im arabischen Raum eine Aufsehen erregende Ausnahme, die allerdings nicht überall Verständnis fand. Wohin Gaddafi auch ging, wurde er von seinen uniformierten (und bewaffneten) Soldatinnen begleitet, und es hatte schon Komplikationen auf der internationalen Bühne gegeben, als sich der Colonel bei einem Staatsbesuch oder auf einer Konferenz weigerte, seine bedrohlichen Beschützerinnen draußen stehenzulassen.

Es gab nicht wenige Leute, die diese Amazonen durchaus attraktiv fanden. Es waren junge, gutaussehende und durchtrainierte Frauen, die in ihren Tarnanzügen mit Springerstiefeln und Basecap (offensichtlich nach amerikanischem Vorbild) beinahe so etwas wie Sexappeal ausstrahlten, was merkwürdigerweise durch den unnahbaren und dominanten Ausdruck in ihrem Gesicht noch verstärkt wurde. Man konnte sich dem Anblick nicht entziehen. Natürlich kursierten über diese Frauen die ungeheuerlichsten Geschichten.

Nach Gaddafis Sturz und Tod war die Leibgarde, wie alles andere in seinem Staat, in Auflösung begriffen. Und plötzlich erschienen Berichte, in denen stand, daß diese Frauen wie Sklavinnen behandelt und zum Sex mit dem Revolutionsführer gezwungen worden waren, und es meldeten sich auch einige Opfer selbst zu Wort, die behaupteten, von Gaddafi vergewaltigt worden zu sein, und zwar mehrfach. Manche waren angeblich nur deshalb rekrutiert worden, um ihm Befriedigung zu verschaffen.

Diese Berichte waren gefundenes Fressen für diejenigen, die den Colonel als jemanden zeigten, der er ihrer Meinung nach immer gewesen war: ein sexgieriger Macho, ein primitiver Kameltreiber, der es bis zum Staatsoberhaupt geschafft hatte, um sich dann nach Belieben an unschuldigen Frauen und Mädchen zu vergehen, denen er, wenn sie sich weigerten, einfach den Hals umdrehen ließ.

Natürlich wusste Ingrid, daß man solchen Berichte nicht ohne weiteres glauben durfte, und sie bemühte sich, objektiv zu bleiben. Sie versuchte auch herauszubekommen, welche Person im einzelnen hinter diesen Aussagen stand, aber das war, selbst mit Larry's Hilfe, ziemlich schwierig. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als (nach guter alter Art und Weise) die kontroversen Meinun-

gen gegenüberzustellen und sich mit einer Bewertung zurückzuhalten.

Es gab zahlreiche Reaktionen auf ihren Artikel. Manche arteten aus in Hasstiraden auf den Tyrannen, andere ergingen sich in Mitleidsbekundungen für die gequälten Frauen. Fast alle äußerten sich anerkennend über die Autorin. Die Zuschrift eines Lesers fand sie besonders bemerkenswert:

Sehr geehrte Frau Jasmund!

Mit großem Interesse habe ich Ihren Artikel über die feminine Leibwache des Colonel Gaddafi gelesen. Bei allem Respekt vor der offensichtlich gutgemeinten Darstellung des Phänomens und dem, soweit ich das beurteilen kann, gefälligen Stil Ihrer Arbeit, möchte ich dennoch eine kritische Bemerkung dazu machen, oder vielmehr folgende Frage aufwerfen: Glauben Sie wirklich, daß ein Despot (als welchen man den Colonel jedenfalls bezeichnen muss) sich auf den Schutz durch eine Leibgarde verlässt, deren Mitglieder er andererseits wie wehrlose und willige Sklavinnen betrachtet?

Versetzen Sie sich einmal in die Lage dieser solcherart gedemütigten Soldatinnen. Welche von denen, die kurz vorher von ihrem Gebieter vergewaltigt worden war, wäre hernach bereit, ihren Leib und ihr Leben für ihn zu riskieren? (Ein solch' extremes Verhalten findet man bei einigen hochzivilisierten europäischen Frauen, die Opfer männlicher Gewaltexzesse geworden sind, und die sich dadurch nur noch fester an ihren Peiniger gebunden fühlen. Aber diese bedauernswerten Frauen sind nicht dafür berufen, ihn ansonsten mit der Waffe zu beschützen und gegen einen Angriff seiner Feinde zu verteidigen.)

Es ergibt nicht den geringsten Sinn und ermangelt jedes noch so verwunderlichen Motivs, daß eine von Gaddafis Wächterinnen dafür, daß er sie als Lustobjekt misshandelt, sich auch noch für ihn opfert und ihm gegebenenfalls das Leben rettet. Übrigens würde unter vergleichbaren Umständen auch kein männlicher Soldat seinem Vorgesetzten auch nur einen Moment lang Gefolgschaft leisten ohne mit der heimlichen Absicht, sich für die Erniedrigung zu rächen. Und andererseits: wäre es nicht völlig verrückt von dem Despoten, zu glauben, diese Frauen würden ihm fortan bedingungslos dienen, anstatt daß sie (wenigstens in all' der Zeit eine von ihnen) die nächstbeste Gelegenheit

nutzen, um ihn in die Hölle fahren zu lassen?

Wahrscheinlich, so dachte Ingrid, war der Schreiber ein Soziologe oder ein Ethnologe, oder er zog Parallelen zwischen der Leibgarde früherer Herrscher der Historie und der Befindlichkeit von Gaddafis Amazonen. Die Argumente hatten immerhin etwas Triftiges, dennoch fragte sich Ingrid, wieso dann jene Frauen sogar von "systematischer" Vergewaltigung sprachen, zumal nach Gaddafis Ermordung, für die keine von ihnen die Verantwortung übernommen hatte.

Sie hatte auch mit Larry darüber gesprochen, der wiederum noch eine andere Erklärung parat hatte. Er meinte, die Vorwürfe, welche diese Frauen jetzt erheben, könnten ihnen auch helfen, verschont zu bleiben, wenn die große Hetzjagd auf Gaddafis Günstlinge einsetzt.

Außerdem wäre es ja auch möglich, daß die "Opfer" auf ihre Art von Gaddafis Sturz profitieren wollten. "Wer unterstützt denn diese Frauen jetzt noch? Wer zahlt ihnen Sold? Sollen sie vor die Weltöffentlichkeit hintreten und sagen: unser Boss ist tot, bitte helft uns mit euern Spenden! Wie viele würden dann erwidern: okay, ihr habt zwar für dieses Schwein Gaddafi gearbeitet, aber jetzt ist das alles vorbei und wir nehmen euch gern bei uns auf."

"Du meinst, sie wollen jetzt ihre eigene Haut retten." "Das wäre doch nur verständlich. Haben die Ehemänner gehabt, die für sie sorgen können? Den möchte ich sehen, der mitanschauen muss, wie seine Frau permanent vergewaltigt wird und nichts dagegen unternehmen kann. Und das als Araber. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sich irgendwer mit so einer Frau abgegeben hätte. Und eine Pension werden sie auch kaum erhalten, aus welcher Kasse sollte sie gezahlt werden? Was machen Frauen, die sich von ihrem Ernährer im Stich gelassen fühlen? Sie klagen ihn an. Sie werfen ihm vor, ihnen Unrecht getan zu haben."

Ingrid wandte ein "Aber das bringt ihnen doch auch nichts mehr ein." "Na ja, vielleicht wenigstens ein paar Scheine für ihre Aussage. Du siehst doch, was sie für die Medien wert ist." "Warum hast du mir das nicht gesagt, bevor ich meinen Artikel darüber geschrieben habe?" "Womöglich hätte es dich davon

abgehalten." "Ja, womöglich." "Außerdem hat er doch gute Wirkung gehabt, was willst du mehr? Da die letzte Klarheit reinzubringen, das würde man wahrscheinlich mit einem ganzen Buch nicht schaffen."

Das Thema ließ ihr aber keine Ruhe. Ob es denkbar wäre, daß manche von den Wächterinnen ebenfalls versuchen zu fliehen, zumal sie in ihrem Land mit Repressalien rechnen müssten. Larry sagte halb ironisch "Du meinst, sie könnten sich als politische Flüchtlinge ausgeben?" "Das nun nicht gerade. Aber sie könnten wie die vielen tausend anderen auch das Land verlassen." "Na ja, schön möglich. Aber hast du bei all' den Flüchtlingen schon mal eine Frau gesehen, die ganz allein unterwegs ist? Klar, sie könnte in der Menge verschwinden, aber sie passt auch nicht in das Schema des typischen Flüchtlings, der auf der Suche nach Arbeit und Einkommen ist, um sich und seine Familie am Leben zu erhalten." Dann sagte Larry "Du würdest gern mal eine von ihnen kennenlernen, stimmt's?" "Ja, das wäre sicher Stoff für eine gute Geschichte", meinte sie.

Ingrid hatte auch mehrmals versucht, den Weg der Flüchtlinge nach ihrer Ankunft in Italien weiter zu verfolgen. Die Aufnahmelager auf der Insel Lampedusa und auf Sizilien waren für Reporter bislang tabu. Es gab spektakuläre Fälle, wie etwa die Bergung von über dreihundert Ertrunkenen. Es wurden lange Reihen von Särgen, eigentlich nur schnell zusammengezimmerte Holzkisten, aufgestellt, und der erschütternde Anblick sollte zur Abschreckung dienen. (Es waren ohnehin keine Angehörigen da, die eine Trauerfeier daraus gemacht hätten.) Von keinem dieser Toten hat man jemals auch nur den Namen erfahren.

Über die Prozedur der Aufnahme derer, die es lebend bis an die Küste Europas geschafft hatten, gab es von offizieller Seite nur spärliche Informationen. Wenn im Fernsehen Helfer zu sehen waren, die einen Mundschutz trugen, konnte man sich denken, daß die Flüchtlinge auf Krankheiten oder auf Ungeziefer untersucht wurden, Maßnahmen, wie sie seit jeher bei der Einwanderung üblich waren. Aber was geschah in den Diensträumen der Behörde? Ingrid hatte mit einem italienischen Beamten gesprochen, der sagte, man würde die Flüchtlinge fotografieren und ihre Fingerabdrücke nehmen.

Sie wurden auch befragt, woher sie kämen und was der Grund ihrer Flucht wäre. Nach Europa einzuwandern stand jedem Bürger eines jeden Landes frei, die Staaten der Europäischen Union durften per Gesetz niemanden daran hindern, solange er legal über die Grenze kam. Der Aufenthalt dagegen war nur unter bestimmten Voraussetzungen erlaubt, und eine davon war die Frage, ob der Immigrant aus einem Land kommt, in dem er lebensbedrohlichen Umständen ausgesetzt war. Es gab Listen solcher Herkunftsländer, wo beispielsweise politisch Andersdenkende gefoltert oder ermordet wurden.

Aber erstens war es schwierig festzustellen, woher einer wirklich stammte (die meisten waren ja bloß "irgendwie schwarz", und wer konnte mit Sicherheit sagen, ob es ein *somalisches* oder ein *nigerianisches* Schwarz oder vielleicht sogar ein *sudanesisches* Schwarz war), und zweitens war es angesichts der Massen inzwischen unmöglich, jeden einzelnen nach seinen Motiven zu fragen und dann auch noch ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen. Genügten ein paar schlecht verheilte Narben auf dem Rücken als Beweis für eine Folterung?

Larry hatte Ingrid die Sachlage erklärt: Würde man einem Flüchtling in Italien einen Aufenthalts Status geben, dann könnte er, wenn er in ein anderes europäisches Land weiterreist, nach Italien zurückgeschickt werden, weil er einerseits kein EU Bürger ist, der sich frei bewegen kann, andererseits aber auch nicht unmittelbar aus einem Land kommt, wo er an Leib und Leben bedroht wäre. Italien müsste ihn wieder zurücknehmen.

Kein Wunder also, daß es jede Menge Flüchtlinge gab, die ohne einen solchen Status unterwegs waren und versuchten, über die italienische Grenze nach Frankreich oder nach Deutschland oder gar bis nach Skandinavien zu gelangen. Wie waren diese Menschen eigentlich durch die italienische Erstaufnahme gekommen? Oder anders gefragt: als was hatte man sie dort registriert?

Ingrid hatte deutsche Polizisten bei ihrer Streife in Eisenbahnzügen begleitet, die von Oberitalien über den Brenner nach Deutschland fuhren. Diese Polizisten arbeiteten mehr oder weniger formell mit ihren italienischen Kollegen zusammen, sie stiegen in Bozen in den Zug und hielten nach Flüchtlingen Ausschau, um sie möglichst noch vor der Grenze herauszufischen. Man durfte sie nicht festnehmen, man konnte sie bloß aus dem Zug werfen und vom Bahn-

steig vertreiben. Es war nur eine Frage der Zeit, wann sie es erneut versuchen würden. Manche machten sich sogar zu Fuß auf den Weg über die Alpen, in völliger Unkenntnis der geografischen Verhältnisse. Ingrid hätte zu gern gewusst, was man diesen Menschen in ihrer Heimat über Städte wie Hamburg oder Paris erzählte. Und warum wollten sie nicht nach Warschau oder nach Bukarest?

Es gab ein weiteres Problem, das die europäischen Politiker insgeheim vielleicht noch mehr beunruhigte als die Tatsache, daß beinahe jede Woche ein paar hundert Afrikaner im Meer ertranken. Man fragte sich, ob unter den Einwanderern nicht auch potentielle Terroristen waren, die auf diesem Wege relativ unbehelligt nach Europa kommen und sich hier letztlich an jedem beliebigen Ort festsetzen konnten, um ihre teuflischen Anschläge zu planen und auszuführen. Man nannte sie "Schläfer", die sich so lange nicht rührten, bis ihnen der Befehl zum Handeln gegeben wurde, und dann schlugen sie urplötzlich zu.

Mittlerweile hätten sich in den Metropolen konspirative Zellen bilden können, die als Anlaufstelle für neu ankommende Gottes Krieger, die Dschihadi, fungierten. Keinem von denen konnte man seine wahren Absichten ansehen, und wenn man sie entdeckte und entlarvte, war es nicht selten zu spät. Die Überwachungs Organe sprachen von Personal Notstand, von "rund um die Uhr Observation", die nötig sei, und einige (auch prominente) Politiker forderten ein "effizienteres System" der Personen Kontrolle, als erstes jedoch eine umfassendere Daten Speicherung.

Daher war es ratsam, die Immigranten nicht erst im Dickicht des Großstadt Dschungels untertauchen zu lassen und dort ihre Spur zu verlieren, sondern sie ("ein bisschen nach deutscher Manier", wie Larry sagte) an einem Ort zu konzentrieren, wo man sie im Auge behalten konnte. Aber es gab keine zentralen Lager, also war die Unterbringung Angelegenheit der einzelnen Bundesländer, das hieß, ein Landkreis oder eine Kommune musste sie entsprechend der vorhandenen Kapazitäten selbst organisieren.

Die Bereitschaft oder auch die Weigerung, Flüchtlinge an einem bestimmten Ort aufzunehmen, hing - je mehr es wurden, umso stärker - von der Einstellung der einheimischen Bevölkerung ab. Manche plädierten (auch eingedenk

der Historie) ohne Einschränkung für eine Aufnahme, sie sagten, früher hätten andere Länder deutsche Emigranten hereingelassen, jetzt könnte man sich dafür revanchieren und den Vertriebenen eine Bleibe bieten.

Doch es gab auch Leute, die gar nichts mit fremden und noch dazu armseligen Einwanderern zu tun und sie erst recht nicht als Nachbarn haben wollten und vehement dagegen protestierten, ihnen Unterkunft und - was damit unweigerlich zusammenhing - Sozialleistungen zu gewähren.

* * * * *

Knapp fünfzig Kilometer nordöstlich von Leipzig lag der Ort Rautenberg an der Womme, einem kleinen Zufluss zur Elbe. Die Umgebung von Rautenberg war von einer, stellenweise urwüchsigen, Heidelandschaft geprägt, Teile davon waren Naturschutz Gebiet mit einem Vorkommen an seltenen Tier- und Pflanzenarten. Rautenberg war mit der Eisenbahn über eine Nebenstrecke erreichbar, die dann gleich nach der innerdeutschen Wiedervereinigung stillgelegt wurde, weil sie unrentabel war.

Zu Zeiten des geteilten Deutschlands, also auf dem Territorium der Deutschen Demokratischen Republik befand sich bei Rautenberg eine Ausbildungsstätte der Nationalen Volksarmee, eine Schule für Unteroffiziere, die für den Dienst bei den "Luftstreitkräften", wie die Luftwaffe bezeichnet wurde, vorgesehen waren. Dieses Objekt war Anfang der achtziger Jahre neu erbaut worden, mit mehrstöckigen Kasernen für die Soldaten, mit Gebäuden für die Versorgung und die technische Sicherstellung, und mit Schulungsräumen und Hallen für den theoretischen und praktischen Unterricht. Es gab auch einen kleinen Flugplatz, der zumindest für Hubschrauber und Kleinflugzeuge geeignet war.

Nach der politischen Wende in der DDR wurde der Standort Rautenberg von der Bundeswehr nicht weitergeführt, was vor allem daran lag, daß ausschließlich sowjetische Flugzeug Technik benutzt worden war, die nicht übernommen werden konnte. Für eine Nutzung entsprechend der Bundeswehr oder NATO Pläne gab es offenbar keine hinreichenden Gründe. Das Objekt wurde "abgewickelt" und ging in den Besitz der Kommune Rautenberg über.

Gebäude und Liegenschaft wurden zum Verkauf angeboten, aber es fanden sich keine "Nachmieter" oder Interessenten. Dann wurde eines Tages überraschend der Beschluss gefasst, das Objekt zu sanieren, und eine Baufirma aus Düsseldorf bekam den Auftrag über mehrere Millionen D-Mark. Die Kommune musste extra einen Kredit dafür aufnehmen. Kurz vor dem Abschluss der Sanierung ging die Baufirma in Konkurs und der Bürgermeister bekam eine Klage wegen Vorteilsnahme und Steuerhinterziehung an den Hals, kam aber glimpflich dabei weg.

Dann verfiel das Objekt nach und nach; es zeigte sich, daß bei der angeblichen Sanierung überall nur gefuscht worden war. Als die Zahl der Flüchtlinge, die nach Deutschland kamen, rasant anstieg, wurde im Kommunalrat (unter dem Vorsitz eines neuen Bürgermeisters) entschieden, daß man einige ausgewählte Gebäude der Fliegerschule dem Bundesministerium als Unterkunft für Immigranten zur Verfügung stellte.

Es wurde ein Verein für die Verwaltung der "Wohnheime für Asylbewerber" gegründet, welcher von einem Schwager des Bürgermeisters geführt wurde und aufgrund seiner Gemeinnützigkeit von Steuern befreit war. Die beträchtlichen Einnahmen aus den Leistungen, die dem Bund in Rechnung gestellt wurden, flossen, wie man versicherte, zum größten Teil wieder in den Betrieb.

Aber die Einwohner von Rautenberg waren ganz und gar nicht erfreut über die zwangsweise Ansiedlung von Negern und Arabern mitten in der Heide, egal wie lukrativ sie für die kommunale Kasse waren. Es blieb ihnen auch nicht verborgen, daß für die Energieversorgung oder die Instandsetzung gerade solche Firmen beauftragt wurden, die mit dem Bürgermeister und seinen Räten mehr oder weniger verbandelt waren.

Es kam regelmäßig zu Vorfällen, die den Zorn der Bevölkerung auf die "Buschmänner und Kameltreiber" anheizten, Einbrüche, die ihnen zugeschrieben, Pöbeleien und Randalen, die ihnen zur Last gelegt wurden. Es gab auch haufenweise üble Gerüchte über sexuelle Übergriffe auf einheimische Frauen und Mädchen. Schließlich brachte ein Ereignis das Fass zum Überlaufen. Eine Elfjährige war verschwunden, und man zweifelte nicht daran, daß sie von (um Himmels Willen wie vielen!) der schwarzen Banausen entführt worden war.

Glücklicherweise tauchte sie drei Tage später unversehrt wieder auf, schwieg aber beharrlich.

Gerade um diese Zeit plante der Bürgermeister eine "Erweiterung der Kapazitäten", sprich: es sollten zwei weitere Wohnblocks für die Aufnahme der Asylanten hergerichtet werden. Es hagelte Proteste, es wurde ein anderer Verein gegründet, der sich gegen eine "Überfremdung" der hiesigen Verhältnisse stark machte, und in dessen Umfeld auch schon mal ein Pamphlet kursierte, das (vielleicht unfreiwillig komisch) mit "Das Rautenberger Reinheits-Gebot" betitelt war. Der Bürgermeister hatte es nicht leicht, seine Pläne durchzuboxen. Er wurde beschimpft, erhielt Drohungen per E-Mail, sogar seine Kinder in der Schule bekamen die Verachtung zu spüren. Man behauptete auch, seine Frau halte sich ein paar von den "Bimbo's" als Diener in dem luxuriösen Haus auf einem idyllischen Grundstück mit Swimmingpool und Gartenlaube.

Und dann brannte es plötzlich in einem Wohngebäude, einige der Immigranten erlitten eine Rauchvergiftung, ein halbes Dutzend der Räume war lädiert, auf der Fassade hatte jemand mit roter Farbe "Kanaken Raus aus Deutschland!" gesprüht. Rautenberg kam in die Nachrichten. Fernseh Teams überschwemmten den Ort und zerrten alles, was bei drei nicht auf den Bäumen war, vor die Mikrofone. Es gab auch genügend Leute, die ihre Meinung laut kundtun wollten, und merkwürdigerweise gerade solche, die mehr oder minder Sympathie für die Flüchtlinge zeigten.

Ingrid Jasmund verfolgte im Vorabendprogramm eine "Liveschaltung" aus Rautenberg, wo eine smarte Moderatorin vor dem Hintergrund ausgebrannter Fensterlöcher ein junges Mädchen namens Carolin P. nach ihrer Meinung über die Ereignisse befragte. Carolin war mindestens einen Kopf kleiner als die Moderatorin, sie hatte dunkles, halblanges, glattes Haar, ein paar hübsche Augen und einen kecken Ausdruck um Nase und Mund. Sie hatte ein Baby auf dem Arm, an dem sich nur ein pinkfarbener Schnuller bewegte.

Sie sagte, sie hätte nichts gegen die Flüchtlinge. Man sollte sich doch mal anschauen, wie die hier leben müssten, "so eingesperrt wie im Knast". Die wollten ja auch nur ein besseres Leben führen und Arbeit finden und so weiter. Ob sie denn keine Angst hätte, fragte die Moderatorin, daß ihr oder ihrem Baby

etwas angetan werden könnte. Carolin verzog die Augenbrauen. "Was meinen Sie'dn jetzt damit?" "Es wird behauptet, daß die Asylanten schon Mädchen belästigt haben", hakte die Moderatorin nach. "Ach, na ja", machte Carolin und wiegte ihr Baby, "da gibt es immer welche." "Was für welche?" "Na, die so was behaupten." Zuletzt sagte sie "Kann ich noch jemand grüßen?" "Ja, bitte." "Hallo Andy, ich hab' dich lieb."

Ingrid gefiel es, wie das Mädchen redete. Aber im Internet ertete sie mit ihrem Auftritt nur Spott und Häme, ein regelrechter Shit Storm fegte über sie hinweg, der sich im Ort selbst erhoben hatte. Jedermann wüsste ja nur zu gut, daß die Carolin Pawatzki selber gern mal "auf einem Araberschwanz reiten" wollte.

Und dann entdeckte Ingrid in einer anderen Sendung jenen Mann wieder, den sie zusammen mit dem mit der Sonnenbrille in Catania gesehen hatte, jedenfalls dachte sie im ersten Moment, er wäre es. Leider war es nur diese eine kurze Aufnahme. Sie sagte es Larry, der meinte, es sei gut möglich, daß der Mann dort gelandet ist, und Ingrid hatte irgendwie das Gefühl, das alles sei kein Zufall.

Was die beiden nicht wussten: im Aufnahmelager in Catania hatte dieser Mann (der offenbar arabischer Herkunft war) ein ominöses Dokument in deutscher Sprache vorgelegt, mit dem die italienischen Beamten nichts anzufangen wussten. Nur soviel, daß es sich anscheinend um eine Art Zeugnis handelte und daß es in einem Ort namens Rautenberg ausgestellt worden war, allerdings vor über fünfundzwanzig Jahren. Ohne sich um den genauen Inhalt zu scheren, reichten die Italiener den Mann nach Deutschland weiter, mit dem Vermerk, er sei im Besitz eines deutschen Ausbildungs Nachweises. Daß der Mann bei Abschluss dieser Ausbildung noch gar nicht auf der Welt gewesen sein konnte, war hierbei völlig irrelevant.

Ingrid Jasmund fuhr nach Rautenberg und machte als erstes diese Carolin Pawatzki ausfindig. Sie wohnte im fünften Stock in einer alten DDR Plattenbau Siedlung, der Fahrstuhl war defekt und es roch nach angebranntem Fett. Auf dem Klingelschild stand: Vogel / Pawatzki. Carolin öffnete, sie hatte ihr Baby auf dem Arm, mit einem himmelblauen Schnuller im Mund.

"Was wollen Sie?", fragte Carolin nicht gerade einladend. Ingrid stellte sich vor und sagte, sie sei Journalistin, und Bums! war die Tür wieder zu. Ingrid rief, sie wäre nicht vom Fernsehen. "Ist mir egal", hörte sie von drinnen, "ihr könnt mich mal!" "Ich fand das gut, was du gesagt hast." Keine Reaktion. "Ich bin auf der Suche nach einem Asylbewerber." "Na dann viel Glück." "Ich dachte, du könntest mir weiterhelfen. Ich bin wirklich allein. Ehrlich." Es dauerte einen Moment, dann ging die Tür wieder auf und Carolin sagte "Was soll'n das heißen: ich soll Ihnen helfen?" "Kann ich hereinkommen?" Carolin musterte sie von oben bis unten und schaukelte dabei ihr Baby, der Schnuller wackelte. "Na ja, ich bin aber gerade beim Aufräumen." "Okay."

Sie gingen in die Küche, Carolin räumte mit einer Hand das Geschirr vom Tisch. "Wollen Sie ein' Kaffee?" "Wenn es keine Umstände macht." Ingrid setzte sich, Carolin hantierte weiter einhändig. "Soll ich dein Kind solange nehmen?" Sie musste nochmal fragen. Carolin gab es ihr, Ingrid schaute es an, es hatte ein hübsches, gesundes Gesicht, es schlief und nuckelte dabei am Schnuller, Ingrid fasste behutsam sein rosafarbenes Händchen. "Wie heißt dein Kind?" "Britney." "Nach Britney Spears?" "Nach wen?", fragte Carolin und stellte die Kaffeebecher auf den Tisch.

"Der andere Name auf euerm Klingelschild, ist das der von Andy?" "Woher kennen Sie ihn?", fragte Carolin verblüfft. "Du hast ihn im Fernsehen begrüßt." "Ach ja, stimmt. Sie passen aber auf." "Was macht er?" "Wie, was macht er?" "Ich meine, arbeitet er?" "Ja, als Elektriker bei Kleschke." "Ist bestimmt ein guter Job." "Ja, aber der Kleschke ist ein Arschloch." Carolin schob ihr die Zuckerdose hin. "Hast du auch einen Schluck Milch?" Sie holte die Packung aus dem Kühlschrank. Dann nahm sie ihr Baby wieder.

"Haben Sie auch gelesen, was im Internet über mich steht?" "Ja, hab' ich." Carolin schwieg und sie schlürften ihren Kaffee, es war eine ziemlich fade Lauge. Dann sagte sie "Wer soll'n das sein, den Sie da suchen?" "Das weiß ich eben nicht genau. Ich glaube, ich bin ihm schon mal begegnet." "Und was wollen Sie von ihm?" "Hm", machte Ingrid, "das weiß ich auch nicht so genau." "Aber Sie wissen schon, wo Sie jetzt grade sind, oder?" Ingrid lachte.

Sie sagte, sie hätte ihn auch im Fernsehen gesehen und glaube, er wäre es. Sie erzählte Carolin von dem Aufnahmelager in Catania, und dann beschrieb sie den Mann, und sie war irgendwie doch nicht überrascht, als Carolin sagte "Na, das kann nur Massud sein." "Massud?" "Ja, Massud Abdel heißt er richtig." "Du kennst ihn?" "Ja", erwiderte Carolin kurz, und Ingrid merkte, daß es wahrscheinlich diese Bekanntschaft war, wegen der sie in Verruf gekommen war.

Dann sagte Carolin wie von selbst "Das ist gar nicht wahr, daß ich auf einen Araberschwanz reiten will!" "Okay", meinte Ingrid, "das habe ich auch nicht geglaubt." Das Mädchen regte sich ein bisschen auf. "Die so was quatschen, das sind selber die größten Pfeifen. Ich hab' überhaupt nichts mit denen. Ich habe Massud dabei geholfen, als er ... also bei seinen Antrag und den ganzen Kram, das ist nämlich ganz schön schwer für die, sich da reinzufuchsen und wenn sie ihre Familie herholen wollen." "Will Massud denn seine Familie herholen?" "Na sag' ich doch, daß es da drum geht. Und diese Blödhammel quatschen was von Araberschwänzen und so'n Mist, und die sind vielleicht bloß neidisch drauf." "Wie hast du Massud kennengelernt?" "Beim Tanz, in der 'Muschel', das ist hier so'ne Kneipe." "War er auch schon hier bei ... euch?" "Nein", sagte Carolin, und Ingrid merkte, daß es nicht stimmte.

"Was haben Sie'dn jetzt vor?" "Würdest du mich mit Massud bekanntmachen?" "Und dann?" Ingrid sagte ihr, daß es da noch einen anderen Mann gebe, der ihr dort in Catania aufgefallen war und den Massud vielleicht kennt. Carolin meinte "Entschuldigen Sie, wenn ich das so sage: aber Sie reden auch ganz schönen Mist zusammen." "Ja, womöglich klingt das irgendwie verworren. Es ist nur ... weißt du, ich habe manchmal so ein Gefühl, daß ich etwas Bestimmtes herausfinden muss, ich meine, wäre ich sonst Journalistin geworden?" "Ach so, stimmt ja", sagte Carolin und fügte hinzu "ich hab' mir auch schon überlegt, ob ich mal so was in die Richtung mache."

Das Handy summte, Carolin nahm es. "Ja, was ist?" Sie hörte hin, dann sagte sie "Nee, nicht die für drei neunundvierzig, da gibt es noch eine andere für zwei neunundsiebzig, da sind auch zwanzig Stück drin." Sie hörte hin. "Weiß ich nicht." Sie hörte lange hin und machte nebenbei Ingrid ein Zeichen, ob sie noch einen Kaffee wollte, Ingrid schüttelte den Kopf, Carolin sagte ins Handy

"Na, das ist doch nicht meine Schuld, wenn du das nicht kapiert ... Ja ja, hast du schon mal gesagt ... weiß ich noch nicht, muss ich drüber nachdenken ... nee, jetzt nicht ... ja, von mir aus ... ja ... warte mal", sie fragte Ingrid "wollen Sie heute abend noch mal herkommen?" "Ja, gern." Und ins Handy: "Hör' mal, bringst du noch zwei solche Salate mit ... Sa-la-te, mit Dressing ... ja die ... was? ... niemand ... was? ... jetzt frag' nicht so blöd ... nee, ich sag's dir doch ... nee, eine Bekannte, hast du das gerafft mit den Salat? ... Ja, ich denk' drüber nach." Sie drückte auf Aus und legte das Handy hin.

Britney begann sich zu regen. "Ich muss sie jetzt stillen." "Ja, gut. Dann werde ich ..." "Wo wollen Sie schlafen?" "Bitte?" "Sie müssen doch irgendwo übernachten." "Ja, ich werde sehen, ob es ein Hotel gibt." "Beim Markt ist eins." "Okay." "Das war übrigens ernst gemeint mit nachher", bekräftigte Carolin, und Ingrid sagte "Schön. Soll ich noch was mitbringen?" "Keine Ahnung. Wenn Sie was trinken wollen, ich meine, ich hab' nur was ohne Alkohol." "Ja, klar. Also bis dann." "Ja, bis dann." Als Ingrid fast draußen war, sagte Carolin "Das hat Ihnen echt gefallen, was ich gesagt habe?" "Was? Im Fernsehen? Ja, das war gut."

Es war noch hell, als Ingrid abends zu Carolin kam. Andy war da und hatte die Besorgungen gebracht (Ingrid hatte geahnt, daß er das am Handy gewesen war). "Das ist Andreas", stellte Carolin ihn vor. Ingrid sagte, wer sie ist, und sie gaben sich die Hand. Andreas war großgewachsen und spindeldürr, aber er hatte kräftige Hände. Er hatte eine undefinierbare Haarfrisur, eine ziemlich große Nase, einen schiefen Schneidezahn und eine Narbe am Kinn. Er sah aus, als hätte er als Junge jede Menge Unfug angestellt und sich diebisch drüber gefreut.

Carolin gegenüber schien er sehr kleinlaut. Sie rügte ihn, weil er das falsche Zeug eingekauft hatte. Er nahm es schweigend hin, dann murmelte sie "Na ja, das hier geht auch." Andreas hatte Britney auf den Arm genommen und schaukelte sie sachte. Carolin rief "Wieso hast du dreimal Salat mitgebracht?" "Ich dachte ..." "Andy! Ingrid und ich, wir müssen was unter uns bequatschen. Ich hab' dir doch gesagt, ich muss drüber nachdenken, und dann reden wir miteinander." "Und wann?" "Weiß nicht. Morgen vielleicht. Ich muss drüber schlafen. Das ist grad alles 'n bisschen zuviel für mich." "Dann morgen." "Ja,

vielleicht. Nimm' dein Salat mit."

Als er weg war, sagte Ingrid "Wenn ich gewusst hätte, daß ich hier so dazwischenplatze, wäre ich nicht gekommen." Carolin winkte (mit der freien Hand) ab. "Das ist vielleicht nicht so, wie Sie denken." "Wie ist es denn?" "Ich bin stinksauer auf ihn gewesen." "Warum?" "Weil er so getan hat, als würde er mich nicht kennen, als die gesagt haben, ich würde ... also dieser ganze gemeine Mist mit den Araberschwanz und so. Da haben sie Andy damit aufgezogen, weil natürlich jeder weiß, daß wir zusammen sind und daß Andy ja auch der Vater von Britney ist. Das habe ich Ihnen noch gar nicht erzählt, daß Andy der Vater von Britney ist." "Das habe ich jetzt ganz selbstverständlich angenommen", sagte Ingrid sehr vertraulich, und Carolin sagte "Genau."

Ingrid fragte vorsichtig "War das denn wirklich so schlimm, daß du stinksauer auf ihn bist?" Carolin zog die Brauen hoch. "Na, ich weiß ja nicht! Wenn zu Ihnen jemand so was sagt, flippen Sie da nicht aus?" "Ja doch. Du hast recht." "Ich meine, ich erwarte ja nicht gleich, daß er denen eins auf die Mütze haut, aber ... ich hab' genau gesehen, daß es ihn peinlich ist, daß sie so was über mich sagen." "Aber er weiß doch auch, daß es nicht stimmt." "Freilich weiß er, daß es nicht stimmt." "Und jetzt will er darüber reden?" "Ich will ja auch drüber reden."

Sie machte eine Pause und stocherte im Salat herum, dann seufzte sie auf einmal und sagte "Die ganze Sache mit Massud, die nimmt mich ganz schön mit. Das ist eigentlich alles so traurig." Ingrid sah sie an, sie wollte nicht fragen, ob sie etwas an Massud findet. Vielleicht war es ja so und sie wollte es nicht wahrhaben. Carolin sagte "Andy hat seine Arbeit und sein Motorrad und seine Kumpels, auch wenn die manchmal voll die Idioten sind. Und ich sitz' hier die ganze Zeit mit Britney 'rum und warte bloß drauf, daß er heimkommt."

"Wo ist er denn jetzt?" "Bei meinen Eltern." "Ach so? Und was sagen die dazu?" "Die verstehen sich prima." "Wohnen seine Eltern auch hier?" "Nee, die wohnen irgendwo an der Küste." "Du wirst ihn aber irgendwann wieder 'reinlassen, oder?" "Ja klar", sagte sie und blickte vor sich hin. Ingrid erkannte, daß Carolin gerade so etwas wie eine Sinnkrise in ihrem Leben hatte.

Sie wollte etwas Tröstliches sagen, da meinte Carolin "Ich hab' mit Massud gesprochen, er will sich morgen mit Ihnen treffen." "Wirklich?" "Ja. Ich hab' gesagt, vor'n Kaufland, da ist so'n kleiner Park." "Kommst du mit?" "Soll ich denn?" "Wäre mir lieb. Wo du mir schon so weit geholfen hast." "Hab' ich Ihnen eigentlich schon meine Awokado gezeigt?" "Deine was?" "Kennen Sie keine Awokado?" "Die Südfrucht?" "Hab' ich aus'n Kern großgezogen."

Sie führte Ingrid ins Nebenzimmer, auf dem Fensterbrett stand ein Blumentopf mit einem dünnen Stämmchen und einem Dutzend fette grüne Blätter. "Ist jetzt ungefähr anderthalb Jahre alt. Hat Andy mal eine aus'n Kaufland mitgebracht, war total hart und so, hab' ich den Kern einfach in die Erde gesteckt, und ist was draus geworden! Nicht schlecht, oder?" "Ich wusste gar nicht, daß so was funktioniert." "Bei mir schon." "Redest du auch mit ihr?" Carolin ließ einen Lacher los. "Was?" "Im Ernst, manche Leute sagen, man muss mit seinen Pflanzen reden." "Und dann?" "Dann wachsen sie leichter." Carolin musste immer noch lachen. "Na ja, mal sehen, wenn mir was einfällt, mach' ich's vielleicht."

Massud war tatsächlich der fragliche Mann. Er hatte einen schwarzen Lockenkopf und ein jugendliches, fast unschuldiges Gesicht, es war eine Mischung aus Neugier und Naivität, die aus seinem Blick sprach. Er hatte sehr reine, getönte Haut (Carolin sagte "wie Wüstensand") und sein Drei Tage Bart gab ihm eine Spur von Abenteuerertum und Nachlässigkeit, er wirkte wie ein Desperado, dem mancher Fehler im Leben unterlaufen war - und gerade das machte ihn interessant. Ingrid konnte es gut verstehen, wenn Carolin von seiner Erscheinung beeindruckt war.

Massud war freundlich, eher höflich und zurückhaltend, aber er schien irgendwas im Schilde zu führen. Carolin (mit ihrem Baby auf dem Arm) schien auch irgendwie gehemmt, und Ingrid kam es vor, als hätte sich zwischen den beiden schon etwas abgespielt, das sie jetzt ihr, der Fremden, gegenüber zu verbergen suchten.

Sie unterhielten sich auf deutsch und englisch (Carolin hatte erstaunliche Wendungen auf Lager), mit Zeichen und Gesten, und Ingrid konnte etwas

Arabisch aus einem Kurs in der Volkshochschule. Ingrid sagte nichts von der Landung in Catania, und sie konnte beim besten Willen nicht erkennen, ob Massud sie dort bemerkt hatte. Doch die ganze Zeit musste sie an Massuds Begleiter denken, den Mann mit der Sonnenbrille.

Nach und nach wurde die Atmosphäre lockerer, Carolin fragte ihn nach den Dingen, die sie selbst schon wusste und die er jetzt Ingrid mitteilen sollte. "Sie kann dir bestimmt auch helfen", sagte Carolin und fügte in einem eigenartigen Ton hinzu "denn weißt du, Massud, ich kann ja nicht ewig für dich da sein." Aber damit brachte sie Ingrid in Verlegenheit, denn worin sollte ihre Hilfe bestehen? Sie betonte, daß sie in erster Linie als Journalistin über das Schicksal der Flüchtlinge aus Libyen berichten wollte und auch nicht über die erforderlichen Beziehungen verfügt, um in Einzelfällen behilflich zu sein.

Carolin entgegnete "Jetzt quatschen Sie aber wieder Unsinn. Ich denke, Sie wollten extra mit Massud sprechen." "Ja, will ich auch", sagte Ingrid und merkte, wie unsicher sie war. Massud sagte "Was wollen Sie wissen?", und Ingrid stellte ein paar Fragen nach seiner Herkunft und seinen Plänen, auch nach seiner Familie, und Massud gab ihr Antwort. Carolin sagte "Zeig' ihr doch mal dein Zeugnis." (Sie hatte ihm wohl vorher gesagt, er solle es mitbringen.)

Er holte aus seinem Rucksack ein zusammengefaltetes Dokument hervor, Carolin nahm es ihm weg, schüttelte es mit einer Hand auseinander und hielt es Ingrid vor die Nase. "Hier! Sehen Sie mal. Das ist ein deutsches Zeugnis für einen Facharbeiter. Damit könnte sich Massud auf Arbeit bewerben. Und wenn er Arbeit kriegt, kann er hierbleiben und seine ganze Familie herkommen lassen."

Ingrid las es durch, da stand etwas von einer Ausbildung zum Flugzeug Techniker und dem zugehörigen Abschluss. Es waren Fächer aufgeführt, die Ingrid nicht kannte, und es standen da allerlei technische Bezeichnungen, mit denen sie noch viel weniger anfangen konnte, sogar auf der Rückseite waren weitere Erläuterungen gegeben. Der Name des Inhabers war auf arabisch eingetragen, und jemand hatte in Klammern Massud Abdel Turabin darunter geschrieben.

Ingrid sagte "Das stammt noch aus der Nationalen Volksarmee der DDR, ich

glaube nicht, daß das heute anerkannt wird." "Wieso denn nicht", erwiderte Carolin, "mein Vater sagt, das gilt für immer." Ingrid rief "Das ist ja hier in Rautenberg ausgestellt worden!" "Ebendarum", sagte Carolin, "das war hier in dieser Armee Schule. Mein Vater hat auch dort gearbeitet." "Als was?" "Als Heizer. Bis nach der Wende." "Aber das kann unmöglich Massuds Zeugnis sein." "Da steht aber eindeutig sein Name." "Carolin", sagte Ingrid, "wir wissen alle drei, daß das nicht ursprünglich auf Massud lautet." Carolin schwieg und biss sich auf die Lippen.

Ingrid fragte Massud "Woher haben Sie das?" "Es gehört mir", antwortete er. "Ja, aber von wem haben Sie es?" "Da steht mein Name darauf." "Leute!", sagte Ingrid, "Ich befürchte, mit diesem Wisch bekommt ihr eher Schwierigkeiten, als daß er euch weiterhilft." "Was soll'n das jetzt heißen?", ereiferte sich Carolin, "wollen Sie Massud in Schwierigkeiten bringen? Sind Sie deshalb hergekommen?" "Ich will niemanden in Schwierigkeiten bringen. Aber ihr glaubt doch nicht allen Ernstes, daß ihr damit bei unsern deutschen Behörden durchkommt, mal abgesehen davon, daß es aus den Zeiten stammt, als diese Armee noch der Todfeind der Bundesrepublik war."

Carolin verdrehte die Augen. "Am Arsch! Es geht doch erstmal dadrum, daß sie Massud nicht wieder abschieben können." "Okay. Aber wenn man ihm Urkundenfälschung und Vorspiegelung falscher Tatsachen nachweisen kann, ist er schwuppdwupp wieder draußen." Carolin entgegnete nichts. Britney regte sich. "Ich muss jetzt heim. Ihr könnt' ja noch weiter quatschen." Ingrid gab Massud das Dokument zurück. Carolin flüsterte ihr zu "Versuchen Sie mal rauszukriegen, wo er hin will."

Als Ingrid am späten Nachmittag zu Carolin kam, war Andreas da. Sie wollte nicht stören, aber Carolin sagte, sie sollte dableiben, und Andreas nickte bloß, er hatte Britney auf dem Arm, die an einem erdbeerrotten Schnuller nuckelte. Carolin gab Ingrid ein Zeichen, das bedeutete, sie sollte nicht gleich von Massud reden, und Ingrid unterhielt sich mit Andreas über seine Arbeit und dann fragte sie ihn nach seinem Motorrad, das Carolin erwähnt hatte.

Aber das war nicht gerade glücklich gewählt, denn Carolin war nicht gut drauf zu sprechen. "Was für eins ist das?", hatte Ingrid gefragt, und Andreas sagte

"Eine Kawasaki." "Oh ja, eine Kawasaki!", äffte Carolin ihn nach, "Na toll! Und sag' Ingrid auch, daß du ja sooo wahnsinnig in deine Kawasaki verliebt bist." "Ich bin stolz drauf, na und", sagte Andreas ruhig, "das ist doch nicht verboten, oder?" "Ich verbiet' es dir auch gar nicht", sagte Carolin, "ich gön'n' es dir ja." "Trotzdem regst du dich immer drüber auf, Caro", sagte er, "das macht mich manchmal richtig fertig." "Und ich hab' manchmal das Gefühl, als würdeste deine Kawasaki mehr als uns beide lieben."

Sie stellte mit verbissener Miene die Kaffeebecher auf den Tisch. "Jedenfalls mehr als mich." "Das stimmt doch gar nicht", verteidigte sich Andreas, "ich hab' euch über alles lieb." Es klang beinahe rührend. "Es ist nur eine Maschine. Caro, wie kannst du denken, ich würde eine Maschine mehr lieben als euch, Britney und dich." "Das sagst du jetzt. Wo Ingrid da ist." "Das sag' ich, weil es so ist."

"Ach, und wie kommt's dann, daß du uns dauernd sitzenlässt und auf deiner Kawasaki einfach abhaust, als würdeste bloß fort wollen." Andreas schwieg, Carolin unterdrückte die Tränen. "Ein Glück auch, daß da nur einer draufpasst und dass du uns nicht mitnehmen kannst. Glaub' bloß nicht, ich würde das nicht merken, daß'de uns manchmal satthast." "Das ist jetzt nicht fair, Caro", sagte Andreas und seine Stimme stockte.

Sie sagte, mehr zu Ingrid gewandt, "Wir haben schon hundertmal drüber gequatscht, daß wir uns 'n Auto anschaffen, schon als ich noch schwanger war. Und dann wär' auch die ganze Schohse mit wie ich rechtzeitig in die Klinik komme nicht gewesen. Das war nämlich nicht so prickelnd, um's mal so zu sagen, da wär' ich nämlich fast draufgegangen." "Jetzt hör' aber auf", sagte Andreas ohne die Ruhe zu verlieren, "ich habe etliche Male vorgeschlagen, daß wir die Kawasaki verkaufen und uns 'n Auto zulegen. Und ich möcht' dich dran erinnern, daß du es gewesen bist, die das Geld von deinem Vater abgelehnt hat." "Ja, erinner' mich! Erinner' mich nur! Ich bin's ja immer, die irgendwas nicht mitmacht, die alles ausbremst." "Das hab' ich doch gar nicht gesagt. Du bist sogar diejenige, die immer die besten Ideen hat, wenn's uns drei betrifft, und wenn ich dich nicht hätte, Caro (er legte seine Hand auf ihre Schulter) dann wär' ich einfach nur 'n blöder Elektriker, der überhaupt nix hat vom Leben."

Es entstand eine Pause, die so emotional aufgeladen war, daß es beinahe einen Knall gegeben hätte, deshalb sagte Ingrid schnell "Kann ich Britney nochmal auf den Arm nehmen?" "Na klar", sagte Carolin, und Andreas gab sie ihr. "Ich möchte wetten, ihr hattet euch so ein Mädchen gewünscht." Carolin meinte "Wir wollten auf alle Fälle ein Kind, Hauptsache gesund", und Andreas sagte "Und das ist uns beides gelungen".

Als Ingrid Jasmund wieder in Berlin war, berichtete sie Larry Kostik von allem, was sie erfahren hatte. Von Massuds Dokument hatte sie (mit dessen Erlaubnis) ein Foto gemacht, das sich Larry aufmerksam anschaute. Er konnte sich ebensowenig erklären, wie Massud dazu gekommen war. "Vielleicht hat er es einfach jemandem geklaut", sagte Ingrid, und Larry fragte "Hat er denn so ausgesehen?" "Was heißt hat er so ausgesehen. Er sieht aus wie ein Mann, in den sich Frauen auf Anhieb verlieben. Aber was er denkt und was er vorhat, das kann man so leicht nicht erraten. Ich hab' ihn gefragt, und er hat mir geantwortet und ..." "Klang das überzeugend? Oder eher wie eingeübt?" "Nein, das klang durchaus wahrheitsgemäß. Du meinst, er hat uns etwas vorgeflunkert?" "Na, wenn einer mit so einem seltsamen Papier nach Deutschland einreist, dann steckt doch irgendeine Absicht dahinter. Es kann mir keiner erzählen, der will damit wirklich nur eine Arbeit finden, das wäre so naiv, daß es allem widersprechen würde, was du über ihn sagst." "Richtig. Aber was bezweckt er dann damit?" "Oder die Leute, die ihn hergeschickt haben." "Ja, oder die", sagte Ingrid und dachte unentwegt an den anderen Mann.

Sie bat Larry, etwas über diese Armee Schule, die seinerzeit in Rautenberg bestanden hatte, herauszufinden, und Larry tat sein Bestes, und die beiden saßen mehrere Stunden beisammen, um das Material nach Hinweisen zu durchforsten. Aber auf die richtige Spur sollten sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht stoßen.

* * * * *

Es gab einmal in der NVA, der Nationalen Volks Armee der DDR, einen Hauptmann namens Rainer Engelhardt, ein Hauptmann der Luftstreitkräfte, der für die sowjetischen Jagdflugzeuge der MIG Serie ausgebildet worden war, welche

damals in der NVA verwendet wurden. (In der NVA war zum überwiegenden Teil sowjetische Militärtechnik verbreitet.)

Hauptmann Engelhardt diente in einem Jagdflieger Geschwader auf dem Flugplatz Groß Keuditz, nahe der polnischen Grenze, der "Oder Neisse Friedensgrenze", wie sie bezeichnet wurde. (Die DDR und die Volksrepublik Polen gehörten damals, wie alle osteuropäischen Staaten dem Militärbündnis des Warschauer Vertrags an, das unter dem Oberkommando der Sowjetunion geführt wurde. Westdeutschland dagegen war Mitglied der NATO, die aus den alliierten Streitkräften nach Ende des Zweiten Weltkriegs hervorgegangen war. An der innerdeutschen Grenze standen sich die Mächte des Imperialismus und des Kommunismus bis an die Zähne bewaffnet gegenüber, und zeitweise waren auf dem Territorium beider deutschen Staaten sogar Atomraketen stationiert.)

Einige der ostdeutschen Militär Flugplätze hatten gleichzeitig die Aufgabe (im Ost Jargon: den "Gefechtsauftrag"), industriell bedeutsame Objekte zu schützen und bei einem eventuellen Angriff der NATO zu verteidigen. Dazu gehörten vor allem Anlagen, welche für die Energieversorgung des Landes wichtig waren. Im Falle von Groß Keuditz befand sich in der Nähe das Kohlenkraftwerk Scharfenheide, das seinen Strom auch nach Polen und in die Tschechoslowakei lieferte.

Engelhardt hatte auf der Offiziers Hochschule eine Zusatz Qualifikation zum Ingenieur Pädagogen absolviert, und irgendwann war er aufgrund dieser Qualifikation und seines profunden Fachwissens, aber auch wegen seiner Führungsqualitäten und seines tadellosen politischen Verhaltens an die Unteroffiziers Schule der Luftstreitkräfte nach Rautenberg versetzt worden.

Er kannte sich mit der sowjetischen Flugzeugtechnik bestens aus. Er war Techniker, also kein Flugzeugführer, weshalb er selber keine MIG fliegen durfte, aber er wusste alles, was dazu gehörte, und er hätte, wenn es nötig gewesen wäre, sich auch zugetraut, in einen von diesen Jagdfliegern zu steigen und damit abzuheben. Er kannte die Konstruktion und die Funktionsweise aller Instrumente und die technischen Zusammenhänge und Abläufe bis ins Detail, er konnte das Triebwerk warten und mit dem Funksystem umgehen, er

konnte die Waffen bedienen und wusste, wie man sich mit dem Schleudersitz aus der Kabine katapultiert.

Am Anfang seiner Laufbahn arbeitete er an den MIG 17 und MIG 19, Flugzeuge, die noch im Vietnam Krieg gegen die Amerikaner im Einsatz gewesen waren. Dann kam die hervorragende Serie der MIG 21, die Engelhardt (wie viele andere Experten auch) für eines der besten Kampfflugzeuge der Welt hielt. Schließlich gab es die MIG 23 und ihr nachfolgende Typen, die in mehrfacher Hinsicht über ganz neuartige Technik verfügte. Engelhardt hatte sich sogar mit den sowjetischen Hubschraubern beschäftigt, von denen es in Groß Keuditz eine eigene Staffel gab, aber es fehlte ihm letztlich die Zeit, um auch darin firm zu sein.

In Rautenberg bildete der Hauptmann mehrere Jahrgänge von Technikern und Mechanikern aus, und er konnte sich rühmen (wovon ihn freilich seine militärische Verschwiegenheit abhielt), von allen diesen jungen Soldaten keinen einzigen ohne eine umfassende Vorbereitung in die Truppe entlassen zu haben. (Von einigen erreichten ihn später noch freundliche Rückmeldungen oder er traf sie bei internen Veranstaltungen, ja sogar einmal bei einem Manöver wieder.)

Eines Tages holte ihn sein Vorgesetzter, Oberst Bruder, zu einem folgenreichen Gespräch zu sich ins Dienstzimmer. Mit dabei war ein Major aus dem Verteidigungs Ministerium, den Engelhardt nie zuvor gesehen hatte. Oberst Bruder sprach einige Sätze über die gegenwärtige militärpolitische Weltlage und lobte vor den Ohren des anderen Engelhardts bisherige Arbeit für die Verteidigung des Sozialismus und die Aufrechterhaltung der Kampfbereitschaft der Streitkräfte. Man konnte sehen, daß er bei dem Mann aus Berlin einen guten Eindruck machen wollte.

Dann übergab er das Wort dem Major. Der sagte, er wollte nicht lange drumherum reden, sondern gleich in "medias res" gehen. Der zuständige Militärbefehlshaber der Arabischen Republik Libyen habe im Verteidigungsministerium angefragt, inwieweit die Möglichkeit besteht, daß "bei uns" libysche Soldaten im Rang eines Unteroffiziers an der sowjetischen Flugzeugtechnik ausgebildet werden können. Unser Minister für Nationale Verteidigung habe sich daraufhin

mit dem Kommandeur der Luftstreitkräfte in Verbindung gesetzt, und es sei der Beschluss gefasst worden, eine solche Ausbildung "für die libyschen Genossen" in Rautenberg durchzuführen. Als Leiter und Koordinator dieser Ausbildung sei der Hauptmann Engelhardt vorgeschlagen worden.

Da der Major eine Pause machte (vielleicht um Engelhardts Gesichtsausdruck zu prüfen), fragte der Hauptmann, um wie viele Soldaten es sich dabei handelte, und der Major sagte, zunächst seien zwanzig vorgesehen, die Zahl könne sich aber, auch kurzfristig, erhöhen. Engelhardt, der im ersten Moment mehr erwartet hatte, fand zwanzig eine gute Anzahl, um einen Erfolg zu garantieren, obwohl ihm nicht gleich bewusst wurde, daß diese Leute aus einem ganz anderen Kulturkreis kamen. (Bisher hatte er es nur gelegentlich mit den Genossen der befreundeten östlichen Staaten zu tun gehabt.)

Der Major, nachdem er zufrieden feststellte, daß die erste Überraschung ausgeblieben war, sagte, für diese Maßnahme sei es notwendig, daß er, Hauptmann Engelhardt, die in Frage kommenden Unteroffiziers Anwärter an Ort und Stelle, also in Libyen selbst, auswählen und hierher begleiten müsse. Auch das schien dem Hauptmann prinzipiell machbar, er fragte, für wie lange ein solches Auswahlverfahren "anberaumt" wäre, und der Major sagte "Höchstens eine Woche. Wir gehen davon aus, daß die Kandidaten von den libyschen Vorgesetzten bereits bestimmt wurden und wir nur die letzte Entscheidung fällen müssen."

Der Major machte eine Pause und schaute Engelhardt genau an. Dann sagte Oberst Bruder "Genosse Hauptmann, bevor Sie der Genosse Major genauer darüber instruiert, geben wir Ihnen bis morgen Bedenkzeit, ob Sie sich einer solchen Aufgabe gewachsen fühlen. Wägen Sie das Für und Wider eines solchen Auftrags gut ab. Ich bin mir sicher, daß Sie sich der Bedeutung der Maßnahme für unsere Armee, ja, für unser Land, im klaren sind."

Am nächsten Tag kamen sie wieder im Dienstzimmer seines Vorgesetzten zusammen. Der Hauptmann sagte "Ich bin einverstanden. Ich betrachte diese Maßnahme als einen ehrenvollen Auftrag, den ich mit Verantwortungs Bewusstsein und mit höchster Einsatz Bereitschaft zu erfüllen gedenke." Dem Major war das fast zu viel der Hingabe, er sagte nur "Gut."

Und dann folgten einige nicht unerhebliche Details. Zur Vorbereitung seines Einsatzes werde Engelhardt an einer Schulung teilnehmen, die ihn mit den Besonderheiten der Situation in der Arabischen Republik Libyen vertraut machen soll. Außerdem - der Major machte eine Pause, bevor er weitersprach - gäbe es einen weiteren Umstand zu beachten: aus Gründen der Sicherheit und Wachsamkeit sei es erforderlich, daß der Hauptmann über seine "Mission" strengstes Stillschweigen wahren müsse, und zwar auch gegenüber seiner Frau! "Wäre das ein Problem für Sie?", fragte der Major.

Engelhardt sagte "Aber wenn ich nach Libyen fliege, wie soll ich das zu Hause begründen?" "Wir schicken Sie halboffiziell nach Moskau, die Route erfolgt sowieso über die Sowjetunion, wahrscheinlich über einen Standort in Minsk. Sie würden Ihrer Frau auch ein hübsches Präsent mitbringen", und Engelhardt, als fände er die ganze Aktion auch noch spaßig, meinte "Bloß keine Matroschka, davon haben wir schon eine ganze *Standarte* in unserer Schrankwand stehen." Der Major verzog keine Miene. "Sagt man das so?" "Bitte?" "Verwendet man das Wort 'Standarte' heute noch?" Oberst Bruder vermittelte schnell "Das war sicher nur so dahergesagt, nicht wahr Genosse Hauptmann?"

Die Schulung fand in Leipzig statt. Sechs Wochen lang fuhr Engelhardt jeden Tag in die Universität, genauer gesagt: in ein angegliedertes Institut für Arabische Studien, wo er, gemeinsam mit zwei Dutzend anderen die wichtigsten Informationen über die Geschichte, Landeskunde und politische Lage von Libyen sowie über die Mentalität einer "traditionell islamisch geprägten" Bevölkerung vermittelt bekam. Er lernte sogar ein paar Brocken Arabisch, Höflichkeitsfloskeln, die ihm im Alltag dienlich sein könnten.

Der Unterricht war sehr anstrengend, und in der ersten Woche kam der Hauptmann abends todmüde nach Hause. Dann mussten auch Referate ausgearbeitet werden, und als Kerstin, seine Frau, sah, wie sehr es ihn schlauchte, schlug sie vor, er solle sich "unter der Woche" ein Quartier in Leipzig suchen, und Engelhardt sagte, das wäre eine gute Idee und gab Kerstin einen Kuss.

Er hatte ihr erklärt, bei dieser Schulung handele es sich um eine Weiterbil-

derung für militärische Führungskräfte, "um für die zukünftigen Herausforderungen im Kampf gegen den imperialistischen Aggressor gewappnet" zu sein. "Na dann streng' dich an", hatte Kerstin gesagt, "vielleicht haben sie ja noch was Großes mit dir vor." "Aber Kerstin", winkte er ab, "du weißt doch, wie zufrieden ich mit meiner jetzigen Arbeit bin, ich würde gar nichts anderes machen wollen." Es fiel ihm überhaupt nicht auf, wie selbstverständlich er anfang zu schwindeln.

* * * * *

Ingrid Jasmund hatte, bevor sie Rautenberg verließ, Carolin gefragt, ob sie noch mit ihrem Vater sprechen könnte, der in dem Armee Objekt gearbeitet hat. "Ja klar", sagte Carolin und klärte Ingrid darüber auf, daß ihr Vater seit einiger Zeit arbeitslos ist und "eigentlich den ganzen Tag in seinen Garten 'rumkrepelt". Dort fanden sie ihn auch. Er hatte eine Parzelle in einer Gartenanlage gepachtet, mit Strom- und Wasseranschluss, mit einer Gartenlaube und sogar mit einem alten "Donnerbalken", der strenggenommen nicht mehr benutzt werden durfte. Carolin sagte "Wie ich noch ganz klein war, hatte ich immer Schiss, daß ich da reinfalle. Und dann hat mein Vater mal ein Kaninchen aus'm Wurf reingeschmissen, weil's so mickrig war, da träum' ich heute noch manchmal von."

Edgar Pawatzki war Mitte vierzig, er war kräftig gebaut und hatte die gleichen Augen wie Carolin. Er sagte, ja, da wären seinerzeit auch Araber in der Armee Schule gewesen, aber ob die aus Libyen oder aus Algerien kamen, das konnte man nicht so genau unterscheiden. "Denn da gab es ja auch vorher schon Gastarbeiter aus Algerien und auch aus Angola und aus Mosambique, die hauptsächlich in der 'Fackelburg' ihren Facharbeiter gemacht haben." (Die "Fackelburg" war das Petrolchemische Kombinat "Wilhelm Pieck", in dem Erdöl und Erdgas verarbeitet wurden, seinen Namen hatte es von den ewig lodernen Flammen aus den Türmen der Gasverbrennung.)

An die arabischen Unteroffiziere konnte sich Pawatzki noch gut erinnern, "weil die immer so komisch marschiert sind. Wenn die einen Schwenk gemacht haben, dann immer so in kleinen Trippelschritten, das sah total albern aus, und die deutschen Jungchen haben aus den Fenstern zugeguckt und gefeixt. An-

sonsten waren die aber ziemlich abgeschirmt von den NVA Genossen, ich hab' bloß einmal mit denen was zu tun gehabt, als sich welche bei uns im Heizhaus verdrückt hatten, um eine Pulle Schnaps zu leeren. Die sind auch nie 'rausgekommen, ich meine, auf Ausgang oder so." Carolin sagte "Aber du hast doch erzählt, daß es da mal 'ne Schlägerei in der 'Muschel' gegeben hat, wo auch welche von denen dabei waren." "Ach so, ja, da war mal was. Aber das ist ganz schnell untern Teppich gekehrt worden."

Pawatzki bot Ingrid einen Kaffee an, der richtig gut schmeckte. Carolin hatte sich Karottensaft mitgebracht. Sie stillte Britney, während ihr Vater auf dem Gemüsebeet Unkraut jätete. Ingrid ging, den Kaffeebecher in der Hand, ein bisschen umher und betrachtete die Landschaft. Dann fragte sie Carolins Vater "Da drüben, der Turm, was ist das?" "Das ist die Leindorfer Mühle, war mal eine Windmühle, hat sich jemand ausgebaut." Ingrid trank einen Schluck aus dem Becher, irgendwie hatte sie das Gefühl, als hätte sie diese Mühle schon mal gesehen, aber mit Flügeln. Vielleicht verwechselte sie da etwas.

Ingrid hatte dann in Berlin in alten DDR Zeitungen nach Meldungen gesucht, die im Zusammenhang mit den afrikanischen Gastarbeitern standen. (An irgendwelche Dokumente aus der Armee Schule heranzukommen, war unmöglich, Larry meinte, die wären, wenn sie nicht vorher vernichtet worden sind, in den Bundeswehr Archiven verschwunden, wo sie wahrscheinlich "kein Aas" wiederfinden könnte.)

"Was meinst du mit: vernichtet?" "Wenn es da eine Ausbildung von libyschen Soldaten gegeben hat, dann stand das garantiert unter der Aufsicht der Stasi, der Staatssicherheit, wenn nicht sogar des Auslands Geheimdienstes. Außerdem wäre das niemals ohne Wissen und Erlaubnis der Sowjets geschehen. Das ist eine gute Idee von dir, wenn du versuchst, über solche Neben Schauplätze heranzukommen, such' nur weiter, dann findest du garantiert was."

Tatsächlich fand Ingrid im "Neuen Deutschland" eine Meldung über den Besuch des libyschen Staatsoberhauptes, Muammar al Gaddafi, in Berlin. Sie war, wie damals üblich, in staubtrockenem Ton formuliert, ohne jede Hintergrund Information, geschweige denn mit einem Kommentar. Über den Inhalt der Gespräche mit der DDR Staatsführung wurde nichts veröffentlicht.

Larry sagte ihr, daß um diese Zeit in Libyen der große Erdöl Boom eingesetzt hatte, der das Land innerhalb kürzester Zeit in die Riege der zehn größten Erdöl Nationen brachte. "Das Erdöl aus dem Wüstensand zu holen, ist das eine", sagte Larry, "das andere ist, es zu transportieren oder es selber zu verarbeiten. Die Libyer haben händeringend nach Investoren für ihre Industrie Anlagen gesucht, aber sie durften auf keinen Fall aus dem Westen kommen, schon gar nicht aus Amerika."

Dann entdeckte sie endlich einen Artikel über afrikanische Facharbeiter im Petrolchemischen Kombinat "Wilhelm Pieck". Er stand unter dem Motto der internationalen Solidarität mit jungen unabhängigen Staaten in Afrika und der Zusammenarbeit auf wirtschaftlichem Gebiet. Es war ein Foto dabei und ein kurzes Statement (das natürlich nicht so bezeichnet wurde) von einem gewissen Wolfgang Winkler, der für die Betreuung der "ausländischen Freunde" zuständig war. Sie bat Larry, etwas über diesen Winkler herauszukriegen. Larry ging davon aus, daß auch diese Sache von der Stasi überwacht worden war. Er zapfte seine Quelle beim Stasi Akten Archiv an, sein Informant vermittelte ihn nach Leipzig, und dort bekam Ingrid (mit einem "wissenschaftlichen Forschungsauftrag") Einsicht in die entsprechenden Unterlagen.

Es gab wirklich eine Akte über eine Person mit dem Decknamen "Ökonom". Alle Klarnamen waren geschwärzt, aber aus dem Zusammenhang heraus konnte es sich nur um den besagten Wolfgang Winkler handeln, wobei allerdings nicht eindeutig erkennbar war, ob er selbst für die Stasi gearbeitet hatte oder seinerseits nur vom DDR Geheimdienst "abgeschöpft" wurde. Anscheinend waren die Unterlagen nicht mehr vollständig, aber Ingrid fand einen Hinweis auf ein "Seminar", an dem Winkler teilgenommen hatte.

Das Seminar war am Institut für Arabische Studien in Leipzig durchgeführt worden. Glücklicherweise bestand dieses Institut noch, es hatte offenbar alle Umstrukturierungen überstanden. Ingrid fuhr dorthin und gab vor, für ein Seminar Gruppen Treffen eine Liste ehemaliger Teilnehmer sowie der Dozenten zusammenzustellen. (Sie hatte sich vorsichtshalber an eine quirlige Sekretärin gewandt, der es nicht auffiel, daß Ingrid viel zu jung war, um dabeigewesen zu sein.)

Der Dozent, ein Professor namens Hermann Holbeck, war längst emeritiert, und Ingrid befürchtete schon, er wäre nicht mehr am Leben. Aber wieder hatte sie Glück, Holbeck wohnte in einem beschaulichen Außenbezirk von Leipzig. Ingrid dachte sich eine andere Geschichte aus und besuchte ihn. Er war ein kleiner, weißhaariger Mann, der sie freundlich empfing (sie hatte sich telefonisch angemeldet). Er wohnte mit seiner Frau und einem Golden Retriever in einem hübschen Häuschen. Er führte sie in sein Arbeitszimmer mit Blick auf den Garten. Auf seinem Schreibtisch sah es aus, als würde er gerade an einer Dissertation schreiben.

"Ich hoffe, ich störe Sie nicht zu sehr bei der Arbeit", sagte Ingrid. "Aber nicht doch", erwiderte er, "ich brauche sowieso öfter mal eine Pause, und ich freue mich über jeden Besuch, zumal von einer so charmanten Frau." Sie lächelte. "Wie ich sehe, beschäftigen Sie sich nach wie vor mit den Vorgängen in der arabischen Welt." "Mehr denn je", sagte der Professor, "man muss ja schließlich auf dem Laufenden bleiben. Und gegenwärtig ist da einiges im Umbruch, wie Sie sicher selbst wissen." Ingrid beschloss kurzerhand, ihn in ihre Recherchen einzuweihen.

Leider konnte er sich an die Namen der Teilnehmer nicht mehr erinnern, "Sie müssen verstehen, das waren im Laufe der Zeit hunderte, kein Professor kann dazu verdonnert werden, sich ihre Namen zu merken." "Nein, natürlich nicht", gab ihm Ingrid recht. "Was für Leute waren das? Ich meine, aus welchem Grund haben sie Ihr Seminar besucht?" "Aus ganz verschiedenen Gründen. Ich war ja auch nicht der einzige Dozent, ich habe denen einen Überblick über die historische Entwicklung der arabischen Länder gegeben, und auch da nur über die wichtigsten."

"Aber Libyen war dabei." "Ja. Seitdem dort der König Idris gestürzt wurde und der Oberst Gaddafi die Macht übernahm, spielte Libyen in der Weltpolitik eine immer stärkere Rolle, und in Afrika wurde es zu einem der wichtigsten Staaten." "Halten Sie es für möglich, daß ein NVA Offizier, der libysche Soldaten ausbilden sollte, zu Ihrem Seminar geschickt wurde?" "Freilich. Da waren auch immer Armee Angehörige dabei. Und natürlich Leute aus der Wirtschaft, wie dieser ... wie hieß er?" "Wolfgang Winkler."

"Es waren sogar welche bei uns, die für den diplomatischen Dienst vorbereitet wurden. Ich möchte behaupten, wir haben sie gut geschult, bis hin zu den kulturellen Gepflogenheiten in diesen Ländern. Wir haben sogar Stellen aus dem Koran besprochen, wir haben uns die religiösen Praktiken des islamischen Glaubens angeschaut." Der Professor machte eine Pause und besann sich. "Wir hatten damals eine bestimmte Auffassung von der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung, vom Gang der Geschichte, wenn sie so wollen."

Ingrid bemerkte, daß er seinen einstigen Überzeugungen kritisch gegenüberstand. Er sagte "Wir haben angenommen, daß diese Länder und Völker, wenn sie erst einmal das Joch des Kolonialismus abgeworfen haben, eine sozialistische Gesellschaftsordnung aufbauen werden, so wie es in den Lehren von Marx und Engels und vor allem von Lenin vorausgesagt worden war. Doch es ist ganz anders gekommen. Der sogenannte real existierende Sozialismus in Osteuropa und in der Sowjetunion ist zugrunde gegangen, und damit ist die mächtige Front gegen den Kapitalismus zusammengebrochen. Es hat sich gelohnt, daß die westdeutschen Medien vierzig Jahre lang gegen den Osten gehetzt haben, die Menschen dort sind den Gaukeleien der Marktwirtschaft erlegen, sie haben den ideellen Kommunismus gegen einen handfesten *Konsumismus* eingetauscht. Den meisten ist Doktor Oetker's Wackelpudding lieber als die Aussicht auf eine klassenlose Gesellschaft. Es ist unbegreiflich, mit was für belanglosen Dingen die Leute zufrieden gestellt werden können."

Holbeck lächelte, als müsste er sich dafür entschuldigen. "Freilich, in vielen Teilen der Welt sieht es ganz anders aus, insbesondere in den islamischen Ländern. Es geht nach wie vor um die Herrschaft über die Ressourcen, über das Wasser, die Bodenschätze, die Energie und die Verkehrswege, es geht um Macht und Machterhalt. Aber das hat mit unserer gepriesenen Theorie von einst nicht mehr viel zu tun und unser Traum von einer anderen Gesellschaft ist in der Bedeutungslosigkeit versunken."

Ingrid sagte "Ich nehme an, daß es Ihnen dennoch schwerfällt, davon abzulassen." Er lachte. "Ja, da vermuten Sie richtig, ich bin unverbesserlich, unbelehrbar." Und mit bitterer Miene fügte er hinzu "Aber eine Lehre, die auf Irrtümern basiert, ist ungefähr so nützlich wie die Wahrsagerei auf dem Rum-

mel, da finden Sie immer ein Körnchen Wahrheit, weil Sie daran glauben. Warum", fragte er dann, "suchen Sie diesen Herrn Winkler eigentlich nicht direkt auf und sprechen mit ihm selbst?" "Das würde ich gern tun", erwiderte Ingrid, "aber er ist wie vom Erdboden verschwunden."

* * * * *

Wolfgang Winkler saß während des Seminars immer neben Rainer Engelhardt, die beiden kamen sich auf kollegiale Weise näher. Winkler war fast zehn Jahre älter als der Hauptmann, er hatte in der frühen DDR Elektrotechnik studiert, damals eine noch junge Fachrichtung, die sich aber rasant entwickelte. Dann hatte er zur Ökonomie gewechselt und war schließlich Außenhandels Kaufmann geworden, mit dem Schwerpunkt technische Ausrüstung.

Einmal brachte er ein paar Transistoren sowjetischer Bauart mit und zeigte sie Engelhardt, es waren winzige, schwarze Bröckchen mit drei dünnen Drahtbeinchen, sie waren damals noch unerschwinglich. Winkler meinte, in diesen Dingen liege die Zukunft der Automatisierung von Produktions Prozessen. Er kritzelte auch nebenbei allerlei technische Konstruktionen aufs Papier, er konnte dem Seminar trotzdem mühelos folgen.

Er war selbst schon mehrmals beruflich in den arabischen Ländern gewesen, Engelhardt fragte ihn, wieso er überhaupt dieses Seminar mitmacht, und Winkler antwortete ausweichend "Das kann doch nicht schaden." In der Pause erzählte er von einer öffentlichen Bestrafung, die er in einer Stadt in Saudi Arabien mitangesehen hatte: einem Dieb wurde die linke Hand abgeschnitten. Winkler beschrieb das Schauspiel in aller Deutlichkeit; zum Glück war es nach dem Mittagessen.

Die Referate, welche die Teilnehmer anfertigen mussten, bestanden im wesentlichen darin, den Stoff des Vortages noch einmal kurz und bündig wiederzugeben. Als Engelhardt etwas über die Geschichte Libyens auszuarbeiten hatte, sagte Winkler zu ihm, er solle doch auch den Generalfeldmarschall Rommel erwähnen, den "Wüstenfuchs, der sich so heldenhaft gegen einen übermächtigen Gegner behauptet" hatte. Engelhardt sah ihn entgeistert an. Nie im Leben hätte er, ein Hauptmann der NVA, einen Offizier der faschisti-

schen Wehrmacht gewürdigt. Winkler klopfte ihm auf die Schulter und meinte lachend "Das war nur ein Scherz, mein Freund!" Engelhardt überlegte, ob ihn Winkler womöglich auf die Probe stellen wollte. (Später fiel ihm ein, daß ihm selbst schon mal das Wort "Standarte" rausgerutscht war, das ja auch mit einem gewissen militaristischen Ruch behaftet war.)

Nachdem der Hauptmann die Schulung erfolgreich absolviert hatte, wurde er nach Berlin ins Ministerium für Verteidigung gerufen. Oberst Bruder sagte "Soviel ich weiß, sollst du dich dem Minister persönlich vorstellen, mach' was draus, Rainer!" Ein bisschen aufgeregt war er schon. Man hatte ihm einen Namen genannt, den er an der Eingangs Kontrolle angeben sollte, und man hatte ihm sogar eine Parole mitgeteilt. Er sagte beides dem Dienst habenden Offizier. Ein Stabsfeldwebel führte ihn im zweiten Stock in einen schmalen Raum, wo ein Tisch und zwei Stühle standen; er solle hier warten. Seine Aufregung steigerte sich, er überprüfte den Sitz seiner Uniform, seine Haarfrisur, die Fingernägel, die Schuhe.

Nach einer Weile ging die Tür auf und es erschien der Major Gerling, derselbe, mit dem er die ersten Gespräche geführt hatte. Er sagte, der Minister wäre gerade "nicht abkömmlich", und sie würden die Sache hier erledigen. "Setzen Sie sich", sagte der Major. Er hatte einen japanischen Kassetten Rekorder mit Mikrofon dabei, er stellte beides auf den Tisch. Er holte ein Blatt hervor und reichte es dem Hauptmann mit den Worten "Lesen Sie diese Erklärung bitte laut und deutlich vor und unterschreiben Sie sie anschließend." Engelhardt tat, wie ihm befohlen, der Major nahm es auf, dann sagte er "Melden Sie sich am Montag bei Ihrem Vorgesetzten, er wird Sie über das weitere Vorgehen unterrichten." Er reichte ihm die Hand. "Viel Erfolg, Genosse Hauptmann!" Er nahm alles wieder mit und rief den Stabsfeldwebel, der Engelhardt zum Ausgang begleitete.

Zu Hause ging er mit seiner Frau Kerstin zum Essen aus. Es gab da am Flüsschen eine Gaststätte mit Fisch Spezialitäten, es schmeckte vorzüglich, sie tranken dazu eine Flasche Weißwein. Rainer sagte, er werde in Kürze zu dieser "Stabsübung" nach Moskau fliegen (er hatte es ihr schon angekündigt). "Wie lange dauert das nochmal?", fragte sie. "Eine Woche, maximal zehn Tage." Sie legte ihre Hand auf seine. "Bleibt es eigentlich mit unserm Urlaub da-

bei?" Er musste kurz überlegen. "Du meinst, ob wir nach Ungarn fahren?" "Ja, in dieses idyllische Weindorf am Balaton, von dem uns Teubners die herrlichen Dias gezeigt haben." Jetzt erinnerte er sich wieder an den Abend mit der Dia Schau, zu dem die Teubners sie eingeladen hatten. "Na ja, das war doch abgemacht", sagte er vollmundig. "Großartig!", rief Kerstin begeistert, "morgens gehen wir baden, dann wandern wir in die Weinberge, und wenn die Hitze am größten ist, verkriechen wir uns bei einem Winzer und probieren seinen Wein." "Und was machen wir abends?" "Abends? Da gehen wir tanzen. Oder wir genießen den Sonnenuntergang. Oder wir kuscheln." "Das hört sich gut an." "Hast du deinen Urlaub auch schon beantragt?" "Mach' ich gleich, wenn ich wieder da bin."

Auf dem Heimweg gingen sie am Flösschen entlang. Rainer musste mal kurz in die Büsche, Kerstin ging gemächlich weiter. Als er sie dann einholte, betrachtete er sie für einen Moment und stellte (wie so oft zuvor) fest, was für eine schöne Figur sie hatte. Überhaupt war sie eine tolle Frau. Als er Kerstin kennenlernte, war seine vorherige Beziehung gerade zerbrochen, seine Partnerin, so sagte er sich, war für eine Ehe mit einem Offizier "nicht eingestellt" gewesen, und dabei waren sie noch nicht mal verheiratet.

Es war gut, daß es nicht geklappt hatte, sonst hätte er Kerstin nicht gefunden. Es war Liebe auf den ersten Blick, sie hatten noch am selben Abend miteinander geschlafen. Auch schien es, als wären sie sich vom Wesen her ähnlich. Zum Beispiel hatten sie die gleiche Vorliebe für die Natur, und als sie nach Rautenberg zogen, machten sie am Wochenende oft Ausflüge in die Heide, meistens mit dem Fahrrad. Sie hatten eine Drei Zimmer Wohnung, die Kerstin mit viel Geschmack und Sinn für Behaglichkeit eingerichtet hatte (natürlich fragte sie Rainer jedesmal nach seiner Meinung).

Es war auch schon ein Kinderzimmer vorgesehen, aber mit dem Nachwuchs hatte es bisher noch nicht geklappt, und so verwandelte sich das Kinderzimmer vorläufig wieder in einen "Mehrzweck Raum" und wurde auch als Gästezimmer benutzt, wenn Kerstins Schwester Angela mit Mann und Kind zu Besuch kam. Angela, die ein bisschen künstlerisch veranlagt war, hatte gleich beim ersten Mal auf die weiße Tapete eine märchenhafte Landschaft gemalt, mit einem blauen Himmel, Wolken und Sonne über einer grünen Wiese mit

Apfelbäumchen und allerlei putzigen Tieren, und der Anblick gab den Engelhardts jedesmal neue Hoffnung, daß es auch bei ihnen bald soweit sein würde.

Als der Hauptmann am Montag bei Oberst Bruder erschien, öffneten sie einen Umschlag, der dem Oberst auf dem internen Dienstweg zugestellt worden war, und darin befanden sich die Unterlagen für die Reise nach Libyen, das mit der Bezeichnung "Region M 311" verschlüsselt war. Engelhardt hatte sowohl seine Dienst Uniform als auch die Feld Uniform und die Parade Uniform (mit dem Dolch und zwei, drei wichtigen Auszeichnungen) eingepackt. Er hatte auch seine Dienst Pistole dabei.

Vom Flugplatz Groß Keuditz, seinem alten Arbeitsort, ging es mit einer *Antonow* Transport Maschine nach Minsk. Das Flugzeug hatte ein Dutzend große dunkelgrüne Kisten an Bord, die von einem Trupp Unteroffiziere und einem Leutnant begleitet wurden. Die anderen blieben unter sich, Engelhardt wechselte kaum drei Worte mit ihnen. Im übrigen hatte er den Lärmschutz auf den Ohren. Er schaute die ganze Zeit aus dem kleinen Fenster. Zwischendurch mummelte er eins von den belegten Broten, die ihm Kerstin liebevoll geschmiert hatte. Beim Auspacken fand er einen Zettel, auf dem stand "*Gute Reise und viel Erfolg! Komm' gesund wieder. Dein Schäfchen.*"

In Minsk wurde die *Antonow* entladen, aus irgendeinem Grund bat ihn der Leutnant, ganz zuletzt auszusteigen, und er blieb solange sitzen. Die Kisten wurden gleich auf einem LKW fortgeschafft. Dann erschien ein dicker sowjetischer Offizier, der eine Schnapsfahne hatte, aber sehr gefällig war. Er nahm Engelhardt in Empfang, und sie brausten in einem Kübelwagen quer über das Flugplatz Gelände bis zu einem Gebäude, das aussah, als wäre es im Großen Vaterländischen Krieg mit Granaten beschossen worden.

Da war ein anderer Offizier, der sehr schnell sprach und einen Akzent hatte, dem Engelhardt nicht folgen konnte (sein Russisch war ansonsten ganz passabel), der andere streute ein paar deutsche Sätze ein, die Engelhardt aber auch nicht richtig verstand. Er ließ ihn einfach reden. Dann wühlte der Offizier in einem Packen Dokumente, zog ein Blatt heraus und schob es ihm auf dem Tisch hin. Es war offenbar eine Liste mit Frachtgut, aber die Bezeichnungen

sagten ihm nichts.

Der Offizier wollte, daß Engelhardt dafür quittierte, er tippte auf die Stelle, wo er unterschreiben sollte. Engelhardt bekam schließlich heraus, daß es sich um Sachen handelte, die für Libyen bestimmt waren. Da er anscheinend der einzige Begleiter war, konnte er sich schlechterdings nicht weigern, obwohl ihm vorher nichts davon gesagt worden war. Der andere legte die Liste auf den Stapel zurück, der Dicke hatte eine Wodka Flasche und drei Gläser geholt, aber der Offizier gab ihm einen Wink, der bedeutete "das muss nicht sein".

In dem Kübelwagen fuhren sie zu einer Baracke. Der Dicke sagte, es würde ungefähr drei Stunden dauern, bis die *Antonow* flugbereit wäre. In der Baracke gab es eine kleine Kantine, wo Engelhardt einen schwarzen Tee trank und ein weiteres von seinen Broten aß.

Der Dicke kam nach einer Weile wieder und meinte, die Maschine würde erst morgen früh starten. Er brachte den Hauptmann in eine andere Baracke, wo in einem Raum vier Doppelstock Betten mit gestreiften durchgewalkten Matratzen standen, er zeigte ihm auch einen Waschraum. Er fragte ihn, ob er den Fahrer mit dem Kübelwagen zu ihm zurück schicken soll, und Engelhardt sagte, es genügt, wenn er ihn morgen früh abholt. Der Dicke rieb sich munter die Hände. "Alles im Eimer", sagte er auf deutsch und ließ ihn allein.

* * * * *

Bei Ingrid Jasmund klingelte das Handy, und es war Andreas. Er sagte, Carolin sei mit Britney fort, und er fragte, ob Ingrid vielleicht wüsste, wo sie sind. "Nein, ich weiß nichts. Hat sie denn gar nichts gesagt?" "Sie hat mir eine SMS geschickt, ich sollte mir keine Sorgen machen, sie würde bald wieder da sein. Aber das gefällt mir überhaupt nicht", fügte er hinzu, "warum nimmt sie nicht ab, wenn ich anrufe?" "Hm. Und sonst hat sie nichts gesagt?" "Nein. Nur daß ich ihre Awokado gießen soll."

Ingrid überlegte, Andreas sagte "Und dieser Massud ist auch weg." "Das wollte ich grade fragen. Weißt du das genau?" "Ja." "Hat Carolin von ihm gesprochen?" "Nein." Dann fragte er vorsichtig "Können Sie Caro mal anrufen? Viel-

leicht nimmt sie bei Ihnen ab." "Ja, natürlich mach' ich das." "Ich geb' Ihnen ihre Nummer." "Die hab' ich", sagte Ingrid. "Ach so?", machte Andreas und schweig, Ingrid sagte "Andreas, ich habe ehrlich keine Ahnung, wo sie sind." "Ja. Dann nicht. Hätte ja sein können." Er klang wirklich sehr niedergeschlagen. "Sagen Sie ihr, ich bin überhaupt nicht böse auf sie oder so. Ich will auch keinen Streit. Sie soll bloß wieder zurückkommen. Ich bin so allein hier." "Ja, ich versuch's."

Das tat sie. Carolin ließ es klingeln. Ingrid versuchte es mehrmals, sie schickte ihr auch eine SMS: "Wo bist du?". Irgendwann nahm Carolin ab. "Ja, was ist?" "Carolin. Geht es euch gut?" "Ja." "Andreas und deine Eltern machen sich große Sorgen." "Hat er mein' Eltern was gesagt? Ich hab' ihm gesagt, er soll sie da nicht mit reinziehen, meine Mutter schnappt ab, wenn sie das erfährt." (Ingrid dachte: das war jetzt nicht so schlau mit ihren Eltern.) Sie sagte "Wie sollte er das denn verheimlichen? Wo seid ihr?" "Kann ich nicht sagen." "Wie, kannst du nicht sagen? Willst du's nicht oder weißt du's nicht?" "Ja, ich bin hier, ich weiß, was ich tue." "Brauchst du Hilfe?" "Nein. Ich weiß was ich tue." "Carolin, das klingt irgendwie nicht gut." "Wieso denn? Trauen Sie mir das nicht zu?" "Doch, natürlich." "Immer wenn ich was von mir aus mache, schreien alle gleich: Caro! Mach' bloß keinen Blödsinn! Oder sie beschimpfen mich. Ich hab' das satt." "Ich beschimpfe dich nicht. Ich glaube, du tust das Richtige." "Ich muss jetzt Schluss machen." "Warte, sag' mir wenigstens ..." Sie hatte aufgelegt.

Ingrid überlegte, was sie Andreas sagen sollte. Sie rief ihn an. "Es geht den beiden gut." "Hat sie gesagt, wo sie ist?" "Nein. Andreas, du musst mir das glauben. Ich versuch' es nochmal, ich kriege es 'raus." "Hat sie was von mir gesagt?" Ingrid antwortete nicht gleich, er sagte "Also nicht." "Wir haben vielleicht drei Sätze gewechselt, sie hat aufgelegt." "Warum?" "Ich krieg's 'raus. Ich bin sicher, sie wird sich melden." "Bei mir?" "Ja, oder bei mir. Vielleicht will sie meinen Rat." "Was?" "Vielleicht will sie vorher mal mit einer Frau reden." "Versteh' ich nicht. Wir reden immer über alles, auch über ihre Sachen." "Ja, ich weiß", sagte Ingrid, "ich sag' dir auf jeden Fall Bescheid, wenn ich mit ihr gesprochen habe, okay?" "Ja, ist gut. Ach so: und danke!"

* * * * *

Auf dem Flug von Minsk nach Libyen nickte der Hauptmann mehrmals vor Müdigkeit ein, auf den alten Matratzen in der Baracke hatte er schlecht geschlafen. Er hatte sogar schlecht geträumt. Kerstin war ihm erschienen, sie stand neben dem Bett, er hatte es gespürt, und im Traum war er aufgewacht. Sie sagte "Rainer, warum hast du mich belogen?" Beim Aufstehen hatte er ein unangenehmes Gefühl, aber dann wurde es bei den Sowjets noch richtig hektisch und er hatte keine Zeit, an etwas anderes zu denken, und im Flugzeug schlief er dann ein paarmal ein und das verschaffte ihm wirklich Erholung.

Sie landeten auf einem riesigen Flugplatz Gelände (später erfuhr er, daß es sich um den ehemaligen US Luftwaffen Stützpunkt "Wheelus Field" handelte, den die Amerikaner gleich nach Gaddafis Machtübernahme räumen mussten; niemand hatte Engelhardt vorher davon erzählt.) Die *Antonow* wurde langsam auf einen Stellplatz gelotst, es dauerte eine Ewigkeit, bis die Motoren abgestellt waren und die Propeller allmählich zum Stillstand kamen. Dann dauerte es nochmal so lange, bis drei Lastwagen heranzufahren.

Die Ladeluke wurde geöffnet, und etliche Soldaten in Feld Uniformen stürmten in das Flugzeug und räumten es leer, er musste sich irgendwo an den Rand verdrücken, damit er nicht im Weg war. Die Lastwagen fuhren ab, nichts tat sich, irgendwo von fern her hörte er Triebwerks Lärm wie von startenden Jagdfliegern. Engelhardt ging zur Kabine, aber die war leer, er hatte nicht mitbekommen, als die Besatzung ausgestiegen war, jetzt sah es aus, als wäre das Flugzeug von selbst hergeflogen.

Er ging auf der Ladeplanke nach draußen, und da wäre er von der Hitze beinahe wie von einem Grabstein erschlagen worden. Für einen Moment wurde ihm schwindlig, er flüchtete sich wieder ins Innere und versuchte es dann erneut. Langsam gewöhnte er sich daran. Er schaute sich um, es war ziemlich weit bis zu den nächststehenden Gebäuden und nirgends außer am Flugzeug war Schatten. Er beschloss, hier zu warten. Er fühlte sich auf einmal ziemlich verlassen. Er holte Kerstins Brotpaket hervor, nahm ihren Zettel und steckte ihn ein.

Irgendwann kam ein Jeep und ein Offizier sprang heraus, offensichtlich ein Leutnant, dachte Engelhardt. Der begrüßte ihn mit Handschlag und wies auf das Fahrzeug, er ließ ihn sein Gepäck selbst schleppen, aber es war sowieso nur für einen Mann bemessen. Sie fuhren vom Flugplatz und in die Stadt hinein, der Leutnant unterhielt sich nur mit dem Fahrer, einmal drehte er sich um und sagte mit einer Handbewegung rundum "Tarabulus! Tripolis! Capital of Libya", und Engelhardt nickte. So eine Art Stadt hatte er noch nicht gesehen.

Sie fuhren auf einer Schnellstraße und zu beiden Seiten erstreckte sich ein endloses Häusermeer, alle Häuser waren hoch und oben flach, nicht ein einziges Ziegeldach war zu sehen. Dann kamen sie in irgendein Viertel, wo sie erst auf ein paar breiten Alleen mit Grünstreifen in der Mitte, dann durch ein Straßengewirr und schließlich mitten auf einen Markt kamen, wo anscheinend gerade die halbe Bevölkerung der Hauptstadt zu Gange war. Als sie anhalten mussten, erschrak Engelhardt, als ein Esel seinen Kopf ins Auto steckte und erbärmlich bläkte. Der Leutnant lachte. "A Libyan donkey!", sagte er, und Engelhardt musste auch lachen. Der Leutnant redete weiter mit dem Fahrer.

Sie hielten vor einem langgestreckten zweistöckigen Gebäude, das wie eine Reihe Ferienwohnungen aussah, mit jeweils einer Tür und einem Fenster und mit einem Gang mit Geländer davor. Der Leutnant brachte ihn in eins der Apartments im ersten Stock, er hatte den Schlüssel dafür. Den warf er auf das Bett, das mit einer Decke mit orientalischem Muster überzogen war.

Er zog die schmalen Vorhänge am Fenster zurück. Engelhardt sah außer dem Bett einen kleinen Tisch und einen Stuhl; auf einem Nachtschränkchen stand ein tragbarer Fernseher, der mit Metallschienen festgemacht war; die Antenne hatte einen Knick. Der Leutnant schaltete ihn an, er drückte wild auf den Knöpfen herum, auf dem Bildschirm wimmelte es von lauten Menschen. Schließlich schaltete er ihn wieder aus und sagte zu ihm "Welcome in Libya, Herr Hauptmann! Feeling like wie in Haus. Don't forget die Tür close down!", er bewegte die Hand, wie wenn man sie abschließt.

Er machte eine Ehrenbezeugung, und der Hauptmann erwiderte sie prompt. Da erschienen in der noch offenen Tür zwei junge Frauen, die wissen wollten, was

hier vorging. Der Leutnant sagte etwas zu ihnen und sie lachten, dann drängte er sie von der Tür weg auf den Gang und machte sie hinter sich zu, Engelhardt hörte, wie sie sich entfernten.

Die Kehle brannte ihm vor Durst. Er entdeckte die schmale Schiebetür, die zum Bad führte, das eine Toilette, ein Waschbecken und eine enge Dusche hatte, der Duschvorhang war mit einer Reklame für eine kubanische Rum Marke bedruckt. Der Hauptmann zögerte, das Wasser aus der Leitung zu trinken. Er fand in dem Schränkchen unter dem Fernseher eine Flasche Mineralwasser und sie kam ihm wie ein Geschenk des Himmels vor. Er holte seinen Zahnputz Becher heraus und trank die Flasche leer.

Später ging er vor die Tür, lehnte sich auf das Geländer und betrachtete die Gegend. Es gab viel Platz zwischen den Häusern, die Straßen und Grünflächen machten einen ordentlichen Eindruck. Die Palmen wiegten sich sachte in der Abendbrise. Ein Wagen kam und zwei Männer stiegen aus. Kurz darauf erschienen sie oben auf dem Gang und klopfen drei Apartments neben ihm an die Tür. Eine Frau ließ sie herein, sie warf einen Blick hinaus, es war eine der beiden von vorhin. Sie erkannte Engelhardt und winkte ihm lächelnd zu. Noch bevor er die Hand gehoben hatte, war sie nach drinnen verschwunden.

Am andern Tag kam ein Mann in dunkelblauer Uniform und mit Schulterstücken, wie sie Engelhardt noch nicht kennengelernt hatte. Er stellte sich vor als Mustafa Hozat und sagte, er werde ihn während seines Aufenthalts im Lande begleiten. Er sprach gut deutsch. Engelhardt fragte ihn, was für einer Waffengattung er angehöre und welchen Dienstgrad er habe, und Mustafa erklärte, er sei "Capitan" einer Sondereinheit, das war wohl eine Art Elite Truppe, die direkt dem Verteidigungs Minister oder sogar dem Revolutions Führer unterstellt war, dachte sich der Hauptmann.

"Ich habe Verwandte in Deutschland", sagte Mustafa, während sie in einem Jeep durch die Stadt und dann zu einer Kaserne fahren. "Tatsächlich? Wo denn?" "In Dortmund", sagte er, und der Hauptmann meinte "Ach so, also in der BRD." "Was?" "Sind Ihre Verwandten auch bei der Armee?", erkundigte sich Engelhardt und dachte, für diesen Fall war er nicht vorbereitet worden. Was wäre, wenn er indirekt Kontakt zu Angehörigen der NATO Streitkräfte be-

käme? Warum hatte das vorher niemand in Erwägung gezogen?

Mustafa sagte "Nein. Mein Cousin ist Gastarbeiter aus Türkei, er ist bei Stadtverwaltung, er macht grüne Wege." "Verstehe, er pflegt die Grünanlagen", sagte Engelhardt erleichtert. "Anderer Cousin ist bei Mercedes Benz in Stuttgart. Du fahren auch Mercedes Benz zu Hause, Herr Hauptmann?" Engelhardt musste unwillkürlich lachen. "Nein, ich bevorzuge einen *Wartburg*." Mustafa horchte auf. "Ein Warburg? Ist altes Modell von Mercedes?" "Nein. Wenn schon, dann könnte man ihn als Vorläufer von BMW bezeichnen, ein EMW." Der andere konnte ihm nicht ganz folgen, Engelhardt fragte "Dann stammen Sie auch aus der Türkei, Capitan Hozat?" "Meine Vorfahren sind Janitscharen von Osmanische Reich, waren hier in Libyen vor lange Zeit, haben libysche Frauen geheiratet, ich haben beide Volk in Blut." "Aha, beide Völker." "Ja, beide Völker in Blut. Aber in Herz ich bin ein arabischer Muslim."

Er hatte einen rasanten Fahrstil, er war offenbar Automobil begeistert, weswegen er auch auf einen Fahrer verzichtete und lieber selbst am Lenkrad saß. Er beteiligte sich auch mit großem Vergnügen an dem allgemeinen Hupkonzert, das hier üblich war, er schlug auf die Lenkrad Nabe wie auf einen Feuermelder ein. "Das ist amerikanischer Jeep von Jahr zweiundsiebzig, tadellos! Bin auch gefahren amerikanische Willy's, auch tadellos. Habe Volkswaggen von deutsche Panzerarmee gefunden in Tagrifat, aber war schon geschlachten." "Ausgeschlachtet", sagte Engelhardt. "Ja, aus-ge-schlach-tet", lachte Mustafa, "kein Motor, keine Räder. Sonst ich hätte gekauft. Mein Bruder ist car mechanic, kann alles reparieren, aber kein Motor, nix reparieren."

Plötzlich zog Capitan Hozat seine Pistole aus dem Holster, der Jeep machte dabei einen heftigen Schlenker, Engelhardt erschrak. Mustafa sagte "Ist deutsche Waffe, P achtunddreißig." Er fuchtelte dem Hauptmann damit vor der Nase herum. "Schießen mit Kaliber neun Millimeter, besorge mir Munition aus Deutschland." "Ich?", fragte Engelhardt. "Was?" "Ob ich Ihnen Munition dafür besorgen kann?" Mustafa fragte "Du hast auch P achtunddreißig?" "Nein, ich habe eine russische Makarow." Er hatte die Waffe in einer Innentasche der Uniform Jacke.

Er war froh, daß Mustafa die Pistole wieder einsteckte. "Heute abend Du hast

etwas vor?" "Nein, ich bin ja gerade erst angekommen, ich wüsste gar nicht ..." "Du kommst mit zu Party?" "Mit Ihnen?" "Was?" "Ja, gern." "Ich dich abholen um sieben." "In Ordnung. Aber das ist keine Armee Party, oder?" "Was?" "Ist Freizeit?" "Frei-zeit", wiederholte Mustafa für sich. Er schwieg eine Weile, dann brüllte er "Frei-zeit!" wie ein Befehl zum Sturmangriff und lachte dabei.

Die Kaserne befand sich auf einem weitläufigen Gelände, sie mussten eine Schleuse zwischen zwei Metall Zäunen passieren, die oben mit Stacheldraht Windungen gesichert waren. Es gab mehrere Kontroll Posten, der Capitän kam überall durch. Er führte Engelhardt in ein Gebäude und in einen Speiseraum mit einfachen Tischen und Plastik Stühlen, niemand war da. An der Wand stand ein Getränke Automat. Capitän Hozat holte daraus zwei Cola Dosen, gab eine dem Hauptmann und sagte, er solle hier warten. Engelhardt setzte sich, öffnete die Dose und trank einen Schluck, die letzte Pepsi Cola hatte er getrunken, als er mit Kerstin eine Wochenend Reise nach Prag gemacht hatte. Sie "schmuggelten" sogar zwei mit nach Hause.

Mustafa kam wieder, bei ihm war ein Offizier, der Engelhardt kühl zunickte, als hätten sie vor kaum einer Stunde noch miteinander zu tun gehabt. Er redete auf Mustafa ein, der reagierte schroff, er schien sich über irgendetwas aufzuregen. Der andere versuchte ihn zu beschwichtigen. Sie verließen das Gebäude durch den Hinterausgang und gingen über einen Platz mit Beton Platten, aus den Fugen kroch trockenes gelbes Gras. Mustafa wurde immer lauter. "Gibt es Probleme?", fragte Engelhardt. "Was? Nein, alles gut", winkte er ab, und der andere schaute ihn an, als würde er sagen 'Sie brauchen sich da gar nicht einzumischen'.

Am Abend war Engelhardt völlig erschöpft, alles war ganz anders verlaufen, als er es sich ausgemalt hatte, und die drückende Hitze gab ihm den Rest. Er fiel aufs Bett in seinem Apartment und schlief wohl eine Stunde, danach fühlte er sich besser. Er ging nach unten, um sich etwas zu trinken zu besorgen. Da saß ein junger Mann, der offenbar für das Objekt zuständig war, der hatte in einem Nebenraum einen kleinen Laden mit Getränken und Süßigkeiten und Knabberzeug und so weiter. Engelhardt nahm eine Flasche Mineralwasser, da stellte er mit Erschrecken fest, daß er nur DDR Geld hatte. Der Junge wusste

nichts damit anzufangen, er war sehr freundlich und bot ihm an, später zu bezahlen.

Engelhardt ging zurück, trank die Flasche halb aus, duschte sich und zog seine "Zivil Kleidung" an. Er schaute auf die Uhr. (Er hatte versäumt, sie nach dem Flug neu zu stellen; er überlegte, ob sich alles ausgeglichen hätte, da er doch hier in derselben Zeitzone wie in Berlin war, aber er wollte sich jetzt nicht damit befassen.) Er setzte sich aufs Bett und dachte darüber nach, was heute passiert war.

Capitan Hozat und der andere Offizier hatten ihm die Soldaten, die "aspirants", wie Hozat sie nannte, vorgestellt, die für die Ausbildung in Rautenberg vorgesehen waren. Aber diese Begrüßung und Vorstellung war ziemlich ungewöhnlich. Der Hauptmann hatte angenommen, er würde mit jedem einzelnen bekannt gemacht, er bekäme entsprechende Dokumente, eventuell Zeugnisse und Lebensläufe in die Hand, die er mit Hilfe des Capitans hätte lesen können. Wie sollte er denn nur vom bloßen äußeren Eindruck her ein Urteil fällen können?

Die Soldaten oder genauer gesagt: Unteroffiziere hatten sich in einem Schulungs Raum versammelt, sie machten den Eindruck, als würden sie hier ihre kostbare Zeit vertrödeln. Sie nahmen kaum Notiz von dem Hauptmann, keiner begrüßte ihn persönlich. Sie verhandelten nur mit dem Offizier, aber sie gehorchten dem Capitan. Es gab tatsächlich ein Problem, und als es zur Sprache kam, wurde es auf einmal sehr laut und angespannt in dem Raum.

Es stellte sich heraus, daß einige von den Aspirants, die eigentlich bereits eine Zusage bekommen hatten, nun doch nicht nach Deutschland fliegen durften, weil (kraft einer höheren Weisung) kurzfristig ein paar andere ihren Platz einnehmen sollten. Es handelte sich dabei unter anderen um den Neffen eines ranghohen Offiziers der Revolutions Garde, die unmittelbar in Verbindung mit dem Colonel Gaddafi stand. Offenbar hatte der hohe Offizier erst jetzt von der Flieger Ausbildung im Ausland erfahren und auf den letzten Drücker seine Verwandten unterbringen wollen.

Das erregte verständlicherweise bei den Zurückgesetzten Unmut und Zorn,

dem sie sich lauthals Luft machten, und das hatte auch Capitan Hozat verärgert, der wohl seinerseits mit der Auswahl bestimmten Leuten einen Gefallen erwiesen hatte. (Jedenfalls konnte Engelhardt das heraushören, als er sagte, er habe es diesen Burschen "versprochen und sein Wort darauf gegeben", daß sie dabei wären.) Und der andere Offizier hatte offenbar den Auftrag gehabt, über Hozat hinweg die Umbesetzung vorzunehmen.

Das ganze Palaver ging dem Hauptmann gewaltig auf die Nerven, er bekam Kopfschmerzen und fühlte sich wie ein abkommandierter Knilch, der darauf wartet, daß alle endlich fertig sind und den Raum verlassen, damit er anschließend sauber machen durfte. Der Offizier zog zwischendurch ab und die Männer überkam dasselbe gereizte Desinteresse wie am Anfang.

Der Hauptmann unternahm einen hoffnungslosen Versuch, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen. Er stellte sich vor, schrieb seinen Namen an die Tafel, begann auf englisch etwas über seine Aufgabe zu sagen, so wie sie ihm von seinem "Minister für Verteidigung" genannt worden sei. Doch kaum einer wandte sich ihm zu, und selbst als Mustafa sie nachdrücklich dazu aufforderte, zeigten sie ihm unverhohlen ihre Gleichgültigkeit; irgendwie hatte er nicht die Spur von Autorität vor diesen Leuten.

Als der Offizier in Begleitung der nachträglich Berufenen wiederkam (deren Anwesenheit offenbar gefordert worden war), ging das Theater von vorn los und nun gerieten die Männer untereinander in Streit, und Engelhardt spürte ihren ungeheuren Jähzorn und ihre verletzte Ehre, und sogar Mustafa hatte zeitweise Mühe zu verhindern, daß sie sich gegenseitig an die Gurgel gingen.

Bei allem Unverständnis, das der Hauptmann für die Situation empfand, musste er für sich doch zugeben, wie kraftvoll und beherzt diese Männer wirkten, wie stark und schön sie von Natur aus waren und mit welcher Entschlossenheit jeder für sich kämpfte. Er musste einsehen, daß selbst ihre gelangweilte Pose nur ein Ausdruck dafür war, daß sie in ihm jemanden sahen, der hier nicht das Geringste zu melden hatte.

Auf dem Rückweg zu seinem Apartment schwieg Engelhardt. Mustafa schien zu bemerken, daß ihn die Sache verstimmt, womöglich sogar gekränkt hatte.

Er sagte "Das lief alles sehr gut, nicht wahr, Herr Hauptmann!" Engelhardt sah ihn verwundert an, Mustafa lächelte und behauptete allen Ernstes "Die alle haben mächtig Schiss vor euch Deutschen, diese ... er suchte nach einem Wort ... wie heißt junges Schwein?" "Ferkel?", murmelte der Hauptmann. "Nein, junges Wildschwein." "Frischling." Mustafa lachte. "Genau. Frischling. Das sind alles Frischling. Müssen sich die Zähne wetzen." Und dann rief er "Frei-zeit! Frisch-ling!"

Der Hauptmann schaute auf die Häuser, an denen sie vorbei brausten, überall sah man Männer beisammen sitzen, Frauen, die miteinander schwatzten, Kinder, die umhertollten, Hunde, die um Zuwendung buhlten. Und dazwischen die stattlichen Palmen mit ihren langen schweren und doch eleganten Wedeln, die allem etwas Behagliches gaben. "Ich dich abholen zu Party", sagte Mustafa, als sie beim Apartment waren, und er streckte den Daumen empor.

Als er den Hauptmann am Abend mitnahm, fuhren sie zu einem Haus mit protziger Fassade, dessen Fenster im oberen Stockwerk hell erleuchtet waren. Vor dem Eingang stand ein glatzköpfiger bulliger Mann im dunklen Anzug und mit Sonnenbrille, er hielt die Hände vor dem Schoß gefasst, er sah aus wie ein Ringkämpfer bei der Beerdigung. Mustafa stieg aus und ging zu ihm hin, sie wechselten ein paar Worte, der Bulle rührte sich nicht. Mustafa deutete auf den Hauptmann, den anderen schien das nicht zu kümmern.

Sie fuhren weiter, der Hauptmann fragte "Was ist? Wollte er uns nicht hineinlassen?" "War alles voll", murmelte Mustafa, "zu viele Leute drin." Sie gingen in ein Restaurant, an dem draußen eine defekte Leuchtreklame hing, ein einziges Licht blinkte ab und zu auf. Drinnen sah es aus, als hätte man bei der Einrichtung mittendrin aufgehört, aber das sollte wohl das besondere Ambiente sein. Alles war in Rosa, Hellblau und Gelb gestrichen, an einer Wand waren Spiegel Scherben wahllos verteilt. Der Boden war im Zickzack Muster gefliest, die Tische sahen aus wie überdimensionale Toiletten Deckel und die Stühle hatten unbestimmte Form. Es gab eine Bar, die den Hauptmann irgendwie an ein Friseur Geschäft erinnerte, und im Hintergrund war eine kleine Bühne mit drei schwachen Scheinwerfern, auf der eine Sängerin zu Gange war. Ein paar Gäste waren da.

Sie setzten sich, und als ein Kellner mit weißem Hemd und schwarzer Weste kam, bestellte Mustafa etwas, das sich dann als ein sehr erfrischender Fruchtsaft Cocktail erwies, der auf der Zunge prickelte. Der Hauptmann lauschte der Musik, die ihm orientalisch vorkam und einen Hauch von Ferne und Abgeschiedenheit verbreitete. Die Sängerin, fand er, war das einzige wahrhaftig Echte hier drin.

Sie hatte eine bezaubernde Stimme. Sie trug ein langes Kleid aus einem türkisch schimmernden Stoff, auf dem sich silberglänzende Stickereien ineinander verwoben. Sie hatte dunkelbraunes fülliges Haar und eine Kappe auf, an deren Saum Anhängsel aus winzigen Perlen und farbigen Steinchen herabhängten. Ihre Augen und ihr Mund waren sparsam und glanzvoll zugleich geschminkt und ihre schlanken zarten Hände schrieben in geschmeidiger Geste rätselhafte Andeutungen in den Raum.

Auch Mustafa, der anscheinend immer noch wegen des Türstehers in Verlegenheit war, schaute schweigend zu der Sängerin. Dann bestellte er zwei weitere Cocktails, und der Hauptmann überlegte, ob das angenehme Kreiseln vom Alkohol herrührte, der darein gemixt sein mochte.

Auf einmal erhob sich Mustafa, und der Hauptmann sah einen Mann auf sie zukommen, dem man seine bedeutende Stellung auf den ersten Blick ansehen konnte. Auch Engelhardt wollte aufstehen, doch der Mann gab mit einer leichten Handbewegung zu verstehen, daß sie kein Aufhebens machen sollten. Er war um die vierzig und hatte ein sonnengebräuntes Gesicht mit strengen aber ausgewogenen Zügen. Sein kurzes krauses Haar war an den Schläfen fast weiß, und über der Lippe hatte er ein ebenso helles dünnes Bärtchen.

Er setzte sich zu ihnen, er sprach mit Mustafa. Er begrüßte den Hauptmann nicht und lächelte ihn stattdessen sehr zuvorkommend an, er hatte wundervolle Zähne. Mustafa antwortete auf seine Fragen, es klang alles sehr präzise. Mustafa fragte ihn auch, ob er etwas trinken will, doch der andere lehnte ab, und als Engelhardt zur Tür schaute, sah er dort einen Mann stehen, genauso wie jenen Bullen von vorhin, nur nicht so dick, der seinen Chef keinen Moment aus den Augen ließ.

Dann wandte er sich an den Hauptmann und fragte "Wie gefällt es Ihnen in Libyen?" Der Hauptmann war um gute Beziehungen bemüht und erwiderte, es gefalle ihm sehr gut und der Capitan Hozat sei ein sehr guter und hilfsbereiter Begleiter. Der andere nickte zufrieden und fragte Mustafa etwas, und der antwortete, und Engelhardt überlegte, ob er die Sache mit den Aspiranten ansprechen sollte, schließlich war er ja deswegen hier und ihm schien, daß dieser Mann etwas damit zu tun habe.

Doch ehe er dazu kam, stand er auf und verließ das Lokal, sein Beschützer vorneweg. Engelhardt sah, daß Mustafa ein paar Schweißtropfen auf der Stirn standen, er fragte ihn "Wer war das?", und Mustafa sagte "Jemand, der plötzlich auftaucht." "Das hab' ich gemerkt", sagte Engelhardt und fügte hinzu "ist er für das Auswahl Verfahren der Unteroffiziere verantwortlich?" "Was?"

Mustafa wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß ab, dann nahm er einen Schluck von dem Cocktail, er sagte "Du sollst morgen zu General Sharif al Missalati kommen, zehn Uhr, ich werde dich hinbringen." Der Ton, in dem Mustafa das sagte, machte Engelhardt klar, daß dieser General immer einen guten Grund hatte, wenn er jemanden zu sich befahl.

General Sharif al Missalati wohnte in einem noblen, üppig grünen Außenbezirk von Tripolis. Noch bevor sie bei seinem Haus waren, hielt Mustafa an und fragte Engelhardt, ob er seine Waffe dabei habe. Der bejahte es, und Mustafa sagte, die solle er ihm geben; "ist besser so für dich". Engelhardt folgte seiner Aufforderung.

Das Grundstück war von einer hohen weißen Mauer umgeben, an dem eisernen Tor standen zwei Milizionäre, einer kam sofort auf sie zu, und als Mustafa ihm erklärt hatte, wer sie sind, gab der eine per Funkgerät jemandem Bescheid, und kurz darauf öffnete sich das Tor und ein Mann nahm den Hauptmann in Empfang. Mustafa fuhr weg.

Drinne wurde er tatsächlich zuerst auf Waffen (oder andere gefährliche Sachen) abgetastet, aber das geschah ganz schnell und mit aller Diskretion. Dennoch spürte der Hauptmann, als er mit erhobenen Armen dastand, für einen Moment ein flaues Gefühl im Magen. Bis jetzt hatte er sich unweigerlich

auf alles einlassen müssen, ohne zu wissen, worauf es hinausläuft.

Das Haus war sehr großzügig gebaut, es hatte einen Innenhof mit Springbrunnen, und an den Seiten ging es zu etlichen Nebengebäuden hin. In dem Hof standen Orangenbäumchen und Dattelpalmen in Kübeln aus Edelh Holz, und oben auf einer Stange saß ein Dutzend kleine Papageien mit buntem Gefieder, denen unten am Boden eine prächtige Katze offenbar vergeblich auflauerte.

Der Mann führte Engelhardt durch einige Räume, und in einem saßen mehrere Kinder und glotzten auf einen riesigen Fernseher, auf dem gerade ein Musik Videoclip flimmerte. Es waren noch vier oder fünf weitere Fernseher vorhanden, und später bekam Engelhardt mit, daß im Haus zweiundvierzig Sender aus aller Welt empfangen werden konnten; die Fernseher waren anscheinend ununterbrochen von den Kindern belagert.

(Als die innerdeutsche Grenze geöffnet wurde und man mit ansehen konnte, wie die Menschen im Jubel und Taumel auf und über die Berliner Mauer kletterten, da schenkte Sharif al Missalati den Bildern kaum Beachtung. Doch als etwa um die gleiche Zeit ein Anschlag auf den Chef Manager der Deutschen Bank verübt wurde und man seinen explodierten Mercedes im Fernsehen sah, da machte er sich ernsthafte Gedanken um die Zuverlässigkeit seines eigenen gepanzerten Fahrzeugs. Engelhardt schien es, als stünde hierzulande Mercedes Benz im Ansehen nur unweit hinter dem Propheten Mohammed. Überhaupt ließ es sich al Missalati nicht nehmen, dem Hauptmann jedesmal mit Stolz die Neuerwerbung in seinem privaten Fuhrpark vorzuführen.)

Sharif al Missalati trug eine weiße Uniform mit roten und blauen Aufsätzen. Er war von mittelgroßer Statur, sein Alter ließ sich nur schwer schätzen. Er hatte dichtes dunkles Haar und ebensolche Brauen über kleinen, doch sehr wachsamen Augen. Über seine rechte Wange zog sich eine Narbe wie von einem Streich mit einer Klinge. Er war vielleicht keine Schönheit, aber er hatte eine unwiderstehliche Ausstrahlung oder besser gesagt: Anziehungskraft, und seine Stimme war so wandelbar, daß man manchmal nicht wusste, ob er gerade seine wahre Meinung aussprach oder sich nur raffiniert verstellte.

Er begrüßte seinen "Gast aus Deutschland" mit einer herzlichen Umarmung,

und Engelhardt zweifelte wiederum daran, ob die Leute hier wüssten, daß er aus der DDR kommt und daß die Deutschen am Rhein oder in Westberlin seine unversöhnlichen Klassenfeinde sind, auch wenn sie dieselbe Sprache sprechen und sie alle eine gemeinsame Vergangenheit haben.

Doch da erkundigte sich der General nach dem Genossen Hermann Axen (ein Mitglied des Politbüros der Partei und enger Kampfgefährte des Genossen Honnecker) und al Missalati erzählte von seinem Besuch in Ostberlin und dem netten Empfang, der ihm dort bereitet worden war, und in einer ebenso kühnen wie waghalsigen Behauptung erwiderte der Hauptmann, er sei beauftragt, ihm, General Sharif al Missalati, die besten Grüße und Wünsche auszurichten.

Der andere lächelte daraufhin und bat ihn, in einem der pompösen cremefarbenen Ledersessel Platz zu nehmen. Er bewirtete ihn mit einem starken und süßen Tee von marokkanischer Minze, den ein (im rechten Moment aus einer Nische auftauchender) Bediensteter aus einer metallenen schimmernden und mit filigranem Dekor verzierten Kanne in blank polierte Gläser mit breitem Goldrand eingoss. Dazu standen mehrere Schalen und Teller voll Gebäck und Süßigkeiten auf dem flachen Tisch, und Engelhardt traute sich erst nach mehrmaliger Aufforderung davon zu probieren.

Wie es mit der "Rekrutierung" hier vor Ort voranginge, wollte der General wissen, und Engelhardt nutzte die Gelegenheit, um noch einmal grundsätzlich seinen Auftrag zu umreißen und zu betonen, daß es ihm übertragen worden sei, die endgültige Entscheidung über die Kandidaten zu treffen. Sharif sagte "Haben Sie denn Grund zu der Annahme, daß Ihnen dafür hier nicht völlig freie Hand gelassen wird?" Der Hauptmann stockte, im Ton der Frage schwang etwas Unduldsames mit und Engelhardt wusste nicht recht, worauf es sich bezog. Und wie kam der General gleich darauf zu sprechen? Als konnte er seine Vorbehalte nach dem Auftritt in der Kaserne.

Doch er hielt es für ratsamer, vor dem General nicht auf die Pauke zu hauen oder sich gar zu beschweren, und wer weiß, ob nicht vielleicht sein Gegenüber jener besagte hohe Offizier war, der seinen Neffen in die Mannschaft geschoben hatte. Er sagte "Ich bin zum ersten Mal als Gast in Ihrem Land, Herr al Missalati. Ich habe zwar von meinen Vorgesetzten einen festen Auftrag be-

kommen, aber diese Herausforderung ist auch für mich neu und ich bemühe mich, möglichst alle Beteiligten zufriedenzustellen."

Sharif nickte wohlwollend. "Nach allem, was mir meine Mitarbeiter gesagt haben, ist Ihnen das bisher doch gut gelungen." 'Spricht er von Mustafa?', dachte Engelhardt, oder meinte er jenen graumelierten Herrn gestern im Café? Da wurde ihm klar, daß ihm die Beurteilung seitens der libyschen Partner nicht egal sein sollte, denn zumindest Major Gerling würde sich zu Hause dafür interessieren und die Meinung der Libyer über ihn höchstwahrscheinlich auch der übergeordneten Stelle zur Kenntnis geben. Er wäre also schön dumm, wenn er es versäumte, bei dem General einen guten Eindruck zu hinterlassen.

"Das freut mich aus Ihrem Munde zu hören", bedankte er sich. Sharif sagte "Wir haben hier ein Sprichwort, das lautet: 'Jede Freundschaft reicht bis auf ein erstes Lächeln zurück'. Also eigentlich heißt es statt Freundschaft Liebe, aber ich finde, man kann es auch auf eine Freundschaft beziehen." "Es steckt viel Wahrheit darin", stimmte ihm Engelhardt ganz ehrlich zu. Sharif weiter: "Ich bin überzeugt, daß wir mit diesem guten Anfang den Grundstein für eine weitere erfolgreiche Zusammenarbeit legen können, ich würde mir das jedenfalls wünschen. Wie stehen Sie dazu, Herr Hauptmann?" "Ich bin völlig Ihrer Meinung und es wäre mir eine Freude und Ehre, Ihren Wunsch meinen Vorgesetzten in Berlin zu übermitteln."

Mustafa brachte den Hauptmann am Nachmittag zurück zu seinem Quartier, im letzten Moment fiel Engelhardt noch etwas ein, er fragte ihn, ob es möglich sei, irgendwo Geld zu tauschen, er könne hier mit seiner DDR Währung nicht bezahlen, und Mustafa klappte sich gegen die Stirn "Ah ja, Herr Hauptmann, das ich beinahe vergessen!" Er holte einen Briefumschlag hervor und gab ihn Engelhardt. "Was ist das?" "Für dich! Kleine Geschenk von unsere Führer." Er hatte schon den Gang eingelegt, da sagte er noch "Deine Pistole ist auch hingelegt." Was sollte das bedeuten?

Als er in sein Apartment kam, lag auf dem Bett ein großer Karton, und als er den Deckel abnahm, sah er eine nagelneue Uniform mit Tarnmuster und einem über der Brusttasche aufgestickten Symbol eines Adlers mit ausgebreiteten Schwingen und darunter die Buchstaben E.A.L.M. Auf dem Ärmel war eine

kleine libysche Flagge. Er nahm die Jacke heraus und da lag auch seine Makarow. Er hielt die Uniform Hose an seine Beine, es schien genau seine Größe zu sein. Ganz unten im Karton war ein Paar Schnür Stiefel, ebenfalls noch ungetragen. Er versuchte es sich zu erklären.

Sharif al Missalati hatte ihn darum gebeten, sich am nächsten Tag ein paar sowjetische MIG's 21 "anzusehen", genau gesagt fünf Maschinen, welche die Sowjets offenbar den Libyern überlassen hatten. Al Missalati wollte gern wissen, ob damit alles in Ordnung sei oder ob Engelhardt irgendwelche gravierenden Mängel feststellen könnte. Engelhardt hatte sich selbstverständlich bereiterklärt, er freute sich sogar darüber, als würde es ihm besser gefallen, die Technik zu überprüfen, als sich mit den Heißspornen von Kadetten herumzuzergern.

Wahrscheinlich hielt man es für angebracht, dem Hauptmann dafür eine Uniform zur Verfügung zu stellen, damit er seine eigene nicht beschmutzen muss, man konnte auch nicht wissen, daß er eine Feld Uniform dabei hatte, und ihm einen Mechaniker Drillich hinzulegen, das war wohl nicht angemessen. Vielleicht war es auch ein Geschenk, es kam ihm so vor, als wäre sie aus einem besseren Stoff gefertigt.

Er probierte sie an, sie saß perfekt. Auch die Stiefel passten. Leider hatte er keinen Spiegel außer dem kleinen über dem Waschbecken. Er überlegte und hatte einen komischen Einfall. Er ging, gestieft und gespornt, ein paar Türen weiter und klopfte an bei der jungen Frau, die ihm zugewinkt hatte, vielleicht gab es hier einen größeren Spiegel.

Sie war da und als sie den Hauptmann erblickte, musste sie sich einen Moment besinnen, dann lachte sie und zeigte sich beeindruckt von seinem feischen Outfit. Er machte ihr sein Anliegen begreiflich und er hatte Glück, in der Innenseite der Schranktür befand sich ein großer Spiegel, der zwar einige Löcher in der Beschichtung hatte und schon ein bisschen blind, aber ansonsten ganz brauchbar war.

Der Hauptmann gefiel sich selbst, er hoffte, daß er die Uniform behalten könne. Die junge Frau, die Nasiba hieß, zupfte hier und da am Stoff, um ihm die

rechte Form zu geben, er hatte noch mehr starre Knicke statt weicher Falten. Sie trug übrigens eine andere Kleidung als letztens, ein langes schlichtes Gewand und ein Tuch über dem Haar. Als Engelhardt al Missalati's Haus verließ und durch das Zimmer mit den Fernsehern kam, waren dort einige Frauen gewesen, die genauso gekleidet waren.

Er mochte die Uniform gar nicht wieder ausziehen. Er ging in seinem Zimmer umher, es waren kaum fünf Schritte Platz. Da fiel ihm der Umschlag ein, den Mustafa ihm gegeben hatte. Er öffnete ihn und darin waren etliche Banknoten, darunter auch ein paar Zwanzig Dollar Scheine, er hatte noch nie so einen Schein zwischen den Fingern gehabt; auf der einen Seite war das Weiße Haus abgebildet, auf der anderen ein gewisser *Jackson*, der - weiß der Kuckuck wann - ein Präsident der USA gewesen sein musste.

Nachdem er sich dann doch wieder umgezogen hatte, ging Engelhardt nach unten, um bei dem Jungen seine Schulden zu begleichen, der bot ihm Orangen Limonade an, die er aus einem alten Kühlschranks nahm, der in einer Ecke vor sich hin brummte. Engelhardt wollte sich mit einem guten Trinkgeld erkenntlich zeigen, aber der Junge lehnte ab und gab ihm genau heraus.

Als sie am nächsten Tag auf das Flugplatz Gelände fuhren, fragte der Hauptmann Mustafa, ob es ein Teil von Wheelus Field sei, und Mustafa schüttelte den Kopf und meinte, das läge "in der anderen Richtung". Die Flugzeuge waren vor zwei großen Hallen abgestellt, mit großen Tarn Netzen überspannt, die zugleich Schatten spendeten. In einer Halle war eine Reparatur Werkstatt und der Hauptmann machte sich zuerst ein Bild von der technischen Ausrüstung und den Prüfgeräten, die man benötigte. Es war nicht gerade das, was er gewohnt war. Mustafa stand ihm zur Seite, außerdem waren da sechs oder sieben Mechaniker, die angeblich mit den sowjetischen MIG's vertraut waren. Sie machten einen ganz fidelen Eindruck.

Sie schoben den großen Akku Wagen von einer Maschine zur nächsten und überprüften zunächst die elektrischen Aggregate. Sie stellten zwei Leitern an die offene Kabine, und der Hauptmann ließ sich jeweils von einem der Mechaniker die Schalter und Armaturen erklären, um zu sehen, inwieweit sie darin Bescheid wussten.

Später waren die Waffensysteme dran. Die Aufhängungs Vorrichtungen waren für bestimmte Raketen Behälter geeignet, aber das hieß nicht zwangsläufig, daß diese Raketen auch vorhanden waren. Der Hauptmann erkundigte sich danach und er staunte nicht schlecht, als ihm die Jungs in einem - immerhin abgesperrten - Teil der Halle die Kisten mit den AWU 16 Raketen und sogar einige "Semjony's" zeigten, mit einem optischen Sensor sich selbst lenkende Raketen, die praktisch das sowjetische Gegenstück der amerikanischen "Sidewinder" waren. Sie lagen hier herum, als würde es sich um Attrappen handeln.

Der Hauptmann wollte wissen, ob man hier einen Probelauf durchführen konnte, er hatte neben der Halle so etwas wie einen Strahlabweiser aus Beton gesehen. Die Mechaniker waren sich nicht sicher, er fragte nach einer Möglichkeit zum Betanken, und einer von ihnen hing sich ans Telefon, und eine Weile später kam ein Tankwagen mit Kerosin. Sie bugsierten das aufgetankte Flugzeug vor den Strahlabweiser, und da waren im Boden auch Vorrichtungen zum Einhängen der Halte Seile.

Der Hauptmann scheuchte die Jungs herum und gab ihnen jede Menge Weisungen, und Mustafa musste fleißig übersetzen, wenn sie was nicht gleich verstanden. Dann setzte er sich in die Kabine und ließ das Triebwerk anlaufen, und als der Hitze Strahl hinten auf den Beton krachte, als wollte er ein Loch hinein schmelzen, die Reifen mit aller Kraft gegen die Radkeile drückten und sich die Stahlseile bis zum Äußersten strafften, da sah man, wie die Mechaniker vor Begeisterung lachen mussten und sich gegenseitig zujubelten. Und Engelhardt, in seiner neuen Uniform der libyschen Revolutions Armee, in einem sowjetischen Jagdflugzeug, auf afrikanischem Boden, fand, daß es sich jedenfalls gelohnt hatte, dafür hierher zu kommen.

In der Mittagspause gingen sie hinüber in die andere Halle, wo es eine kleine Kantine gab. Man konnte auswählen zwischen drei verschiedenen Gerichten, und Engelhardt nahm etwas mit Geflügel und Reis und einer Soße, die ziemlich scharf war, aber einen köstlichen Nachgeschmack hatte.

"Was halten du von diese Flugzeuge?", fragte Mustafa, "sind okay?" "Ich kann

nicht alles überprüfen, dafür fehlen euch die Geräte, aber soweit ich das sehen kann, sind sie zumindest einsatzbereit." "Das ist gut." Engelhardt fragte "Sind sie ein Geschenk der Sowjets?" "Nein, kein Geschenk, wir haben gekauft, für Dollars." "Wieviel habt ihr bezahlt für eine Maschine?" Mustafa lachte. "Keine Ahnung, ich habe nicht bezahlt. Was meinst du, sind wie alt?" "Vielleicht zehn Jahre, es fehlt die Kontroll Anzeige für die Fallbeschleunigung, die gab es damals noch nicht." "Ist schlimm, wenn fehlt?" "Nein, das ist bloß zur Bestätigung."

"Ist Uniform gut?" "Ja, prima." "Ist prima. Ich haben gesagt, welche Größe du hast." "Du warst das. Hast du gut geschätzt. Was bedeutet diese Abkürzung?" "Ist eine Spezialeinheit. Damit du hier hast guten Anblick." "Ist Sharif al Missalati ihr Kommandeur?" "Nein, ist auch bei Abdul Kharubi, bei dem Mann, du hast gesehen in Café." Dann fragte Engelhardt "Seid ihr euch inzwischen einig geworden, wer mit mir mitkommt?" "Ja, ist alles okay, wissen alle Bescheid." "Und es gibt keinen Streit mehr?" "Nein, kein Streit, alle sich einig, alles okay", sagte Mustafa und lächelte ihn an. Engelhardt hätte nichts dagegen gehabt, wenn diese Mechaniker von heute zur Ausbildung nach Rautenberg gekommen wären, aber letztlich hatte er sich damit abgefunden, daß das an anderer Stelle entschieden wurde.

Er hatte sich vor dem Rückflug eine Liste geben lassen, auf der alle siebzehn Männer vermerkt waren, die mit ihm mitkamen. Er hatte auch nach Dokumenten gefragt, die Auskunft - wenigstens über ihren bisherigen Bildungsweg gaben, doch die hatte man nicht bei allen parat und man sagte ihm zu, sie nach Berlin "ins Volksbüro" zu senden, keine Ahnung, was damit gemeint war.

Der Hauptmann nahm dann alles so hin, wie es ihm übergeben wurde, er war auch schon ein bisschen unruhig, wieder nach Hause zu kommen. Die "Inspektion" hatte ihn zwei volle Tage gekostet, und eigentlich sollte er Sharif al Missalati ein zweites Mal einen Besuch abstatten, der dann aber bedauerlicherweise abgesagt wurde, "auf einen späteren Zeitpunkt verschoben", wie man ihm mitteilte. Stattdessen machte er (als Zivillist) gemeinsam mit Mustafa einen kleinen Stadtbummel, der ihn für die Absage entschädigte; der Basar, den sie besuchten, war ein Fest für die Sinne, und Engelhardt musste zugeben, daß die "Einkaufs Meile" in Leipzig dagegen stellenweise den Charme

eines Güterbahnhofs hatte.

Gerade noch rechtzeitig fiel ihm ein, daß Kerstin nächste Woche Geburtstag hat, er würde bis dahin kaum Zeit finden, ein Geschenk zu besorgen. Er war heilfroh, als er hier bei einem Händler eine Geldbörse mit einer schönen Perlenstickerei fand, welche zudem so aussah, als könnte sie aus einer der asiatischen Sowjet Republiken stammen und im Moskauer GUM gekauft worden sein.

* * * * *

Bei Ingrid Jasmund klingelte das Handy, und es war Carolin. Sie sei in Hamburg, sagte sie, mehr nicht. "Willst du, daß ich zu dir komme?", fragte Ingrid. "Geht das denn?" "Du musst mir bloß sagen, wo ich dich finde." Carolin schwieg. "Geht es Britney gut?", fragte Ingrid. "Ja, alles okay. Aber Sie dürfen Andreas nichts sagen." "Carolin. Das kannst du nicht von mir verlangen." "Hm. Und wenn Sie ihm nur sagen ..." "Was ist denn los mit dir? Warum vertraust du Andreas auf einmal nicht mehr?" "Ich bin noch nicht wieder soweit." "Du könntest mal einen Schritt auf ihn zugehen, ich bin sicher, das ..." "Ich muss jetzt Schluss machen." "Carolin!" Sie hatte Schluss gemacht.

Dann rief sie wieder an. Sie beschrieb Ingrid, wo sie wohnt, sie sagte etwas von einer *Shell* Tankstelle, einem alten Fabrik Gebäude und einem *Aldi* Supermarkt. "Geht's auch ein bisschen genauer", sagte Ingrid. Sie sagte etwas von einer Bus Haltestelle namens Weidendamm, das sei der "Bus mit Linie vier", Ingrid hatte den Eindruck, als wollte Carolin vorsichtig sein mit der Adresse. "Gibt es eine Hausnummer, eine Klingel?" "Nee. Kommen Sie mit dem Auto?" "Ja." "Sie können da parken, da is'n Hof, an der Ecke vorn is'so'n Laden, der steht leer, da liegen tausend tote Fliegen im Schaufenster. Fragen Sie einfach nach mir ... also nach Carolin."

Ingrid fand es, es sah aus wie ein ehemaliges Industrie Gelände, auf der andern Straßenseite standen Wohnhäuser. Das Fabrik Gebäude war aus Backsteinen gebaut, über die Fassade zogen sich kunstvolle Graffiti. Es war ziemlich groß und drinnen unübersichtlich, Ingrid ging an einigen offenen Räumen vorbei, in denen Leute miteinander redeten, es roch nach Küche und nach Klo,

Kinder jagten sich auf der Treppe, irgendwo bläkte ein Baby. Sie fragte nach Carolin, keiner kannte sie. Dann kam ihr eine dunkelhäutige, ungeheuer dicke Frau in einem bunten Kleid mit gigantischem Kopfputz entgegen, sie schleppete einen Korb voll Wäsche, sie hatte ein breites Lächeln und sie schaukelte beim Gehen. Sie wusste, wo Carolin ist.

Als Ingrid dort anklopfte, öffnete ein Mann mit Handy in der Hand, und sie dachte im ersten Moment, es wäre Massud, aber er sah ihm bloß ähnlich. Sie redete mit ihm, da erschienen noch zwei andere mit Handys, sie taten alle so, als verstünden sie nichts. Sie sagte, sie käme wegen Massud Abdel Turabin und hätte eine wichtige Nachricht für ihn, sehr wichtig. Da hörte sie Carolin und rief "Carolin! Ich bin's, Ingrid, kannst du die Jungs zurückpfeifen." Carolin kam zur Tür, sie hatte Britney auf dem Arm, der kirschrote Schnuller ruckelte. "Ist schon in Ordnung", sagte sie zu den Männern, "sie gehört zu mir." Die drei verkrümelten sich.

Ingrid konnte nicht anders, als sie auf die Wange zu küssen. "Wow, was für'ne Begrüßung. Na ja, ich freu' mich auch, Sie zu sehen, kommen Sie ruhig 'rein, hier tut Ihnen niemand was." Es gab mehrere Räume, es war überall was los, Männer, Frauen, Kinder waren wie eine riesengroße Familie hier versammelt. In einem Zimmer standen eine Couch und weiche Sessel, große Fenster zeigten zum Hof hin. "Kommen Sie hier 'rein", sagte Carolin und flätzte sich in einen Sessel. Ein kleiner Junge kam zu ihr und schaute auf Britney. "Das ist Achmed, 'n ganz Lieber, stimmt's Achmed?" Der Junge hatte die Finger in den Mund gesteckt und schaute sie aus großen Augen an.

Auf dem Sofa saß einer von den Arabern, er telefonierte ununterbrochen. Es hörte sich an, wie wenn er beim Pferderennen wettet und seinen Einsatz platziert und der andere würde alles verkehrt entgegennehmen, er redete sich fünf Runden in Rage, und als das Rennen vorbei war, ging alles wieder von vorn los. Es waren noch zwei andere, die das gleiche taten. Sie beachtetten Ingrid nicht. "Haben Sie's gleich gefunden?" "Da war eine Negerin mit einem Wäschekorb." "Mit so'nem monstermäßigen Kopfschmuck? Das ist *Mama Mombasa*, sie wäscht für die hier."

"Wo wohnst du? Ich meine, wo schläfst du?" "Bei Aischa und ihrer Schwester

im Zimmer, Aischa ist die Frau von den hier", sie deutete auf den Mann auf der Couch, der sich gerade wieder ins Zeug legte, die andern beiden waren in ihre eigenen endlosen Telefon Gespräche verwickelt. Carolin sagte "So geht das den ganzen Tag. Wenn die ihre Handys nicht hätten, würden sie sich wahrscheinlich aus'm Fenster stürzen."

"Ich soll dich von Andreas grüßen." "Ja, danke. Wissen Sie, ob er meine Awo-kado gießt?", fragte sie betont fürsorglich. "Ja, ich denke schon. Er möchte, daß du zurückkommst, er sagt, es soll kein böses Wort zwischen euch geben." "Ja, ist gut. Ist angekommen." "Ist Massud auch hier? Bist du wegen ihm hier?" "Ich will da was zu Ende bringen, verstehen Sie." "Wie kommst du hier zurecht?" "Es geht schon. Ich kümmer' mich manchmal um die Kinder, wenn die Frauen was zu erledigen haben, und ich kann ihnen auch Britney geben, wenn ich mal in die Stadt will." "Warst du schon allein in der Stadt?" "Hab' ich als nächstes vor, mal schoppen gehen und so."

Britney meldete sich, Ahmed hatte sie die ganze Zeit angestarrt, als würde er auf sie aufpassen. "Ich muss sie erst mal stillen." Sie nahm Britneys Schnuller, schob ihr T-Shirt hoch und entblößte ihre pralle Brust, Britneys kleiner Mund fand sofort die Brustwarze. Der Mann auf der Couch warf einen Blick herüber und sagte etwas zu dem Jungen, und Carolin meinte "Nee, lass' ihn nur, stört mich nicht." Er stand auf und ging zur Seite, und die beiden anderen wandten sich auch ab.

Carolin sagte "Irgendwas stimmt nicht." "Was meinst du?" "Mit Massud." "Inwiefern?" "Er hatte doch da dieses Zeugnis von der Flieger Schule. Ich glaub', das ist gar nicht von ihn." "Das hab' ich euch doch gesagt." "Ja, aber ich glaub', er wollte es gar nicht haben." "Ich denke, er will sich damit Arbeit besorgen." "Das wird doch nichts", sagte Carolin und Ingrid meinte "Ach, jetzt auf einmal." "Lassen Sie mich mal ausreden, ja? Ich bin da mit ihm hier auf's Amt gegangen und da war erst so'ne Tussy, die hatte keine Ahnung. Und da kam dann so'n Typ, der hat uns ausgefragt, wie wir hergekommen wären und so, der wollte alles genau wissen, auch wieso ich so gut deutsch sprechen kann, der dachte voll, ich wäre die Frau von Massud und Britney wär' unser Kind. Ich hab' nix gesagt."

"Und was hast du geantwortet?" "Daß ich auf 'ne deutsche Schule gegangen wär', bis die von den Hadschi's überfallen wurde." "Von den Dschihadi's?" "Na, was sag' ich denn." "Hadschi bedeutet eigentlich was anderes", erklärte Ingrid. "Ich möcht' mal wissen, ob Ihnen was Besseres eingefall'n wäre, wenn Sie da bei dem Typ gesessen hätt'n." "Ist schon gut. Was hat er gesagt wegen dem Zeugnis."

"Das war's ja. Irgendwie hat den das total durcheinander gebracht. Ich hab' gesagt, Massud hätte da diese Ausbildung gehabt, in diesem 'gewissen' Rautenberg, so hab' ich getan, und ich wusste ja von mein Vater, wie das früher da war. Der hat nur immer wieder draufgeglotzt, und da hat Massud auf einmal gesagt, er wüsste ein Geheimnis - *secret* heißt doch auf englisch Geheimnis?" "Ja." "Also er wüsste ein Geheimnis von wegen ..." "Wovon?" "Na ja, Mist, das hab' ich nicht richtig verstanden, es hieß wohl irgendwie was mit Waffen und mit Militär, eben so Geheimwaffen."

Ingrid zog die Augenbrauen hoch. "Das ist aber nicht eine Geschichte, mit der ihr mich herlocken wolltet, oder?" "Was soll'n das jetzt heißen?" "Es klingt ein bisschen abstrus." "Ich hab' Sie nicht hergerufen", sagte Carolin schroff. "Ach nein?" "Nee, ich erinnere' Sie nur: Sie wollten was von mir, und zwar von Anfang an. Und jetzt beschimpfen Sie mich, ich würde lügen." Sie wurde so ungehalten, daß ihr Britney von der Brustwarze rutschte und anfang zu strampeln. "Bleib' ruhig Carolin", sagte Ingrid.

"Mir ist bloß nicht ganz klar: wenn Massud so ein militärisches Geheimnis kennt, wieso geht er dann damit zum Arbeitsamt? Das ist ja kaum die richtige Stelle für so was." "Das war nicht das Arbeitsamt", entgegnete Carolin. "Hast du aber gesagt." "Ich hab' gesagt: Amt, bloß 'n Amt, ich weiß nicht genau, was es war, Massud wollte ausgerechnet da hin." "Weißt du, wo es ist?" "Wie?" "Würdest du es wiederfinden?" Sie zuckte mit den Schultern.

"Und weiter?" "Der hat eine Kopie von dem Wisch gemacht. Dann hat er gesagt, er würde sich um unsere Sache kümmern und gefragt, wo wir zu erreichen wären, damit er uns Bescheid sagen kann und ich hab' ihn meine Handy Nummer gegeben. Dann hab' ich gefragt, ob ich so was wie ... na ja, ich hab' jetzt nicht mein ganzes Gespartes dabei ... das wär' ja auch gegenüber Andy

nicht fair, wenn ich jetzt mein ganzes Gespartes dafür ..." "Du meinst, du hast ihn nach Gutscheinen gefragt?" "Genau. Und er hat mir auch welche gegeben, er hat gesagt, er gibt sie mir, weil er wüsste, daß die Frauen bei uns besser mit Geld und so was umgehen können, er hat wirklich geglaubt, ich käm' aus Afrika", sagte Carolin fast stolz, "ich hab' welche davon Aischa und ihrer Schwester gegeben, die hat unterwegs auf'm Meer ihr'n Mann verloren, wie sie geflüchtet sind. Bleiben Sie jetzt eigentlich noch hier oder wollen Sie gleich wieder weg?"

"Wo ist Massud?" "Das weiß ich nicht. Als wir dort waren, danach ist er verschwunden. Er war nochmal hier, aber da war ich grade nicht da, und - sie deutete auf den Mann - ich kann mir den sein Namen nicht merken, jedenfalls er meint, Massud steckt in Schwierigkeiten. Ich meine, die stecken hier alle in irgendwelchen Schwierigkeiten, aber sie versuchen trotzdem sich gegenseitig zu helfen. Nur, wenn ich nicht weiß, wo Massud steckt ... was soll ich da tun?" Das war es also, weswegen Carolin Ingrid gesagt hatte, wo sie ist, sie wusste nicht mehr weiter. Sie wollte aber auch nicht einfach Leine ziehen.

"Hat dich der Mann angerufen?" "Ja. Er hat gesagt, er hätte sich drum gekümmert und wir sollten da hin kommen, zu so ein ... ich hab' mir die Adresse aufgeschrieben, aber die Jacke, wo ich ihn eingesteckt hab', ist mit bei Mama Mombasa in die Wäsche gekommen." "Scheiße." "Ja, Scheiße. Ich könnt's vielleicht noch zusammenkriegen, wenn ich mal richtig überlegen kann. Aber hier isses ja wie auf'n Rummel, da kann man nicht in Ruhe nachdenken, der Einzige, der hier die Ruhe weg hat, ist Achmed, stimmt's Achmed! Achmed, sag' der Frau mal Guten Tag!"

Achmed nahm die Hand aus dem Mund, hielt sie Ingrid hin und murmelte "As salamu alaikum." "Wa alaikum us salam", erwiderte sie und schüttelte seine feuchte Hand. "Kommt er aus Libyen?" "Keine Ahnung. Ach übrigens, ich hab' auch was 'rausgekriegt wegen den Typ, den Sie suchen, den Schönen mit der Sonnenbrille." "Was? Ehrlich?" "Er heißt Thabit, Thabit el Rachman, also mit 'nen h in der Mitte. Er war auch hier." "Er ist in Hamburg?" "Ob er's jetzt noch ist, weiß ich nicht. Der sieht wirklich klasse aus, der würde zu Ihnen passen."

Ingrid stand auf und ging zu dem Mann, der Ahmeds Vater war. Sie redete mit

ihm, dann kam sie zurück zu Carolin, die sagte "Wow, Sie können ja richtig arabisch sprechen." "Ist nicht weit her. Wir haben uns mit Massud doch auch auf arabisch unterhalten." "Ach, stimmt ja. Na ja, bei mir isses nicht weit her damit." Ingrid sagte "Mensch Carolin, jetzt bin ich dir wirklich was schuldig!" "Ach, macht doch nichts. Sie haben mich gefragt, ob ich Ihnen helfen kann und ich hab's versucht, da ist doch nichts dabei." "Du hast vorhin gesagt, du glaubst, Massud wollte das Zeugnis gar nicht haben, wie kommst du darauf?" "Er hat so was angedeutet, er hat gesagt ..."

Carolin konnte nicht ausreden, weil einer zur Tür hereinkam und den andern Männern etwas zurief. Ahmeds Vater ging ans Fenster und schaute nach unten in den Hof, er sagte etwas, und eine Frau kam und schnappte sich Ahmed und sagte etwas zu Carolin, und die meinte "Kommen Sie, Ingrid, wir müssen hier verduften." "Wohin?" "Kommen Sie, schnell!" Carolin rannte vorneweg, sie stieß die Tür mit dem Fuß auf. "Soll ich Britney nehmen?", fragte Ingrid. "Nee, geht schon. Oder doch, ja, aber nicht fallen lassen!" Sie gab sie ihr. "Hier lang."

Sie liefen auf einem Korridor entlang, eine Treppe hoch, einen anderen Korridor entlang, durch eine schwere Eisentür, eine Treppe runter, wieder einen Korridor entlang, Ingrid rief "Meine Güte, ist das hier groß." Man konnte Musik hören, Carolin sagte "Das sind hier alles so Probe Räume für Musiker. Ich kenn' da welche, da bleiben wir, bis die Polizei wieder weg ist." Sie öffnete eine Tür und eine heftige Heavy Metal Musik schlug ihnen entgegen, es waren vier oder fünf schwächliche Bübchen mit langen strähnigen Haaren, die ihre Instrumente traktierten. "Nee, das ist zu laut, da fliegen Britney die Ohren weg", rief Carolin, und sie versuchten es eine Tür weiter.

Da waren welche, die spielten Elektro Jazz, es war etwas weniger laut. "Die kenn' ich auch", sagte Carolin, "nehmen Sie da am besten eine von den Gitarren, einfach umhängen und so tun, als gehören Sie dazu." Die Musiker konzentrierten sich nur auf ihr Spiel. Irgendwann pochte es gegen die Tür, sie ging auf und zwei Polizei Beamte, ein Mann und eine Frau, kamen herein, der Polizist wirbelte mit dem Finger in der Luft.

Die Musiker brachen ab, der Polizist fragte "Halten sich hier irgendwelche

Ausländer auf?" Der Keyboarder fragte zurück "Sehen Sie welche, Herr Kommissar?" "Was machen Sie hier?", fragte er Carolin, die in der Ecke saß. "Ich bin die Frau von ihr", antwortete Carolin und zeigte auf Ingrid, "und das ist unser Kind. Wir sind Lesben. Das ist doch nicht verboten, Herr Kommissar, oder?" Er schob seine Kollegin hinaus und knallte die Tür hinter sich zu, die Jungs spielten sofort weiter, Carolin nickte dem Keyboarder freundlich zu.

Ingrid konnte Carolin überreden, daß sie zusammen irgendwohin in die Stadt fahren, wo sie ein bisschen abhängen können. Ingrid hatte ihren Wagen nicht direkt auf dem Hof geparkt und sie konnten unbemerkt einsteigen. "Wir setzen uns hinten 'rein", sagte Carolin, "ist bestimmt nicht erlaubt, mit'nem Baby auf'm Arm im Auto zu fahren." Ingrid sagte "Stimmt. Hab' ich nicht dran gedacht. Wir könnten ein Geschäft suchen, wo es Kindersitze gibt." "Ja, ich weiß", sagte Carolin, "aber ich hab' jetzt kein Geld dabei." "Ich borg' es dir solange. Ich meine, solange ich dein Mann bin." Sie lachte und Carolin musste auch lachen. "Okay. Ich weiß, wo ein Second Hand Laden ist."

Wie sich herausstellte, wusste Carolin schon, welchen Kindersitz sie haben wollte, es war ein Schalensitz, in dem man Britney auch wie in einem Einkaufskorb herumtragen konnte. "Ich geb' Ihnen das Geld sofort wieder", sagte Carolin und freute sich riesig. Ingrid sagte "Weißt du was, ich schenk' ihn euch, du hast auch schon eine Menge für mich getan." "Oh danke, das ist echt nett von Ihnen", sagte Carolin und gab Ingrid ein Küsschen auf die Wange.

Sie kurvten eine ganze Zeit durch die Stadt. Ingrid sagte "Ich war mal hier, da gab es so ein Einkaufszentrum, da war viel Grün drumherum, richtig idyllisch." Aber sie fanden es nicht und Ingrid fluchte. Carolin sagte "Ich find' es lustig, einfach 'n bisschen 'rumzufahren." Sie fragte Ingrid aus, wo sie schon überall gewesen wäre und was ihr am besten gefallen hätte, und Ingrid machte es Spaß, davon zu erzählen, und sie hatte auch ein paar Geschichten auf Lager von den Leuten, die sie unterwegs getroffen und mit denen sie Bekanntschaft geschlossen hatte.

Da fragte Carolin plötzlich "Haben Sie eigentlich ein Tattoo?" "Was?" "Ein Tattoo. Irgendwo an 'ner bestimmten Stelle." "Ich habe einen Schmetterling auf dem rechten Schulterblatt, nichts Besonderes." "Wann haben Sie den machen

lassen?" "Gott, da war ich noch ein Teenager, wahrscheinlich war's bloß eine Wette." Carolin sagte "Ich wollte mir auch eins machen lassen", und Ingrid lachte und meinte "Was denn, etwa ein Arschgeweih?" "Ein was?", fragte Carolin ahnungslos. "Jetzt sag' nicht, daß du nicht weißt, was ein Arschgeweih ist?" "Nein, was ist das?" "Meine Güte! Du kennst Britney Spears nicht mehr, weißt nicht, was ein Arschgeweih ist, sag' mal, wie jung bist du eigentlich?" Carolin schwieg, als hätte sie blöd statt jung verstanden.

Ingrid wusste selbst nicht, weshalb sie ihr das zugetraut hatte, sie sagte "Ein Arschgeweih ist so ein breites, verschnörkeltes, flügelartiges Etwas direkt über den Po Backen, haben sich früher alle Mädchen machen lassen. Hast du noch nie gesehen?" "Doch, ja, jetzt fällt's mir wieder ein." "Also so was wolltest du bestimmt nicht." "Nee. Eigentlich wollte ich dann gar keins." "Das ist sowieso besser", sagte Ingrid, "wenn du später mal alt bist, sieht so was echt scheiße aus." Carolin sagte erst nichts, dann meinte sie "Kann sein. Aber jetzt bin ich noch nicht alt." "Hm, hast du auch wieder recht."

Carolin schaute aus dem Wagenfenster auf die Stadt, sie sagte "Ich bin auch nicht rasiert." "O-k-a-y", sagte Ingrid vorsichtig, und dann "du willst aber jetzt keine intimen Details von mir hören, oder?" "Häh?", machte Carolin und schaute sie nur kurz an, "Ich bin nicht lesbisch, falls Sie das denken." "Es wäre allein deine Angelegenheit. Ich habe mit so was keine Probleme. Aber ich bin's auch nicht." "Viele wissen's gar nicht, daß sie's sind." "Du meinst, es ist nie zu spät dafür." "Ich meine, daß man sich selbst nie richtig kennt, jedenfalls nicht so gut, daß man irgendwas ausschließen kann. Es kommt manchmal bloß auf die richtige Gelegenheit an."

Sie schwiegen eine Weile, Ingrid nahm die Richtung nach Norden raus. Dann sagte Carolin "Ich wollte damit bloß sagen, daß ich es blöd finde, sich die ... die Muschi zu rasieren. Die das machen, merken gar nicht, wie sie sich damit erniedrigen. Sie denken, sie sind besonders geil damit, und dabei sehen sie bloß aus wie gerupfte Gänse, überhaupt nicht mehr natürlich." "Dann findest du wahrscheinlich auch Piercing hässlich." "Das ist ja nun das Allerletzte", sagte Carolin und Ingrid meinte "Ich hab' mal was von einem Psychologen gelesen, der hat behauptet, wenn sich die Mädchen so was antun, dann wäre das ein Zeichen dafür, daß sie in ihrer Kindheit missbraucht wurden." Carolin

sagte "Na, ich kenn' auch welche mit Piercing, bei den' das garantiert nicht zutrifft, aber es würde mich nicht wundern, wenn sich's manche deswegen antun. Außerdem gibt's auch genug Jungs, die sich's antun." "Ja", sagte Ingrid, "es gibt aber auch Jungs, die missbraucht wurden."

Sie fanden dann etwas außerhalb einen hübschen kleinen Markt, wo man ein bisschen bummeln konnte, und an der Haltestelle der S-Bahn war eine Grünanlage mit einem Café, wo man im Freien sitzen konnte. Sie liefen erst ein Stück, Ingrid trug Britney und schaukelte sie dabei, sie fühlte sich in ihrem neuen Schalenkorb sichtlich wohl. Dann gingen sie ins Café, Ingrid bestellte für sich ein Alsterwasser und für Carolin einen Eiskaffee.

"Kommt die Polizei öfter bei euch vorbei?", fragte Ingrid. "Regelmäßig. Aber irgendjemand kriegt das immer rechtzeitig mit, und dann sind alle plötzlich verschwunden. Es gibt da auch 'n Keller, wo niemand hin findet." "Jetzt sag' mir nochmal, wieso du glaubst, daß Massud das Zeugnis nicht haben wollte." "Er hat so Andeutung' gemacht. Wahrscheinlich hat es ihn jemand in die Hand gedrückt, damit er damit auffällt. Da wo wir waren, bei den Typ, da ist Massud auch nicht von selber hingegangen." "Woher willst du das wissen?"

"Das hat mir Aischa gesagt. Sie meinte, die würden Massud nur dafür ausnutzen." "Wofür?" "Daß das jemanden auffällt, was für'n komisches Dokument er bei sich hat." "Das versteh' ich nicht. Wieso sollte er sich damit selber Ärger einhandeln wollen?" "Ich versteh's auch nicht, aber es scheint so zu sein." "Und wer hat ihn dazu angestiftet?" Carolin zuckte mit den Schultern.

"Sag' schon", drängte Ingrid. "Na ja, ich glaube, Ihr Schönling ist einer davon." "Thabit?" "Ja. Tut mir leid." "Was?" "Wenn der vielleicht 'n Arschloch ist, der seine eig'nen Leute bloß ausnutzt." "Kann man nichts machen", sagte Ingrid kühl. "Wenn Sie aber nun was an den finden und jetzt enttäuscht sind." "Carolin, ich kenne den Mann überhaupt nicht." "Aber Sie wollten ihn kennenlernen." "Ja, das stimmt." "Und jetzt immer noch?" "Ich glaub' schon." "Vielleicht ist das ja auch gar nicht so, wie Aischa es sagt."

"Hat sie noch was gesagt?" "Nur daß Thabit angeblich darauf wartet, bis sich jemand meldet." "Wer soll sich melden?" "Keine Ahnung. Aischa ist jedenfalls

nicht gut auf Thabit zu sprechen, sie meint, es könnte sein, daß sie alle wegen ihn noch mehr Schwierigkeiten kriegen. Thabit gehört eigentlich gar nicht dazu." "Und Massud schon?" "Bei Massud ist das was anderes, der will ja auch nur Arbeit finden und hier in Ruhe leben können, so wie sie alle."

Was ihr Ahmeds Vater über Thabit gesagt hatte, bestätigte das: er verfolgte offenbar ein ganz anderes Ziel als die Flüchtlinge mit ihrem Asyl Begehren. Ingrids erster Eindruck vormals auf dem Schiff und im Hafen hatte sie nicht getäuscht, er sah nicht aus wie einer, der vor etwas flieht, vielmehr wie jemand, der einen ganz bestimmten Plan hat.

Sie telefonierte mit Larry Kostik. Der war skeptisch, was Carolin betraf. "Wer sagt dir, daß dich deine kleine Freundin nicht an der Nase herumführt." Ingrid mochte das nicht glauben. Larry sagte "Da widerspricht sich doch was gewaltig: Massud plaudert von irgendwelchen Geheimwaffen und wird andererseits von dem andern vorgeschickt, der selbst darauf wartet, daß sich seine Genossen bei ihm melden? Dümmer kann man ja kaum handeln."

"Und wenn Massud das nun von sich aus gesagt hat, quasi um sich selber seiner Auftraggeber zu entledigen." "Dann hätte er doch ganz einfach die Wahrheit sagen können: hier, die haben mir das gegeben, damit ich es vorzeigen soll, aber ich habe nichts damit zu tun. Wenn er anfängt, von Waffen und andern geheimen Sachen zu schwadronieren, riskiert er seine eigene Haut. Würde mich nicht wundern, wenn er schon auf dem Weg in irgendein CIA Gefängnis ist, wo sie ihn in die Mangel nehmen." "Nach Guantanamo?"

"Es gibt auch in Europa so was, in Polen zum Beispiel, das ist bekannt. Und ich hab' kürzlich hier eine Information bekommen, wonach es sogar in Prag ein CIA Büro geben soll, das extra für die terroristischen Aktivitäten des Maghreb, also für Nordafrika zuständig ist. Das ist dann irgendein Loch in einem verkackten Prager Hinterhof, wo sich anscheinend seit Jahr und Tag nichts rührt und wo nicht mal der Müll abgeholt wird, geschweige denn ein Postbote vorbeikommt. Was in den USA nicht erlaubt ist, mit Untersuchungshäftlingen zu tun, darum schert sich in den ehemaligen Ostblock Staaten kein Aas. Im Gegenteil, dort findet man die fähigsten Handlanger unter den alten Stasi Leuten. Eine Schande ist es, daß man nicht einen von diesen Halunken kalt

gemacht hat."

Larry machte eine Pause und zog an seiner Zigarette, Ingrid spürte, wie heftig er darüber erregt war, dann fügte er hinzu "Allerdings stammt diese Information aus einer Quelle, die in der Vergangenheit schon mehrmals bloß Gerüchte geliefert hat." "Du glaubst es also nicht?" "Schwer zu sagen", meinte Larry, "es gibt eine Art von Falsch Information, die genau danach aussehen soll. Ich habe inzwischen einen Blick dafür entwickelt, es hat etwas mit Authentizität zu tun, ich bin beinahe soweit, eine kleine Theorie dafür zu haben, ich erklär' dir's ein andermal, wenn's dich interessiert." "Unbedingt, Larry", sagte Ingrid, "du weißt, daß mir deine Theorien immer sehr nützlich waren." "Ja, ja", sagte Larry und lachte.

"Hälst du's für möglich, daß Thabit eine Art Schläfer ist, jemand, der in eine Terror Zelle eingeschleust werden soll?" "Schon möglich, das sieht man den Leuten meistens nicht an. Es ist natürlich auffällig, daß sie sich gerade in Hamburg herumtreiben." "Du meinst, weil Hamburg seit dem elften September ein verdächtiger Ort ist?" "Na ja, immerhin hatten die Attentäter damals in Hamburg gewohnt, bevor sie den Anschlag auf's World Trade Center verübt haben. Sie haben auch ihre Flieger Ausbildung dort gemacht." "Aber die Zellen von damals dürfte es doch längst nicht mehr geben." "Nein, dafür andere. Es gibt immer neue, weil es immer neue Gruppen von Terroristen gibt, die sich selbst untereinander bekämpfen oder verbünden, je nachdem, was gerade ratsamer ist."

Ingrid hörte, wie Larry sich eine neue Zigarette anzündete, dann sagte er "Da ist noch etwas: kennst du den Film 'The most wanted man?' (Ingrid wusste, daß Larry ein begeisterter Kino Fan war, er schrieb sogar Kritiken für die Zeitung), mit dem *grandiosen* Philipp Seymour Hofman in seiner letzten Rolle, na ja, er war da schon ziemlich fertig." "Was ist mit diesem Film?" "Es geht um eine kleine Sondereinheit, deren Chef Hofman ist, die arbeiten unabhängig von CIA und FBI und versuchen, sich an Leute dranzuhängen, die sie für verdeckte Terroristen Führer halten. Vielleicht macht dieser Thabit auch so etwas, nur genau umgekehrt: er hängt sich an die Ermittler dran."

"Das ist doch aber nur ein Film, Larry, eine erfundene Story." "Klar. Aber du

weiß selbst, daß in jeder noch so phantastischen Geschichte immer ein Funken Wahrheit drin steckt." "Ja, das stimmt, und was wäre es hier?" "In dem Film haben die ihr Büro in Hamburg, irgendwo in der City Nord, in einer dieser Beton Büro Burgen. Das ist ungefähr das Gegenteil von einem verkackten Prager Hinterhof, niemandem würde es auffallen, wenn sich da ein paar Agenten unter die Sessel Furzer mischen und dort ihre Arbeit machen."

Ingrid sagte "Und ihre Gefangenen foltern sie in der Tiefgarage in einem schwarzen Lieferwagen." Larry lachte. "Du solltest ein Drehbuch draus machen." "Ja, mach' ich vielleicht auch. Was ich bis jetzt erlebt habe, war schon ganz aufregend." Larry sagte "Im Ernst, Schätzchen, schau' dich dort mal um, du hast doch einen Blick dafür. Aber sei vorsichtig." "Okay Larry. Und wenn du was Neues hast, ruf' mich an." "Mach' ich gern."

Sie ging mit Carolin noch ein bisschen shoppen, sie passte auf Britney auf, damit sich Carolin in Ruhe in den Geschäften umsehen konnte, sie merkte, wie es ihr guttat, mal ein bisschen abzuschalten. Sie machte derweil allerlei Faxen mit der Kleinen, sie war richtig süß. "Wenn du willst, kannst du mit zu mir ins Hotel kommen", schlug sie Carolin vor. "Und dann?" "Du kannst dort übernachten, falls du mal 'raus willst aus der Fabrik." "Ist da denn genug Platz?" "Es ist ein Doppel Zimmer, und es gibt eine Couch, ich würde euch das Bett überlassen." "Britney und mir?" "Na, wem sonst?" "Wo ist das Hotel?" Ingrid sagte es ihr. Carolin überlegte. "Das wär' toll. Aber ich möchte nicht, daß Sie sich wegen mir so viel Gedanken machen." "Das ist nicht der Rede wert."

Aber dann sagte Carolin "Ich glaub', ich bleib' doch bei den andern." "Wie du willst." "Ich hab' morgen auch Küchendienst, also ich hab' mich bereit erklärt, was zu kochen, da muss ich also da sein." "Freilich." Carolin fragte "Dann seh'n wir uns morgen?", und Ingrid sagte "Ja. Kann ich mitessen?" "Ach so, na klar! Und dann machen wir einen Plan wegen Ihren Schwarm, okay?"

Es war ein kleines, aber sauberes Hotel an der Straße nach Wandsbek, in dem Ingrid abgestiegen war. Abends klingelte es bei ihr, und der Mann an der Rezeption sagte, es wäre Besuch für sie da. "Ich hab's mir doch noch anders überlegt, wär' nicht übel, wenn ich heute bei Ihnen bleiben könnte", sagte Carolin, und Ingrid freute sich. Sie regelten es mit dem Concierge (er wollte

bloß Carolins Ausweis) und er sagte, bis 21 Uhr könnten sie noch zu Abend essen.

"Wie bist du hergekommen?" "Mit dem Bus, der hält fast genau vor der Tür."
"Möchtest du noch was essen?" "Vielleicht was Kleines." "Bekommt Britney noch was?" "Hab' sie vorhin versorgt, ich geb' ihr nachher noch was zu trinken. Das mit dem Tragekorb ist nicht schlecht, aber ich glaub', ich bräuchte auch noch so'n Rucksack, also so einen für vorn, daß ich sie so vor der Brust tragen kann, da hat man dann auch die Arme frei." "Ja, ich weiß. Den holen wir morgen." "Aber den bezahl' ich selber." "Gut."

Später gaben sie Britney eine neue Windel, sie war quietschfidel und Ingrid kam es so vor, als wäre sie plötzlich größer und beweglicher geworden. Carolin sagte "Ja, die wächst jetzt wahnsinnig schnell. Sie hat auch schon ... na Möps'chen, zeig mal deine schönen neuen Zähnchen ... da! Haben Sie gesehen?" Ingrid lachte. "Sie kann damit schon richtig zubeißen, das kniept ganz schön an meiner Brust."

Carolin nahm ein ausgiebiges Bad. Sie sagte "Auf Dauer ist es da in der Fabrik ziemlich armselig, ich meine, die sind alle sehr reinlich und so, und Aischa und die andern Frauen achten auch sehr auf Sauberkeit, aber wie kann man sich in so einem Schuppen auf Dauer schon einrichten? Ich hab' ja Glück, ich kann jederzeit 'raus, ich könnte jederzeit nach Rautenberg zurück fahren, und ich mach' es ja auch irgendwann. Aber die sitzen erst mal da fest und wissen eigentlich nicht, was morgen passieren wird. Und dann muss man sich ja auch klarmachen, daß sie alles aufgegeben haben, dort in Afrika, die haben praktisch keine Heimat mehr und kein Zuhause außer was sie mit sich 'rumschleppen können."

Carolin redete, während sie in der Wanne lag, und Ingrid saß auf dem Rand und trank ein Glas Wein, und der Schaum auf dem Badewasser löste sich langsam auf und dann konnte sie Carolins ganzen Körper sehen, sie war nicht groß, hatte aber eine hübsche Figur und mit ihrer kleinen wuscheligen Scham war sie wirklich ganz das Gegenteil einer "gerupften Gans".

Als sie Britney dann nochmal stillte, sagte Ingrid "Du hast sehr schöne Brüs-

te." "Danke. Aber die bleiben nicht so. Eigentlich hab' ich bloß so Äpfelchen, na ja, auch ganz nett anzuseh'n, aber die hier sind 'ne Nummer besser." "Beim nächsten Kind kommen sie wieder." "Ja, hab' ich mir auch schon gedacht." "Bleibt es eigentlich bei dem Mittagessen morgen?", fragte Ingrid. "Na klar, ich muss morgen vormittag wieder da sein, es gibt übrigens Pasta mit Fisch, den muss ich noch besorgen, weil die doch kein Fleisch essen, jedenfalls manche. Und Sie wollen wirklich auf der Couch schlafen?"

"Das geht schon." "Das ist doch albern. Wir können Britney in die Mitte nehmen, da haben wir alle drei genug Platz." "Ich weiß nicht, ich kuller' manchmal im Schlaf auf die Seite, nachher drück' ich sie noch." "Quatsch, ich kuller' auch manchmal 'rum, und es ist noch nie was passiert. Zu Hause liegen wir auch oft zu dritt im Bett, mit Andy mein' ich." "Hm." "Na los, Ingrid, seien Sie nicht so schüchtern, ich beiß' nicht."

Dann war Britney auf einmal eingeschlafen, und Carolin war auch ganz still und schien auch schon zu schlafen, und Ingrid lag daneben und betrachtete beide im matten Schein der Nachttisch Lampe, sie sahen so friedlich aus. Da drehte sich Carolin langsam zu ihr hin und sagte "Hab' ich schon geschlafen?" "Glaub' ja." "Hab' ich geschnarcht?" "Nein." "Andy sagt, ich schnarch' manchmal, dabei schnarcht er selber wie'n Walross, vor allen, wenn er zuviel Bier getrunken hat." Ingrid sagte "Kenn' ich. Hatte auch mal'n Freund, wenn der zuviel gebechert hat, dann war's nicht zum Aushalten." "Nee. Hat auch kein Zweck, ihn zu wecken, das geht gleich munter weiter."

Dann sagte Carolin "Ist doch bequemer als auf der Couch, oder?" "Ja, viel bequemer." "Kann ich meine Hand da hin legen?" Ingrid zuckte zusammen, als Carolin sie berührte. "Ich meine, kann ich sie da liegen lassen?" "Ja, okay." Sie schwiegen, dann fragte Carolin "Ist alles in Ordnung?" "Ja, wieso?" "Weil Sie so schnell atmen." "Das kommt vom Wein. Carolin?" "Hm." "Deine Hand ist verrutscht." "Hm." "Oh Gott, ich fass' es nicht." "Sie haben sich's auch nicht angetan, ich hab's gewusst!" "Nneiiiin, irgendwie ist das an mir vorbeigegangen ... ich hatte auch grade keine Freundin, die ... sag' mal, hast du das schon mal gemacht?" "Hm. Was?" "Hast du schon mal ..." "Ingrid. Nicht so laut. Sie wecken ja Britney auf." "Entschuldige. Oh, mein Gott. Soll ich jetzt ... soll ich bei dir ... dich ..." "Hätte nichts dagegen, dann wär's nicht so

einseitig."

Sie schob vorsichtig ihre Hand in Carolins Schlüpfen. Ihr Atem ging immer schneller. Carolin lachte leise. "Was ist?" "Nichts. Alles gut, es gefällt mir." "Ja, mir gefällt's auch. Meine Güte, ich hätte nie geglaubt, daß es so schnell gehen kann." "Es ist doch noch nicht vorbei, oder?" "Nein, ich hoffe nicht." "Na dann. Aber passen Sie auf, daß Sie nicht auf Britney draufkullern." "Ja, ich pass' auf, ich pass' so was von auf."

* * * * *

Der Hauptmann Rainer Engelhardt war mit seinen jungen libyschen Freunden in Groß Keuditz gut angekommen. Sie wurden anschließend nach Rautenberg in die Flieger Schule gebracht und bekamen dort ihre separaten Unterkünfte. Die Zimmer befanden sich in einem der zuletzt erbauten Wohnblocks und hatten, verglichen mit den Stuben der NVA Angehörigen, eine etwas gehobenere Ausstattung. Die Rekruten schienen zufrieden zu sein, bis auf einen, der dem Hauptmann schon während des Fluges aufgefallen war.

Er hieß Jamal Ibrahim und war etwas älter als die anderen, und Engelhardt hatte den Verdacht, er sei ein Offizier, etwa ein Leutnant, der aus irgendeinem besonderen Grund in die Mannschaft gesteckt worden war; auch kannte ihn offenbar keiner von den anderen. Aber auf ihren Feld Uniformen trugen sie alle die gleichen Abzeichen für Unteroffiziers Schüler der Luftstreitkräfte, wobei diese Abzeichen, wie Engelhardt erfahren hatte, extra und nur für diese Ausbildung in der DDR verwendet wurden.

Jamal Ibrahim hatte von Anfang an die große Klappe und es gab kaum eine Weisung oder einen Befehl des Hauptmanns, auf den er nicht mit einer Gegenfrage oder einer spitzen Bemerkung reagiert hätte. Nicht daß er sich weigerte. Er befolgte zwar alles, was ihm befohlen wurde, aber er war notorisch dabei zu diskutieren, und das konnte der Hauptmann nun überhaupt nicht verknuken, denn solche Nörgeleien oder Nachreden hatten auch schlechten Einfluss auf die anderen und kratzten an seiner Autorität. Das betraf übrigens auch die anderen Vorgesetzten, aber da der Hauptmann nun einmal für die "Sondertruppe" verantwortlich war, erwartete man von ihm, daß er bei seinen

Leuten auch unbedingte Disziplin durchsetzte.

Dem Hauptmann blieb nichts anderes übrig, als sich Jamal Ibrahim unter vier Augen vorzuknöpfen und ihm mit aller Bestimmtheit sein aufmüpfiges Verhalten zu untersagen, und als das offenbar nicht die gewünschte Wirkung zeigte, machte er die Androhung, ihn gegebenenfalls solange vom Unterricht auszuschließen, bis er sich dem Regime der Truppe unterzuordnen bereit sei und ihn stattdessen zum Selbststudium zu verdonnern. Das war ein schlauer Schachzug, denn es war keine Strafe im militärischen Sinn und es verstieß auch nicht gegen die Abmachungen bezüglich der Ausbildung.

Engelhardts direkter Vorgesetzter, der Oberst Bruder, verlangte von ihm einen Bericht über seinen Aufenthalt in Libyen, den er an den Major nach Berlin weiterzuleiten hatte. Engelhardt schrieb alles wahrheitsgemäß auf, jedoch verschwieg er einige Einzelheiten, die er für unwichtig hielt. (In seinem Unterbewusstsein waren das aber gerade jene Dinge, die für ihn persönlich Bedeutung hatte, wie zum Beispiel die Sache mit der Uniform. Er hatte sie gut verpackt mit nach Hause genommen und niemandem gezeigt.)

Eine Weile später kam Major Gerling selbst nach Rautenberg, und die beiden führten ein Gespräch miteinander. Der Major sagte, er habe den Bericht zur Kenntnis genommen, und man sei im Ministerium sehr zufrieden mit seiner Arbeit. Der Hauptmann bedankte sich und versicherte, er habe seinem Gelöbnis, stets den sozialistischen Kampfauftrag zu erfüllen, entsprechend gehandelt, was der Major - wie früher schon bei solch' hehren Worten - mit einer beiläufigen Geste aufnahm.

Es gebe da allerdings ein paar Punkte, auf die er nicht eingegangen sei und über welche die Genossen in Berlin noch Aufklärung wünschten, und Engelhardt dachte schon allen Ernstes, sie wüssten von der Uniform und von dem Geld. Doch es ging erstens um den Zwischenstop in Minsk und speziell um die Fracht, die dort verladen worden war: ob er gewusst habe, worum es sich dabei handelte? Nein, sagte der Hauptmann und ergänzte, es sei ihm in dieser Situation "ganz normal" vorgekommen, daß er auf der Liste unterschrieben hatte. "Ach, Sie haben das quittiert?", fragte der Major überrascht und zog die Stirn in Falten. "Ja. Es musste schnell gehen und ich dachte ... ich meine ...

ich hatte keinen Zweifel, daß unsere sowjetischen Freunde alles überprüft hatten." "Was überprüft hatten?" "Na, die Sicherheit der Ladung." "Was stand auf der Liste?" "Bezeichnungen, mit denen ich ehrlich gesagt nichts anzufangen wusste, warum ist denn das jetzt so wichtig, Genosse Major?"

Der Major antwortete nicht darauf. Er sprach den zweiten Punkt an, und das war natürlich der Besuch bei General Sharif Missalati, den der Hauptmann mit kaum drei Sätzen erwähnt hatte. Der Major wollte alles haarklein wissen, er hakte dauernd nach, erfragte jedes Detail, das ihm aufgefallen war, es schien, als wollte er alles in einer Zeichnung festhalten. Irgendwann entschied der Hauptmann im stillen, alles weitere für sich zu behalten, er bereute es fast, die Grüße des Generals ausgerichtet zu haben, denn er hatte das Gefühl, sie wären nicht mit derselben Intention angekommen, wie sie Sharif Missalati übermittelt wissen wollte, was sich der Hauptmann allerdings selber zuzuschreiben hatte.

Der Major war aufmerksam genug, seine Zweifel zu erahnen. Er fragte ihn, ob er Missalati "sympathisch" gefunden habe, und Engelhardt sagte daraufhin "Was heißt sympathisch? Ich bin ihm als Offizier unserer Nationalen Volksarmee gegenübergetreten, und er ist für mich ein Repräsentant der libyschen Militärführung, unser Gespräch war eher ein Austausch von Höflichkeiten, es ist zu keinem Zeitpunkt persönlich geworden." "Aber Sie wissen schon, daß Sharif Missalati zum engeren Kreis um Muammar al Gaddafi gehört?" Der Hauptmann erwiderte "Das hat er nicht ausdrücklich betont, aber aus der Art und Weise, wie meine Einladung zustandekam, konnte ich das vermuten." "Was meinen Sie mit Art und Weise?"

Das wusste Engelhardt nun selbst nicht zu erklären und er fragte sich, was ihn eben zu dieser Formulierung verleitet hatte? "Ich war natürlich etwas überrascht", sagte er ausweichend, "ich hatte nicht damit gerechnet, zu ihm gerufen zu werden, zumal die Angelegenheit, wegen der ich dort war, auf einer ganz anderen Ebene geregelt wurde - das habe ich jedenfalls angenommen. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß Herr Missalati sich damit befasst." "Er hat sich also auch nicht indirekt in die Auswahl der libyschen Unteroffiziere eingemischt, glauben Sie?" "Nein", sagte der Hauptmann und vergaß abermals den Streit unter den Aspiranten.

"Warum", fragte der Major, "hat er Sie dann überhaupt eingeladen?" Engelhardt fand die Fragerei zunehmend nervig, ihm gefiel das Misstrauen des Majors nicht, warum zerbrach er sich den Kopf über Sachen, die jetzt und hier keine Rolle mehr spielten. Er sagte "Das müssten Sie Herrn Missalati schon selbst fragen, Genosse Major." Dem Major zuckte es unmerklich um die Mundwinkel, dann sagte er kühl "Gut. Für's erste war's das. Wegtreten!" Der Hauptmann machte eine flüchtige Ehrenbezeigung und ging. Aber dieses "Wegtreten!" hallte beinahe wie eine Beleidigung in ihm nach.

Genaugenommen fühlte sich Engelhardt nach der ganzen Aktion ziemlich erschöpft und zugleich sogar ein bisschen beunruhigt. Er hatte gedacht, mit der Überführung der libyschen Schüler hierher wäre die Sache soweit erledigt, daß die Ausbildung und somit sein Dienst "ganz normal" weitergehen könnten, fast hätte er es "Trott" genannt und das in Ordnung gefunden. Er wollte eigentlich nur wieder seine Jungs auf den Einsatz in der Truppe anständig vorbereiten. Aber er hatte das komische Gefühl, daß sich "da draußen" Dinge abspielten, die auf etwas Anderes und Ungeahntes hindeuteten, als er es bis jetzt gewohnt war, wenn er sich seines "Kampf Auftrags" bewusst wurde, etwas Anderes als es wie eh' und je in den regelmäßigen politischen Schulungen zur Sprache kam und über das nur hinter vorgehaltener Hand gesprochen wurde.

Er hatte so ein Gefühl schon einmal in jüngerer Vergangenheit gehabt, und zwar als in der befreundeten Volksrepublik Polen die Demonstrationen der sogenannten Gewerkschaft "Solidarnosc" für helle Aufregung sorgten. Das öffentliche Leben im benachbarten Polen wurde unter Kriegsrecht gestellt, eine Ungeheuerlichkeit in der Geschichte des Sozialismus, die nirgends in den theoretischen Schriften auch nur im entferntesten erwogen worden war.

Damals war Engelhardt noch in Groß Keuditz beschäftigt und seine Einheit wurde in erhöhte Gefechtsbereitschaft versetzt für den Fall, daß in Polen der offene Aufstand losbricht oder ein wie immer gearteter bewaffneter Konflikt das Land gefährdet. Man wusste aber nicht recht, wer nun eigentlich der Feind wäre. Und der Politische Offizier seiner Flieger Staffel hatte gesagt, man müsse sich mit dem Gedanken vertraut machen, "auf Menschen zu *schießen*, die

die Internationale singen", eine Formulierung, die er garantiert von oberster Stelle der politischen Führung erhalten hatte, um die Truppe auf die völlig neue Situation einzustellen.

Es wurden auch - natürlich unter den Zeichen der Freundschaft und Brüderlichkeit - gemeinsame Manöver abgehalten und zeitweise war der Hauptmann und seine Staffel auf einem polnischen Flugplatz stationiert gewesen; man konnte sich an fünf Fingern abzählen, daß sie dort waren, um jederzeit in das Kampfgeschehen eingreifen zu können. Glücklicherweise kam es nicht dazu, aber die Lage in Polen blieb lange angespannt, und in Wahrheit war sie es jetzt noch. Einer seiner Kollegen war der Meinung, daß "diese ganze Polen Scheiße" im Grunde auf die "verhängnisvolle" Wahl eines Polen zum Papst zurückzuführen sei, mit der die Auflösung der "sozialistischen Grundfesten" angefangen habe.

Rainer Engelhardt war eigentlich nie ein politischer Mensch gewesen. Er liebte seinen Beruf als Flugzeug Techniker und Ausbilder, aber alles, was damit nicht wirklich zu tun hatte, erledigte er nur aus Pflichtgefühl oder ließ es ohne ernsthafte innere Anteilnahme über sich ergehen, wie eben jene obligatorischen Schulungen, die ohnehin, wie er sich eingestehen musste, mehr und mehr in formelhaften Wendungen und Gebetsmühlen artigen Phrasen erstarrten. Andererseits jedoch hatte er auch gar nicht das Bedürfnis, sich mit solchen Problemen auseinanderzusetzen und deshalb war er immer schnell dabei, sich und seinen "Ehrendienst mit der Waffe" mit ein paar Lob hudelnden Worten in jenes Licht zu stellen, in dem es keinen Schatten gab.

Daß dies - wie beim Major Gerling - nicht immer überzeugend ankam, das hätte ihn nicht weiter gestört, wenn er nicht das Gefühl gehabt hätte, daß der Major seine Anstrengung und Mühe keineswegs in dem Maße würdigte, wie sich der Hauptmann das gewünscht hätte. Immerhin war seine "libysche Mission" letztlich glänzend verlaufen und wer weiß - dachte er bei sich - ob ein anderer das ebenso mit Bravour gemeistert hätte.

Daher war Engelhardt offengestanden ein bisschen reserviert gegenüber den Genossen aus Berlin und er war froh, sich wieder ausschließlich seiner Ausbildung Tätigkeit widmen zu können. Selbstverständlich untersagte er es sich,

die libyschen Unteroffiziere in irgendeiner Weise zu bevorzugen oder aber auch zu benachteiligen, in seinem Sinne sollten alle seine Untergebenen gleichbehandelt werden. Dennoch konnte ihm keiner den gesunden Ehrgeiz verwehren, die Ausbildung der Libyer in hervorragender Qualität und mit möglichst besten Ergebnissen zu gewährleisten.

Und als er mit sich selbst wieder im Reinen war, kam seine liebe Frau Kerstin mit der Nachricht, sie sei schwanger. Engelhardt machte beinahe einen Freuden sprung bis an die Decke. Er umarmte Kerstin an den Hüften und hob sie hoch in die Luft, erschrak dann aber über sich selbst und setzte sie ganz behutsam wieder ab. "Um Himmels willen! Hab' ich dich jetzt zu sehr gedrückt?" Kerstin lachte. "Aber nein, es ist ja noch ganz klein", sagte sie schnell und schaute ihn dabei prüfend an.

In seiner Begeisterung schlug er vor, eine Flasche Sekt aufzumachen, doch Kerstin meinte, der Doktor habe ihr davon abgeraten, Alkohol zu trinken und sie werde sich daran halten, aber er, Rainer, könnte sich gern einen genehmigen und sie würde mit Wasser aus der "Rautenberger Urstrom Quelle" mit ihm darauf anstoßen. Er sagte, er werde sich auch an das Gebot des Doktors halten, und erst als sie die Gläser klingen ließen, sagte er plötzlich "Was heißt, es ist noch ganz klein? Ist es ein ..." "Ja, es wird ein Mädchen", sagte Kerstin und schaute ihn abermals genau an. "Das ist wunderbar!", rief er. "Du freust dich ehrlich darüber?" "Aber was denkst du denn! Ich freue mich unbeschreiblich, es ist wunderbar, ich bin so glücklich!"

Das klang fast ein bisschen kindisch, und Kerstin musste lachen. Sie küsste ihn und sagte "Wir können uns auch noch weiter lieben, ich meine, wir können es ruhig weiterhin machen ..." Und sie schmiegte sich an ihn und liebte ihn, und er spürte, wie sehr es sie jetzt in diesem Moment danach verlangte. Und zwei Minuten später lagen sie im Bett und trieben es miteinander und hinterher waren sie sich einig, daß sie beide nie zuvor einen besseren Orgasmus erlebt haben. Es war, als hätten sie das kleine Geschöpf schon mal in einer stürmischen Aufwallung der Gefühle willkommen geheißen.

Es war Wochenende, und sonntags beim Frühstück fragte Kerstin, was nun aus der geplanten Ungarn Reise wird, und Rainer sagte "Meinst du, es wäre

nicht gut für dich?" Kerstin erwiderte "Es wäre herrlich, ich habe mich doch so sehr darauf gefreut. Ich meine nur ... können wir uns das denn leisten, jetzt, wo wir auch daran denken müssen", und sie legte die Hand auf ihren Bauch. "Freilich können wir das!", sagte er und fügte hinzu "Wir müssen doch auch in aller Ruhe alles besprechen." "Was besprechen?" "Na, die Zukunft unserer Tochter, sicher wird sie studieren wollen und wir müssen sie darin beraten."

Kerstin wusste nicht, ob Rainer sie veräppeln wollte, sie sagte "Studieren? Wir sollten uns vielleicht erstmal einen Namen überlegen." Rainer lachte. "Das war nur ein Scherz. Natürlich braucht sie als erstes einen Namen." Kerstin sagte "Ich hab' eine Idee. Wir schreiben jeder die Namen, die uns gefallen, auf kleine Zettel, und die tun wir alle in einen Hut und dann ziehen wir einen heraus." "Das ist eine tolle Idee. Aber erstens haben wir keinen Hut." "Dann nehmen wir einen Krug oder so was, sei doch nicht so pingelig." "Gut. Aber wer von uns soll dann den Zettel ziehen?" "Hm", überlegte sie, "das müssen wir eben vorher auslosen."

Es wurde ein richtig schöner Urlaub. Durch Vermittlung ihrer Bekannten konnten sie ganze zwei Wochen in einem Ferienhaus an der Nordseite des Balaton wohnen. Die Tochter der Besitzer empfing sie, ihre Eltern weilten gerade im Ausland. Die Tochter war sehr schön, und Rainer Engelhardt wurde ganz verlegen, während er mit ihr redete. Kerstin zog ihn hinterher damit auf, sie sagte, sie werde darauf achten, daß er nicht allein mit ihr ist, wenn sie noch mal herkommt. Sie kam dann wirklich ein paarmal und brachte frisches Obst, und sie unterhielten sich ein wenig.

Aus der Weinverkostung wurde nichts, weil die beiden tatsächlich auf Alkohol ganz verzichteten. Dafür machten sie Ausflüge mit dem Auto und kehrten jeden Tag in einem anderen Restaurant ein. Kerstin wurde allenthalben von dem unvermeidlichen Heißhunger befallen, sie probierten alle möglichen ungarischen Spezialitäten, und abends konnte sie jedesmal mit Leichtigkeit noch ein Glas mit milchsauer eingelegtem Gemüse leermachen oder ein paar Gewürzgurken wegputzen, die sie unterwegs gekauft hatten und die beim Reinbeißen so herrlich unanständig spritzten.

Aber einmal hatte sie beim Essen eine scharfe Peperoni erwischt, und die

brannte so höllisch, daß ihr die Tränen in die Augen schossen und sie alles schnell ausspucken musste. Sie war ganz aufgelöst und befürchtete, dem Kind einen gefährlichen Schock versetzt zu haben, zumal sie glaubte, die teuflische Schärfe sei ihr in Sekunden Schnelle in alle Glieder gefahren. Rainer beruhigte sie, die freundliche Serviererin brachte Kerstin sogleich ein Glas Milch, das die Wirkung neutralisierte, und Kerstin konnte bald darüber lachen.

Aber bei den Fischgerichten musste Rainer vorher alles genau auf eventuelle Gräten untersuchen, damit sie nicht unversehens eine verschluckt und die Kleine dann womöglich davon "gepikst" wird, und Rainer amüsierte sich über ihre naiven Vorstellungen, kam sich aber als Gräteninspektor sehr wichtig vor. Ganz allmählich konnte man ihr dickes Bäuchlein deutlich sehen, und abends im Bett spielten sie manchmal "Stille Post", wobei Kerstin ihm etwas ins Ohr flüsterte, er es an ihren Bauch weitergab, dann sein Ohr anlegte und schließlich Kerstin übermittelte, was er verstanden hatte. Sie konnte sich zerkringeln über seine trolligen Botschaften; er lief auch wirklich zur Höchstform auf, als hätte er seit seiner Knabenzeit darauf gewartet, so ein lustiges Spiel zu spielen.

Kerstin fand "beim Herumstöbern" im Haus einen originalen Zylinder, und eines Abends schrieben sie ihre Wunschnamen (es waren insgesamt acht) auf Zettel und dann durfte Kerstin mit einer zeremoniellen Geste den Namen ihrer Tochter ziehen. Die anderen warfen sie ungelesen weg. Rainer sagte, er hätte auch einen Zettel mit dem Namen "Ali Baba" hineingelegt, aber Kerstin fand das gar nicht komisch.

An dem Zeitungskiosk in Balatonfüred konnte man westliche Illustrierte kaufen, aber sie waren sehr teuer. Es gab auch eine Englisch sprachige Zeitung mit dem Titel "Daily News", die kauften sie, und Kerstin verbesserte damit ihre Englisch Kenntnisse und berichtete Rainer die Neuigkeiten aus aller Welt. Er selbst hatte sich eine ganz besondere Lektüre mitgenommen. Und zwar hatte ihm Mustafa Hozat beim Abschied eine kleine Broschüre in die Hand gedrückt, welche "Das grüne Buch" hieß, von dem Revolutions Führer Muammar al Gaddafi höchstpersönlich verfasst war und dessen Name von der National Farbe Libyens herrührte.

Es handelte sich um eine Art Programm und Direktive zum Aufbau der neuen libyschen Gesellschaft. Es war sogar eine deutsche Ausgabe, aber Engelhardt fand, es wäre voll von unklaren oder zumindest missverständlichen Formulierungen und er vermutete, das dies der mangelhaften Übersetzung geschuldet war. Bei dem Seminar in Leipzig hatte der Professor Holbeck diese Schrift erwähnt und gemeint, sie stelle die gültigen Staats Doktrinen in prägnanter und allgemeinverständlicher Form dar. Er hatte auch einige Punkte daraus zitiert und das System der sogenannten Volksversammlungen erläutert, aus dem letztlich die offizielle Staatsbezeichnung Libyens als "Sozialistisch Libysch Arabische Volks DSCHAMAHIRIJA" resultiert. (Sie hatten eine Weile gebraucht, bis ihnen das Wort "Dschamahirija" leicht über die Lippen ging.)

Als Kerstin das Büchlein sah, fragte sie Rainer, weshalb er sich damit beschäftigt, und da wurde ihm erst wieder bewusst, daß er ihr über seinen Auslands Aufenthalt etwas ganz anderes weisgemacht hatte. (Über die Geldbörse hatte sie sich übrigens sehr gefreut. Er hatte gesagt, er habe sie in Moskau in einem Geschäft mit "mittelasiatischem" Kunstgewerbe erstanden. Er hatte zwei Zwanzig Dollar Scheine hineingesteckt, die er angeblich bei seinem alten Seminar Kollegen Wolfgang Winkler getauscht hatte, der sich "öfter mal" im nicht sozialistischen Ausland aufhalte.)

Jetzt faselte Engelhardt irgendetwas von einer "Initiative der Berliner Genossen" zur Aufnahme von Beziehungen zu den libyschen Streitkräften, und Kerstin sagte halb im Spaß, er solle sich ja nicht in die Wüste schicken lassen, und er lachte gekünstelt und versicherte, er würde die Rautenberger Heide immer vorziehen. "Na, das habe ich aber gar nicht gemeint", sagte Kerstin und wunderte sich ein wenig über seine Bemerkung.

Eines Morgens las sie ihm eine Meldung vor über eine Schießerei vor dem Gebäude des libyschen Volksbüros in London, bei der die englische Polizistin Yvonne Fletcher tödlich verletzt worden war. "Hat das auch etwas mit euern libyschen Genossen zu tun?", fragte Kerstin ihn neugierig. Engelhardt horchte auf. "Ist das die libysche Botschaft?" "Weiß ich doch nicht. Hier steht *libysches Volksbüro*, das klingt ja eher nach einer Suppenküche." "Lies' noch mal vor." "Du hast das Zauberwort vergessen." "Lies' bitte nochmal vor." Sie tat es.

Da war von Demonstranten die Rede, welche sich auf der Straße vor dem Büro versammelt und gegen die Politik Gaddafis protestiert hatten. Aus den Fenstern des Büros wurde geschossen, die 25-jährige Polizistin wurde im Kugelhagel getroffen. "Wie ist denn so was möglich?", fragte Kerstin, "Können die einfach so herumballern?" "Vielleicht fühlten sie sich bedroht." "Von dieser Polizistin? Hier steht, daß sie nicht mal ihre Waffe gezogen hatte." "Hm", machte Engelhardt, "du hast recht, das ist nicht in Ordnung." "Na wirklich. Das arme Mädchen. Versprich' mir, daß du dich nicht mit solchen Leuten einlässt!" Rainer zuckte zusammen. "Was meinst du?" "Na, falls ihr da irgendwelche Verhandlungen mit denen führt."

"Ach, ich glaube nicht, daß die aus dem Volksbüro irgendetwas mit der libyschen Luftwaffe zu tun haben, womöglich sind es sogar selber Terroristen, die ohne das Wissen Gaddafis operieren." Kerstin murmelte "Du scheinst ja schon ganz schön Bescheid zu wissen, steht das alles in deinem schlaunen Büchlein?" In diesem Moment war er drauf und dran, ihr die Wahrheit über seinen Einsatz zu sagen, aber da legte Kerstin die Zeitung beiseite und fing an, den Ausflug für diesen Tag zu planen. Und dann geschah etwas Seltsames.

Als sie auf der Südseite des Balaton auf der Strand Promenade in einem hübschen Eis Café saßen, stand plötzlich Wolfgang Winkler an ihrem Tisch. Er trug einen hellen leichten Leinenanzug, weiße Lederschuhe, eine Sonnenbrille und einen Strohhut. Er nahm Hut und Brille ab und begrüßte die beiden, er gab Kerstin einen Handkuss. "Mensch Wolfgang", rief Engelhardt, "da sieht man wieder, wie klein die Welt ist!", und zu Kerstin: "Ich hab' dir doch von Wolfgang erzählt, wir haben zusammen das Seminar gemacht." "Ja, natürlich. Sie sind der, der so viel herumkommt." "Wegen deinen Geschäfts Reisen", sagte Engelhardt schnell und hoffte, daß nicht die Rede auf die Dollarscheine käme.

Wolfgang setzte sich zu ihnen und sie plauderten, er fragte Kerstin aus, was sie bis jetzt unternommen und gesehen haben, und dann erwähnte er tatsächlich beiläufig, daß er gestern "drüben" am Neusiedler See gewesen sei, der ja nur einen Katzensprung entfernt wäre (allerdings für Normalbürger durch eine unüberwindliche Grenze getrennt), und dort mit einem österreichischen Unternehmer ein Gespräch geführt habe. Und Rainer sah, daß seine

Worte Kerstin nicht unbeeindruckt ließen.

Aber was noch merkwürdiger war: als Kerstin auf der Toilette war (was Winkler anscheinend nur abgewartet hatte), da erkundigte er sich wegen Engelhardts Libyen Reise und ob alles glattgelaufen sei, und Engelhardt sagte, es sei ein voller Erfolg gewesen. Wolfgang freute sich für ihn und meinte, er, Rainer, sollte ihm doch nächstens einmal etwas mehr darüber erzählen, und Engelhardt sagte "Ja, gern. Wo kann ich dich erreichen?" Winkler sagte, er werde ihn anrufen (er hätte ja seine Telefon Nummer vom Seminar) und er gab ihm einen Zettel mit einer Nummer und sagte "Dann rufst du mich unter dieser Nummer zurück, in Ordnung? Und benutze bitte einen öffentlichen Fernsprecher." "Warum das denn?", fragte Engelhardt leicht verblüfft, aber da kam Kerstin zurück und Winkler bedeutete ihm mit einem Blick, daß er den Zettel einstecken soll.

Während des erquicklichen Urlaubs in Ungarn hatte Engelhardt neue Kraft geschöpft, um sich wieder mit Engagement seinen täglichen Aufgaben zu widmen. Außerdem rückte Kerstins "Termin" immer näher und es mussten jede Menge Dinge erledigt und Vorbereitungen getroffen werden, um dem Töchterlein einen guten Start ins Leben und einen rundum behaglichen Platz in ihrer neuen Familie zu verschaffen.

Kerstin nahm an einem Kurs für werdende Mütter teil, in dem sie allerhand nützliche Tipps für den verständnisvollen Umgang mit dem Säugling lernte, und Rainer besorgte Bücher über die richtige Ernährung und Pflege von Kleinkindern und auch über Kinderkrankheiten und was man dagegen tun muss. Von dem "Westgeld" kauften sie einen schicken Kinderwagen, der aus einheimischer Produktion stammte, für den westdeutschen "Otto Versand" bestimmt und nicht allzu protzig war, denn sie wollten ja nicht damit angeben.

Abgesehen von ein paar vorübergehenden Übelkeiten hatte Kerstin kaum irgendwelche Beschwerden, und nach den Aussagen ihres Arztes, der die Untersuchungen durchführte, war mit dem Kind alles in bester Ordnung. Kerstins Schwester Angela kam oft zu Besuch und blieb auch mal länger, um im Haushalt zu helfen, denn Engelhardt war durch seinen Dienst, zu dem auch regelmäßig Nachtschichten gehörten, sehr gebunden und manchmal so müde, daß

er bloß noch etwas essen und ins Bett fallen konnte. Er versprach Kerstin, daß er, wenn das Kind da ist, sich bei seinem Vorgesetzten Oberst Bruder um eine moderatere Arbeitszeit bemühen werde.

An einem Freitag vor dem Wochenende nahm er sich frei, und sie machten einen Ausflug mit Übernachtung nach Dresden und schipperten mit einem Elbe Dampfer bis nach Rathen, wo sie in der Felsenbühne eine Aufführung von Karl May's "Der Schatz im Silbersee" erlebten, von der sie ganz begeistert waren. Leider war der berühmte Hauptdarsteller Gojko Mitic kurz vorher krank geworden, aber sein Ersatzmann war fast genauso gut.

Als der Hauptmann am Montag wieder zum Dienst erschien, erwartete ihn eine böse Überraschung. Jamal Ibrahim, jener respektlose libysche Flugzeug Mechaniker, hatte (natürlich ohne Erlaubnis) das Armee Objekt verlassen und war offenbar spurlos verschwunden. Die Wachtposten am Eingangs Tor hatten ihn wegen seines libyschen Passes und wohl auch weil er, wie selbstverständlich, Zivil Kleidung trug, durchgelassen.

Oberst Bruder war über den Vorfall äußerst verärgert. Eigentlich hatte man von allen Libyern die persönlichen Dokumente einbehalten und "in ihrem eigenen Interesse" sicher verwahrt. Daß Jamal Ibrahim jetzt dennoch einen regulären Pass bei sich hatte, ließ nichts Gutes ahnen. (Selbstverständlich hatte man das Gepäck nicht durchsucht, was, wie der Oberst jetzt eingestand, vielleicht hätte erfolgen sollen. "Wer sagt uns", meinte der Oberst beunruhigt, "ob da nicht irgendwo auch eine Waffe steckt.")

Einer der Wachtposten wollte gesehen haben, daß Jamal in ein Auto, einen weißen Lada, eingestiegen und damit fortgefahren war. Die anderen Libyer schwiegen sich über ihn aus, keiner wollte vorher etwas über seinen Ausflug gewusst haben und selbst jetzt, als der Hauptmann die Mannschaft zusammentrommelte, um die Sache aufzuklären, schien sie das Ganze kaum zu interessieren. Einer fragte bloß, ob sie nun auch das Objekt verlassen dürfen.

Der Hauptmann machte ihnen unmissverständlich klar, daß es sich hierbei um eine militärische Straftat, nämlich die unerlaubte Entfernung von der Truppe, handelte, praktisch eine Vorform von Fahnenflucht, die "normalerweise" sehr

schwer bestraft wird. Allerdings hatte keiner den Eid auf die deutsche Armee geleistet und konnte daher mit dem Militär Recht nicht belangt werden. Der Hauptmann appellierte an die Vernunft der jungen Männer, er sagte, sie sollten sich ihrer besonderen Stellung, Aufgabe und Verantwortung bewusst sein, er fand eindringliche Worte, aber mitten in seiner Predigt stand einer auf und klatschte mit dem Schreibheft einen fetten Brummer an der Fensterscheibe breit, der schon die ganze Zeit die Aufmerksamkeit der anderen in Anspruch genommen hatte, sie applaudierten ihm daraufhin und er grinste den Hauptmann an und verbeugte sich wie ein Stierkämpfer.

Der Hauptmann konnte nicht genau sagen, ob es ein gutes oder schlechtes Zeichen war, als der Major Gerling eine Woche später erschien und ihm unter vier Augen mitteilte, dieser Jamal Ibrahim sei im libyschen Volksbüro in Berlin aufgetaucht und verlange, daß er, Hauptmann Engelhardt, dorthin kommen soll. Der Hauptmann war völlig perplex. "Es gibt bei uns auch so ein libysches Volksbüro?", fragte er. "Wieso auch, welches kennen Sie denn noch?", sagte der Major, und Engelhardt sprach von dem Vorfall in London. "Das sind ganz andere Leute", winkte der Major ab. Doch Engelhardt erkannte beim ersten Wort, das über dieses Volksbüro fiel, wie sich die Miene des Majors veränderte, offenbar war er selber angesichts von Jamals Forderung genauso überrascht und ratlos wie sein Gegenüber.

"Warum ich?", fragte Engelhardt und erklärte "Unser beiderseitiges Verhältnis ist nicht eben das beste." "Anscheinend vertraut er Ihnen trotzdem." "Er vertraut mir? Wobei?" "Nun, das wollen wir ja gerade herausfinden, nicht wahr?" Der Hauptmann überlegte, dann sagte er "Ich werde nicht da hin gehen." "Wie bitte?" "Sagen Sie diesem Schlendrian, er soll sofort wieder hierher kommen, das ist seine verdammte Pflicht!" "Hören Sie, Genosse Hauptmann: so kommen wir hier leider nicht weiter." "Wohin weiter? Was wissen Sie denn überhaupt von diesem sogenannten Volksbüro?"

Der Major wurde auf einmal ganz offen. "Es besteht seit zirka drei Jahren, es war zuerst in Lichtenberg in einer alten Villa, die mit viel Geld renoviert wurde." "Wer hat das bezahlt?" "Die Libyer selbst, sie haben eine schwedische Firma damit beauftragt. Jetzt ist das Büro in Berlin Mitte." "Und die Villa?" "Da sind jetzt Bulgaren drin." "Was für Bulgaren?" "Eine Außenhandels Firma aus

Sofia." "Sie beobachten das alles?" "Natürlich beobachten wir das ... also nicht ich persönlich, aber die Genossen von der Stasi Hauptabteilung zwei fünfzehn in Berlin Karlshorst. Ich sage Ihnen das, damit Sie gleich wissen, wer Ihr Ansprech Partner sein wird." "Wofür?" "Für alles, was sich zwischen Ihnen und dem Volksbüro abspielt."

"Was glauben Sie denn, was die von uns ... von mir wollen?" Der Major zuckte mit den Schultern. "Ich habe keine Ahnung. Aber die Tatsache, daß dieser Jamal Ibrahim bei den Flieger Schülern dabei ist und daß er jetzt auf einmal fortläuft und solche seltsamen Spaziergänge unternimmt, das dürfte kaum bloßer Zufall sein. Er war übrigens auch in West Berlin." "Wann?" "Diese Woche." "Gibt es im Westen auch ein libysches Volksbüro?" "Nein." "Sind Sie sicher?" "Ja." "Was hat er dann dort gemacht?" "Er ist einkaufen gegangen, auf dem Kurfürsten Damm."

"Und er ist einfach so über unsere Grenze, hin und zurück?" "Er ist libyscher Staatsbürger und er hat eine Aufenthalts Erlaubnis." "Aber die gilt soviel ich weiß nur für die Armee Schule in Rautenberg. Der kann doch nicht einfach so in der Weltgeschichte 'rumgondeln! Was ist, wenn er militärische Geheimnisse ausplaudert." "Wo? Im KaDeWe auf dem Kurfürsten Damm?" "Genosse Major, Sie sind doch bis gerade eben nicht so blauäugig gewesen, um zu übersehen, daß so ein Mann von allen möglichen Leuten beobachtet werden kann, auch vom Klassenfeind, und der sitzt nun mal in West Berlin, und der wird auch ins KaDeWe gehen, wenn dort jemand herumläuft, den er aushorchen kann." Der Hauptmann staunte beinahe über sich selbst, als er so professionell daherredete.

Der Major sagte "Jedenfalls ist er jetzt wieder bei uns. Hören Sie, Genosse Hauptmann, ich kann verstehen, daß es Ihnen in erster Linie um Ihre Ausbildung geht, aber hier steht unter Umständen eine etwas größere Sache auf dem Spiel. Mir ist viel daran gelegen, mit den Libyern in einem guten Einvernehmen zu sein. Sie haben mit Ihrem Aufenthalt dort sozusagen eine Tür für uns geöffnet, und es wäre bedauerlich für uns alle, wenn Sie sich jetzt stur stellen."

Engelhardt dachte 'Ach so! Auf einmal behandelt er mich nicht mehr von oben

herab.' Er sagte "Damit haben Sie nicht gerechnet, wie?" "Womit?" "Daß die auf mich zurückkommen." "Ich denke, es dürfte auch für Sie nicht von Nachteil sein, wenn Sie tun, was man von Ihnen verlangt." Der Hauptmann sagte, er werde darüber nachdenken, der Major gab ihm bis morgen Zeit.

Und dann rief Wolfgang Winkler an. Er hatte kaum drei Sätze gesprochen, als er feststellte, daß er nicht mehr genügend Kleingeld für das Münztelefon hat, von dem aus er anruft. "Kannst du mich bitte in einer halben Stunde zurückrufen?", fragte er. Engelhardt fand es ein bisschen dreist, aber er kam seiner Bitte nach. Er ging sogar zur nächsten Telefonzelle, wie sie das im Eis Café am Balaton vereinbart hatten.

Noch ehe er selbst zu Wort kam, fragte ihn Winkler, wann er das nächste Mal nach Libyen fliegen werde. "Was?" "Na, ich nehme doch stark an, daß es nicht bei dem einen Mal bleibt. Haben Sie dich nicht eingeladen?" "Jemand hat mich zu sich eingeladen, als ich dort war, das stimmt." "Na bitte. Und hat er gesagt, du sollst wiederkommen?" "Nicht direkt." "Das mußt du bei denen zwischen den Zeilen herauslesen. Die sagen nicht: 'Kommen Sie morgen nachmittag wieder', die sagen es verschlüsselt. Alles was mit zwischenmenschlichen Beziehungen zusammenhängt, das scheuen sie sich offen auszusprechen, das ist so eine Art Schamgefühl, selbst die wildesten Rabauken achten darauf. Wenn sie etwas sagen wollen, das ihnen wirklich am Herzen liegt, dann kleiden sie es in scheinbar tiefsinnige Worte oder in kluge Sprüche und das kommt viel besser an, als gewöhnliche Floskeln, es ist wie eine unausgesprochene Wertschätzung."

Engelhardt dachte daran, wie Sharif Missalati den Spruch von der Freundschaft, die auf einem ersten Lächeln gründet, gesagt hatte. Winkler fragte "Bist du noch dran, Rainer?" "Ja. Und was liegt dir am Herzen, Wolfgang?" Der andere lachte, Engelhardt fügte hinzu "Was soll diese ganze Geheimnis Krämerei? Wenn du was von mir willst, sag' es offen heraus, dafür ist diese Telefon Umleitung doch gedacht, oder?" "Ich sehe, dir kann man nichts vormachen. Also gut. Ich habe da eine kleine Waren Lieferung, die für einen libyschen Geschäftspartner bestimmt ist, bloß ein Paket, nicht größer als ein Koffer. Es gibt allerdings ein Problem mit den Ausfuhr Bestimmungen."

"Was ist es? Sprengstoff? Rauschgift?" "Was? Um Himmels willen, nein! Jetzt geht aber die Phantasie mit dir durch. Was denkst du denn von mir! Es ist bloß ein Pulver, das man zur Herstellung von einem bestimmten Kunststoff benötigt, etwas Ähnliches wie das, woraus die Sohlen von Turnschuhen sind. Damit meine ich jetzt nicht die Turnschuhe aus Vietnam, du verstehst mich." "Und du hast gedacht, ich könnte dein Paket mitnehmen." "Ja, warum nicht."

Es war dieses "warum nicht", das Engelhardt regelrecht überrumpelte, es klang so harmlos und zugleich so vertraulich, als wäre Wolfgang Winkler sein allerbestester Freund und er, Engelhardt, der einzige Mensch auf der Welt, der ihm diesen Dienst erweisen könnte. Er sagte "Ich kann dir nichts versprechen, Wolfgang. Ich weiß wirklich nicht, wann ich nochmal da 'runter fliege, aber es ist nicht ausgeschlossen. Ich fahre am Freitag dienstlich nach Berlin in das libysche Volksbüro ..."

"Zu Abdul Kharubi?" "Du kennst Abdul Kharubi?" "Nur vom Namen." "Ist er der Leiter von dem Büro?" "Er war mal dort aktiv, ist aber schon eine Weile her. Woher kennst du ihn?" "Ich bin ihm in Tripolis begegnet." "Tatsächlich? Habt ihr miteinander geredet?" "Er hat sich nach meinem Befinden erkundigt." "Nach was?" "Er hat mich gefragt, wie es mir in Libyen gefällt." "Ach so. Und sonst." "Nichts weiter. Gesetzt den Fall, er ist noch dort, soll ich ihn deswegen ansprechen?" Winkler überlegte, und Engelhardt überlegte auch.

Dann sagte Winkler "Nein, es ist besser, wenn nur wir beide davon wissen, du und ich, in Ordnung?" "Ja, gut. Aber dann wüsste ich nicht, wie man so ohne weiteres einen Flug nach Libyen organisieren soll. Wo muss das Paket denn hin, ich meine, ist da jemand, der es in Empfang nimmt?" "Ja, das wäre kein Problem. Übrigens, du würdest das auch nicht umsonst tun." "Was heißt denn das nun wieder?" "Na, ihr bekommt doch bald Nachwuchs ..." "Woher weißt du das?" "Hab' ich gesehen." "Willst du jetzt unser Paten Onkel werden?"

Winkler lachte wieder wie ein frecher Bube. Engelhardt hatte schon bei dem Seminar dieses Lachen unwiderstehlich gefunden; wahrscheinlich hatte er sich immer einen Freund mit dem Lachen eines Wolfgang Winkler gewünscht. "Tut mir leid, das ist nicht mein Ding. Wisst ihr schon, was es wird?" "Ja, ein Mädchen." "Großartig, man sagt, die sind leichter zu erziehen." "Mal sehen." "Auf

alle Fälle werde ich mir's anschauen." "Gut." "Rainer, ich muss jetzt Schluss machen. Sagst du mir Bescheid, wenn du fliegst?" "Ja. Ich sehe zu, was sich machen lässt." "Danke. Du bist ein echter Kumpel." "Nicht so voreilig, Wolfgang." "Bis dann." "Bis dann."

Der Hauptmann hatte sich bereiterklärt, nach Berlin ins libysche Volksbüro zu fahren, unter der Bedingung, daß der Major vorher dort anruft und sich versichern lässt, Jamal Ibrahim werde anstandslos wieder nach Rautenberg zurückkommen und sich in Zukunft nicht mehr einfach fortstehlen. Ob der Major den Libyern das wirklich so übermittelt hatte, konnte er freilich nicht nachprüfen.

Der Major hatte ihm beschrieben, wie er am besten zu dem Büro gelangt, und Engelhardt war ein wenig verwundert, als er so einfach dort hineinmarschieren konnte, es gab nicht mal einen Pförtner. Überhaupt sah es drinnen ziemlich verlottert aus, es waren mehrere Räume, in denen lediglich Tische, Stühle und ein paar Aktenschränke standen, an den Wänden hingen vergilbte Plakate mit Bildern von libyschen Soldaten in Kampfmontur und mit arabischen Parolen, außerdem ein großformatiger Kalender mit Fotos von libyschen Touristenorten. In einem Raum waren Handwerker dabei, elektrische Leitungen zu verlegen oder irgendeine Anlage zu installieren.

Er fand Jamal Ibrahim mit einem anderen Mann an einem Schreibtisch sitzend, er hatte die Füße darauf gelegt und kippelte mit dem Stuhl. Er hatte ein Paar kleine Kopfhörer auf und fummelte an einem Sony Walkman herum, er hielt es nicht für nötig, den Hauptmann zu begrüßen. Der andere Mann erhob sich immerhin und reichte ihm die Hand. Der Hauptmann sagte, er wollte Jamal Ibrahim mitnehmen und der Mann nickte. Das Telefon klingelte und er nahm ab, er redete eine Weile, Jamal fummelte nervös an dem Walkman herum, der Hauptmann kam sich verarscht vor.

Er ging hinaus, im Flur begegnete ihm einer der Elektriker, der sagte "Hauptmann Engelhardt?" "Ja. Kennen wir uns?" "Kurt Mattusch. Ich hab' damals bei euch in Groß Keuditz die neue Funkanlage zum Laufen gebracht, wir haben den einen Abend mal tüchtig einen gehoben." "Ach ja, jetzt erinnere ich mich, Kurt Mattusch aus Torgau." "Richtig. Sind Sie immer noch in Groß Keuditz?"

"Nein, ich bin in Rautenberg auf der Unteroffiziers Schule." "Ah, verstehe, sicher nicht ganz so stressig dort wie auf'm Flugplatz." "Wie man's nimmt, es gibt andere Sachen, die einen auf Trab halten. Was bauen Sie denn hier?" "Auch so was Ähnliches. Die haben sich ein Satelliten Telefon beschafft, ein asiatisches Fabrikat, aber kein Schwein kennt sich damit aus, und die Bedienungs Anleitung können Sie in die Tonne hauen. Ich hab' mal so was in Wittstock installiert ..." "Bei den Sowjets?" "Ja, auf dem Flugplatz da, ich mach' ja auch immer noch Schulungen bei euch." "In Groß Keuditz?" "Nee, an der Offiziers Hochschule." "Alle Achtung, da sind Sie ja ein richtiger Experte." "Ja, und ich verdien' auch nicht schlecht dabei." "Und wenn das hier fertig ist, können unsere libyschen Freunde direkt nach Tripolis telefonieren?" "Das kann ich Ihnen leider nicht sagen, was man mit dem Ding alles machen kann, Sie verstehen, Genosse Hauptmann, das muss ich für mich behalten, sonst krieg' ich Schwierigkeiten." "Ja klar, ich sag' auch keinem, daß ich Sie hier getroffen habe." "Ach das ist nicht weiter schlimm, ich hab' Sie ja auch hier getroffen, nicht wahr?"

Der Hauptmann ging zurück in das Zimmer, da war inzwischen noch einer dazugekommen, die beiden redeten ziemlich lautstark miteinander, während Jamal immer noch mit seinem Walkman beschäftigt war. Der Hauptmann ging dazwischen, er übertönte die beiden und sagte, er erwarte, daß Jamal Ibrahim unverzüglich mit ihm mitkomme. Der eine setzte eine finstere Miene auf, ging um den Schreibtisch herum auf Engelhardt zu und der dachte schon, er wollte ihm drohen, aber er ging zu Jamal, riss ihm unsanft die Kopfhörer ab, schnauzte ihn an und gab ihm dabei einen harten Stoß in die Seite. Jamal rappelte sich erschrocken auf, packte seinen Kram in den Rucksack und trollte sich hinaus. Der Mann machte eine wegwerfende Geste hinter ihm her und zu Engelhardt sagte er "Nimm' du mit, der Feigling! Wir ihn nicht gebrauchen."

Als Jamal im Auto saß, holte er den Walkman aus dem Rucksack. Sie mussten durch die halbe Stadt fahren, um auf die Autobahn zu kommen. Engelhardt fragte ihn, wieso ihn die Männer einen Feigling genannt haben, aber Jamal reagierte gar nicht. Er fragte ihn, ob er wirklich von selbst verlangt habe, abgeholt zu werden. Er stellte noch ein paar andere Fragen, auf keine gab Jamal eine Antwort. Er hatte eine Kassette von "Madonna" eingelegt, er versuchte mitzusingen, während er das Bildchen von ihr anstarrte, er hatte eine hohe

unangenehme Stimme, es klang schauerhaft.

Da spürte Engelhardt, wie ihm ein böser Schauer über den Hinterkopf lief und eine Ladung Wut Hormon in seinem Körper ausgeschüttet wurde. Er trat so heftig auf die Bremse, daß Jamal nach vorne prallte und wieder zurückgeschleudert wurde, er schaute ihn entgeistert an. Engelhardt rief "Das reicht, du Blödmann! Steig' aus! Los, mach' daß du fortkommst!" Jamal rührte sich nicht. "Na, wird's bald!", brüllte er, dann zog er seine Pistole heraus und hielt sie ihm vor die Nase. "Raus aus meinem Auto!"

Beim Anblick der Waffe packte Jamal die blanke Panik, er fingerte wie wild am Türöffner herum und als sie aufging, purzelte er hinaus, Engelhardt warf ihm seinen Rucksack hinterher, beugte sich herüber, zog die Beifahrer Tür wieder zu und gab Gas, er schaute nicht mal mehr in den Rückspiegel. Erst als er auf der Autobahn auf freier Strecke war, beruhigte er sich allmählich wieder.

Zu Hause bemerkte Kerstin sofort, daß etwas nicht stimmte. Sie sagte "Was ist los? Ist was passiert?" "Nein, nichts. Alles in Ordnung, Schatz." Zwei Tage später kreuzte der Major auf, er sah aus, als wollte er Engelhardt am liebsten sofort standrechtlich erschießen lassen. Er sagte "Sind Sie noch ganz bei Trost, Genosse Hauptmann! Was haben Sie sich dabei gedacht?" "Es ist mit mir durchgegangen." "Ja, ganz offensichtlich." "Ich lasse mich von denen nicht zum Narren halten." "Sie haben ihn mit der Waffe bedroht! Sie haben gegen was weiß ich wie viele Vorschriften verstoßen und was das schlimmste ist: Sie haben mich bei den Libyern in Misskredit gebracht." "Ach nein, wie denn das?"

Der Major lief rot an vor Zorn. "Unterstehen Sie sich, in diesem Ton mit mir zu sprechen!" "Jawohl, Genosse Major." "Ich habe mich für Sie verbürgt. Ich habe gesagt, Sie wären der einzige, der vernünftig mit diesem Jamal Ibrahim reden kann, der einzige, auf den er hört." "Ich habe Ihnen gesagt, wie wir zueinander stehen, offenbar haben Sie das ignoriert." "Und Sie ignorieren wohl, daß Sie hier Befehle auszuführen haben und verdammt nochmal nicht nach eigenem Gutdünken handeln sollen."

So ging das noch eine Weile hin und her, und der Oberst Bruder, der ebenfalls

dabei war, musste die beiden ein paarmal ermahnen, sich zu mäßigen. Er war ein gutmütiger Mensch und er hatte es nicht zuletzt deshalb bis zum Oberst geschafft, weil er in seiner ganzen Laufbahn nie in eine wirklich ernste, geschweige denn militärische Auseinandersetzung geraten war.

Der Major behauptete, er hätte die Libyer dazu bringen können, daß Jamal Ibrahim in seine Heimat zurückgebracht werde, und zwar unter der Bedingung, daß Hauptmann Engelhardt ihn begleitet und sich vor Ort an entsprechender Stelle für sein eigenes Fehlverhalten entschuldigt. Der Hauptmann lehnte das kategorisch ab. Er sagte, erstens müsse er sich als Offizier vor niemandem entschuldigen, das wäre ja wohl in keiner Armee üblich. Und zweitens stünde seine Frau kurz vor der Entbindung und er würde sie nicht allein lassen.

"Das hätten Sie sich vorher überlegen sollen", wettete der Major, der sich davon nicht beeindrucken ließ. Oberst Bruder sagte zu ihm "Vielleicht könnte man ja mit der Abschiebung warten, bis beim Genossen Engelhardt alles soweit über die Bühne gegangen ist, Genosse Major, Sie wissen doch selbst, wie wichtig so ein Ereignis im Leben ist." "Davon können wir uns in der gegenwärtigen Situation leider nicht hinhalten lassen", beharrte der andere, "falls Sie sich weigern, werde ich dafür sorgen, daß Sie wegen dieser Sache vor das Militär Gericht kommen." Engelhardts Gesichts Züge erstarrten und Oberst Bruder sah ihn mit Sorge an. Der Major fügte hinzu "Das Ganze dürfte rasch erledigt sein, in drei Tagen sind Sie wieder hier."

Als Engelhardt nach Hause fuhr, fand er im Auto vor dem Beifahrer Sitz ein buntes Prospekt, das Jamal Ibrahim offenbar aus dem Rucksack gerutscht sein muss, es war ein Werbeblatt für eine Veranstaltung in einem West Berliner Club, angekündigt wurde der phantastische "DJ *Mister Ka* aus L.A. Kalifornien". "Verdammter Mistker!", fluchte er, "Treibt sich in irgendwelchen Nacht Clubs herum, während mir hier das Wasser bis zum Hals steht."

Beim Abendessen sagte Kerstin "Rainer! Jetzt rede endlich mit mir. Was ist los?" Er zögerte. Ungeachtet dessen, daß ihn der Major so niederträchtig behandelte, glaubte Engelhardt, sich an sein anfängliches Versprechen halten zu müssen und Verschwiegenheit zu wahren. Außerdem würde es Kerstin wo-

möglich zu sehr aufregen und sie wäre von seinem Verhalten enttäuscht. Im übrigen, vielleicht wäre er ja wirklich in drei Tagen wieder hier, also noch vor dem Entbindungs Termin. Es war die letzte Möglichkeit für ihn gewesen, reinen Tisch zu machen und ihr die Wahrheit zu sagen, doch er entschied sich dagegen.

Er sagte, ein Vorgesetzter aus Berlin hätte ihm den Befehl gegeben, für drei Tage auf den sowjetischen Flugplatz nach Wittstock zu kommen, wo eine Einweisung in eine neue Militär Technik stattfinden soll. Aber er, Rainer, möchte sie jetzt auf keinen Fall allein lassen, schließlich könnte es doch jeden Moment "losgehen". "Kann denn der Oberst Bruder nicht jemand andern schicken?" Rainer schüttelte den Kopf. "Die aus Berlin verlangen, daß ich das mache." "Wieso wollen die immer dich dabei haben? Ich meine, ich freu' mich ja für dich, aber die müssen doch auch mal Rücksicht auf das Privatleben nehmen." "Na ja, das wird woanders entschieden und wenn die Sowjets dabei sind ... du weißt: Moskau ist weit weg." Das sollte wohl auch noch spaßig klingen, aber Kerstin legte die Stirn in Falten.

Dann sagte sie "Drei Tage soll das dauern?" "Ja. Dein ... unser Termin ist in einer Woche. Ich wäre rechtzeitig wieder da." "Aber was ist, wenn's früher kommt?" Rainer schwieg, er fand kein Argument, das ihren Vorbehalt hätte zerstreuen können. Schließlich sagte Kerstin "Ich werde Angela fragen, ob sie herkommen kann. Notfalls kann sie mich in die Klinik fahren. Du brauchst doch das Auto nicht, oder?" "Nein, nein, das bleibt selbstverständlich hier. Ja, ich glaube, das ist die beste Lösung." Kerstin entgegnete "Nein, Rainer, das ist nicht die beste Lösung. Die wäre nämlich, daß du hier in meiner ... in unserer Nähe bist."

"Aber versteh' doch", wandte er ein, "wenn ich mich weigere, hätte ich mit Konsequenzen zu rechnen und ich denke, die können wir jetzt nicht gebrauchen. So aber könnte ich meine Position sogar noch verbessern und das käme uns zugute, vielleicht bekomme ich demnächst eine Gehalts Erhöhung." "Mir geht es aber nicht ums Geld." "Mir geht es auch nicht ums Geld, nur um uns. Ich meine nur, es wäre unklug, jetzt deswegen negativ aufzufallen."

"Also gut. Ich rufe Angela an, hoffentlich klappt es." Er stand auf, ging zu ihr

hin und gab ihr einen Kuss auf die Stirn. "Ich liebe dich, meine kleine starke Frau." "Ich liebe dich auch, mein unentbehrlicher Mann." Als Kerstin ihrer Schwester Angela die Notlage schilderte, erklärte sie sich sofort bereit zu kommen und den beiden fiel ein Stein vom Herzen. Aber Engelhardt fühlte sich nicht ganz wohl dabei.

Nachts lag er lange wach und er spürte, wie sich sein Hass auf den Major steigerte, der ihn gezwungen hatte, sich noch tiefer in die Schwindeleien zu verstricken und seine Frau auf eine ebenso nichtige wie egoistische Weise zu betrügen. Frühmorgens hielt er an der Telefon Zelle und rief Wolfgang Winkler an. Er sagte ihm, daß er morgen nach Libyen fliegen werde, und wenn er das Paket mitnehmen solle, müsse es Wolfgang noch heute vorbeibringen, worauf ihm Winkler Zeit und Ort für die Übergabe nannte.

* * * * *

Larry Kostik hatte nachgeforscht und seine Ergebnisse Ingrid telefonisch mitgeteilt, als sie noch in Hamburg war. Demnach hatte es zwischen dem Petrolchemischen Kombinat "Wilhelm Pieck" (der "Fackelburg", wie sie Carolins Vater genannt hatte) und einer Chemie Fabrik im libyschen Tarfaya Handels Beziehungen gegeben, die auf DDR Seite von gewissen Leuten, die für die Devisen Beschaffung zuständig waren, begleitet wurden. (Die DDR hatte - besonders in jenen Jahren - großen Bedarf an sogenannter "frei konvertierbarer Währung", sprich: Dollars und Westmark, denn die eigene Ostmark, die "Aluminium Chips" wie das Hartgeld abfällig genannt wurde, waren auf dem Weltmarkt praktisch wertlos. Daher suchte man jede mögliche Einnahme Quelle auszuschöpfen.)

"Dieser Wolfgang Winkler hatte doch auch in dem Kombinat zu tun", sagte Larry und Ingrid betätigte es, "Er hat dort afrikanische Gastarbeiter betreut." "Und wahrscheinlich auch mit Chemikalien geschmuggelt", ergänzte Larry, "ich habe sichere Hinweise dafür gefunden, daß es in dem Werk eine separate Abteilung gab, die sich mit der Sprengstoff Herstellung befasste, genau gesagt mit Plastik Sprengstoff, den damals hauptsächlich die Tschechen produzierten. Die DDR und die Tschechoslowakei waren zwar sozialistische Bruderstaaten, aber man kann getrost annehmen, daß sich alle Ostblock Länder gegenseitig

die guten Geschäfte abgejagt haben. Ob das Zeug nun genauso gut war wie das von den Tschechen, weiß ich nicht, auf alle Fälle haben sie es angeboten." "Wem?", fragte Ingrid. "Dafür kommen nur die 'Schurken Staaten' in Frage, wie sie Präsident Reagan klassifiziert hat und natürlich die terroristischen Organisationen, die den Dschihad gegen Amerika und Israel geführt haben, allen voran die PLO, aber auch einige andere."

(Der Professor Holbeck hatte Ingrid, als sie ihn besuchte, einen kleinen Vortrag über die Ereignisse jener Zeit gehalten, und auch er war auf die Rolle der PLO eingegangen, der politischen Organisation der Palästinenser, dem Erzfeind Israels, die zeitweise ihr Hauptquartier in Libyen hatte und ihre Anschläge von da aus plante. Die Palästinenser hatten auch Verbindungen nach Ost Deutschland und einige Terroristen der berühmt berüchtigten RAF, der *Rote Armee Fraktion*, die unter anderem das Attentat auf den Arbeitgeberpräsidenten und den Deutsche Bank Chef auf dem Gewissen hatte, sollen in palästinensischen Trainings Camps ausgebildet worden sein. Das alles erfuhr aber auch ein Professor Holbeck erst durch die Enthüllungen nach dem Zusammenbruch der DDR und des sowjetischen Imperiums.

In Libyen tummelten sich noch andere Kräfte, und es hieß, daß auch der Iran - nachdem dort der erste islamische Staat der neueren Geschichte ausgerufen worden war - seine Gottes Krieger bereits bis nach Libyen vorgeschickt hatte, ein Zustand, welcher die USA und Israel in helle Aufregung versetzte und der einer der Hauptgründe für die militärischen Angriffe der US Navy und der Air Force auf Libyen war. Der Professor meinte, eigentlich habe da schon der Kampf gegen den islamistischen Terrorismus begonnen, der dann nach den verheerenden Anschlägen auf das World Trade Center forciert wurde und seitdem "praktisch die ganze Welt mit in den Abgrund reißt".)

Larry sagte "Bekanntlich haben die Amerikaner die Chemie Fabrik in Tarfaya bombardiert, sie behaupteten, Gaddafi würde dort Chemie Waffen produzieren. Nach seinen Worten war es eine reine Erdöl und Gas Raffinerie. Wie auch immer, es muss da in der Nähe einen Militär Flugplatz gegeben haben, ganz so nach dem Vorbild der ostdeutschen NVA Flugplätze, die ja auch eine bestimmte Schutz Funktion für industriell brisante Objekte hatten. Es wäre immerhin möglich, daß welche von den NVA Offizieren dort Hilfe geleistet ha-

ben, und wenn libysche Rekruten in Rautenberg waren, wieso sollen dann im Gegenzug nicht auch ostdeutsche Militär Berater nach Libyen geflogen sein?"

Ingrid sagte "Die Vermutung liegt nahe. Mir schien es auch, daß Teile von der Stasi Akte dieses Winkler fehlten, vielleicht gerade die mit den Hinweisen auf seine unsaubereren Geschäfte." "Ja vielleicht", erwiderte Larry, "falls die Stasi davon gewusst hat. Dieser Winkler scheint ein ganz schönes Schlitzohr gewesen zu sein, gut möglich, daß er das Zeug auf eigene Faust verschoben hat." "Das hätte ihn doch den Kopf gekostet, wenn es 'rausgekommen wäre." "Ja, mit Sicherheit. Und womöglich ist es auch so passiert." "Du meinst, er ist deshalb nicht mehr auffindbar, weil ihn die Stasi längst kaltgemacht hatte?" "Ob das die Stasi war, weiß ich nicht. Wer sich auf solche Geschäfte einlässt, der macht sich nur wenige Freunde, aber jede Menge Feinde. Und selbst für die Freunde wird er irgendwann untragbar. Dann ist es gut, wenn man einen Ort hat, wohin man sich zurückziehen kann und genügend Mittel, um damit auszukommen."

Larry hatte ihr auch bestätigt, was der Professor gesagt hatte, daß es nämlich in Libyen immer schon Kräfte gegeben hatte, die gegen Gaddafi und seinen arabischen Staat neuen Typus' eingestellt waren. Gaddafi hatte seinen patriotischen Eid auf den Koran geschworen, er war praktisch die Verfassung des Staates und die Grundlage der Rechtssprechung. Er war die Lehre aus der Geschichte und die Vision für die Zukunft, er war die Essenz alles irdischen Daseins und Zusammenlebens von Mann und Frau.

Was in dem Grünen Buch über die konkrete Organisation der Gesellschaft und der Volkswirtschaft geschrieben stand, das ähnelte stellenweise einer wunderbaren Beschreibung eines primitiven Urkommunismus - jeder halbwegs erfolgreiche Unternehmer des Westens konnte sich darüber kaputt lachen. In den Augen des Revolutionsführers Muammar al Gaddafi jedoch war es ebenbürtig dem Kommunistischen Manifest oder der Mao Bibel, jenen großartigen Programmen über die Befreiung der Menschheit von Ausbeutung und Unterdrückung. Der Professor meinte, wer über dieses Büchlein lacht, der macht sich über seine Leser lustig, über diejenigen, die etwas daraus lernen wollen, und es gebe an und für sich keinen Grund anzunehmen, es sei nicht "ernst und ehrlich" gemeint.

Gaddafi hatte zugleich ein zweiseitiges Verhältnis zum Islam und er erlaubte es verständlicherweise nicht, daß die islamischen Geistlichen einen größeren Einfluss auf die Bevölkerung hätten als sein sozialistisch orientiertes Modell der Volksversammlungen. Er versuchte die ganze Zeit, alle islamisch geprägten Kräfte des afrikanischen Kontinents in einer geschlossenen Bewegung zu vereinen, und er beanspruchte natürlich deren Führung für sich.

Sein außergewöhnliches Charisma verschaffte ihm hohes Ansehen unter vielen afrikanischen Machthabern, und die sich ihm entgegensetzten, fürchteten seine Unnachgiebigkeit. Seine unermüdlichen Bemühungen gipfelten in der Gründung des "Islamischen Welt Volks Kommandos", dem sage und schreibe 46 Länder angehörten und das bei den Juden und Christen des Abendlandes dafür sorgte, daß die Alarmglocken nicht mehr stillstanden.

Wenn sich Staaten und ihre Herrscher verbünden, dann tun sie dies nur aus einem einzigen Grund: um sich einen Vorteil zu verschaffen und davon zu profitieren. Sie sprechen von gemeinsamen Überzeugungen und Idealen, welche sie untrennbar zusammenschweißen, vom Wohle und der Eintracht ihrer Völker, die ihnen am Herzen liegen, von der Unumkehrbarkeit des eingeschlagenen Weges und von der Verwirklichung ihrer zutiefst humanistischen Ziele. Sie sprechen von den größten Errungenschaften der Geschichte. Und sobald sich auch nur die erste Gelegenheit mit der geringsten Aussicht auf Erfolg ergibt, stößt einer dem andern das Messer in den Rücken, um ihn zu Fall zu bringen und seine Macht und seinen Besitz an sich zu reißen und seine Leiche den Hunden zum Fraß zu überlassen.

* * * * *

Der Hauptmann hatte nicht den blassesten Schimmer, in was für ein undurchdringliches Gewirr von widerstreitenden Interessen und Machtkämpfen er geraten war und merkwürdigerweise kam er auch nicht auf den Gedanken, daß er bloß als Strohhalm benutzt wird, der sich für andere in Gefahr begibt, damit diese unbehelligt bleiben. Doch vielleicht kam ihm letztlich seine Ahnungslosigkeit sogar zugute, denn er hatte nichts zu verheimlichen und musste sich nicht verstellen, um etwa irgendwelche unlauteren Absichten zu ver-

bergen oder den Leuten mit schlecht verhülltem Misstrauen zu begegnen.

Zwar hatte ihn der Major hierher geschickt, damit er sich für sein Verhalten gegenüber Jamal Ibrahim entschuldigt. Aber Engelhardt dachte gar nicht daran, sich wegen dieses Burschen zu erniedrigen. Was immer der Major mit den Libyern ausgemacht hatte - hier war Engelhardt auf sich allein gestellt und er wollte lediglich drei Dinge tun: diesen Jamal Ibrahim für immer loswerden, Wolfgang Winklers Paket abgeben und so schnell wie möglich nach Hause zurückkehren. Aber daraus wurde nichts.

Von seinem Westgeld hatte sich Engelhardt im "Intershop" ein kleines Transistor Radio, einen sogenannten Welt Empfänger gekauft, der ideal war, um ihn auf Reisen mitzunehmen. Als er in Libyen auf dem Flugplatz Wheelus Field ankam und die Nachrichten von der Deutschen Welle hörte, erfuhr er von dem Anschlag auf eine West Berliner Diskothek, der sich in der vergangenen Nacht ereignet und zwei Tote sowie etliche Verletzte gefordert hatte.

Der Anschlag war mit einer selbstgebastelten Bombe verübt worden, die kurz vor der Explosion von bislang unbekanntem Attentätern in dem Club deponiert worden war. Die Diskothek wurde vor allem von amerikanischen, in West Berlin stationierten Soldaten, besucht und man vermutete, daß es sich um einen Vergeltungs Akt libyscher Terroristen handelte, die damit für die Militär Schläge der USA auf libysche Ziele Rache nehmen wollten.

Während er die Meldungen verfolgte, warf Engelhardt einen Blick auf Jamal Ibrahim. Der schlief und hatte sich die ganze Zeit merkwürdig still verhalten, hatte nicht einmal seinen Walkman hervorgeholt, er schien irgendwie ermüdet und sogar froh zu sein, aus Deutschland weg und in seine Heimat zurückzukommen. Er war auch überhaupt nicht mehr sauer auf den Hauptmann, im Gegenteil, er verhielt sich höflich und ein bisschen gleichgültig.

Der West Berliner Club, in dem die Bombe hochging, war zufälligerweise derselbe, von dem Jamal das Veranstaltungs Prospekt in seinem Auto liegen gelassen hatte. Oder sollte das keineswegs ein Zufall sein? Engelhardt staunte für einen Moment über sich selbst, wie kühl und unaufgeregt er darüber nachdachte. War es möglich, daß Jamal in dieser Nacht irgendetwas unternommen

oder erledigt hatte, das mit dem Anschlag im Zusammenhang stand? Und daß er danach von seinen Hintermännern im Morgengrauen in die Maschine gesetzt worden war, die ihn, anscheinend als unfähigen Mechaniker der Flieger Schule Rautenberg in Begleitung seines Hauptmanns außer Landes schafft? Daß er überhaupt nur deswegen in die Gruppe der Aspiranten gelangt war, damit er in Deutschland seinen Auftrag erfüllen kann? Aber warum, so fragte sich Engelhardt, haben dann die Leute im libyschen Volksbüro ihn einen Feigling genannt und fortgeschickt? Und wie hätten sie vorhersehen können, daß Engelhardt ihn kurzerhand aus dem Auto schmeißt? Immerhin, auch wenn das nicht passiert wäre, hätte Jamal abermals verschwinden und seine Befehle ausführen können.

Noch bevor der Hauptmann mit seinen Überlegungen zu einem Schluss kam, waren sie gelandet, und dann ging es Schlag auf Schlag. Er konnte gar nicht so schnell gucken, wie Jamal Ibrahim plötzlich aufsprang, sich Engelhardts Paket schnappte (auf das er offenbar schon beim Start ein Auge geworfen hatte) und damit entwischte wie ein Fuchs mit der Beute.

Er selbst wurde von zwei Männern in dunklen Anzügen mit Sonnenbrillen "in Empfang" genommen. Sie legten ihm im Rücken Handschellen an, schoben ihn in ein Fahrzeug mit getönten Scheiben und dort stülpten sie ihm einen schwarzen Stoffbeutel über den Kopf. Er war derart überrumpelt, daß er nicht mal daran dachte sich zu wehren, und als sie losfuhr, glaubte er, es sei besser, ihnen zu gehorchen. Immerhin hatten sie sein Gepäck ebenfalls ins Auto verfrachtet.

Man brachte ihn in ein Gebäude und führte ihn eine Treppe hinab bis in einen Raum, wo man ihm die Kopfhabe und die Handschellen abnahm. Hier drinnen standen ein leerer Tisch und zwei Stühle, ein einfaches Bettgestell mit einer Matratze, das ihn an das Quartier bei den Sowjets erinnerte. Von der Decke verbreitete eine Leuchtstoff Röhre grelles Licht. Man ließ ihn allein und die Tür wurde von außen abgeschlossen.

Engelhardt setzte sich auf einen Stuhl. Eine unbestimmte Zeit verging, bis die Tür geöffnet wurde und ein Offizier in Begleitung eines Milizionärs trat ein. Er reichte Engelhardt die Hand, stellte sich aber nicht vor, der andere blieb in der

Ecke stehen. Der Offizier fragte Engelhardt, aus welchem Grund er nach Libyen "eingereist" wäre. Engelhardt erklärte ihm die Sache, er sagte auch, sein Vorgesetzter in Berlin hätte mit den libyschen Genossen alles abgesprochen, so sei es ihm jedenfalls versichert worden. Und nun sei hier nach der Landung Jamal Ibrahim sofort verschwunden. Der Offizier hörte sich alles an, sagte nichts dazu, fragte lediglich nach dem Namen seines Vorgesetzten (also nach Major Gerling) und dann gingen die beiden wieder weg.

Beim nächstenmal sagte Engelhardt, er müsse auf die Toilette. Der Milizionär führte ihn hin, sie liefen durch ein paar Kellergänge, wo sich oben Rohre entlangzogen und matte Funzel Leuchten brannten, stellenweise waren Pfützen auf dem Boden. Die Toilette war nicht mehr als eine blanke Schüssel mit Abfluss, an der Seite hing ein verwittertes Waschbecken mit einem urtümlichen Wasserhahn. Der Milizionär blieb vor der Tür stehen.

Der Offizier fragte ihn, woher er die libysche Uniform habe (sie hatten offenbar seinen Koffer durchsucht). Engelhardt sagte, sie sei ein Geschenk von Herrn Abdul Kharubi, das er ihm bei seinem vorigen Besuch überreicht habe. Dann fragte er ihn, was er über Jamal Ibrahim wüsste, und da besann sich Engelhardt für einen Moment und dann sagte er "Ich kenne diesen Mann nicht, ich habe bloß den Auftrag, ihn hierher zu bringen." "Zu wem?" "Ich weiß es nicht, offensichtlich wusste er selbst, wohin er gehen muss." "Hat man Ihnen keine Adresse genannt oder einen Namen, wo Sie ihn abliefern sollen?"

Engelhardt war sich nicht ganz sicher, ob er etwa das Paket meinte. "Mir wurde nur gesagt, er würde hier erwartet." Der Offizier sagte "Uns ist keine solche Person bekannt." Der Hauptmann überlegte, dann fragte er "Wen meinen Sie?" "Jamal Ibrahim, den Sie angeblich herbringen sollen." "Ihre Leute haben also nicht gesehen, wie er fortgelaufen ist?" "Nein, keiner hat ihn gesehen, nur Sie behaupten das."

Er schaute den Hauptmann scharf an, der sagte "Nun, wenn das so ist, brauche ich mir ja darüber weiter keine Gedanken zu machen und kann meinen Auftrag als erledigt betrachten." "Und was haben Sie jetzt vor?" "Ich werde nach Berlin zurückkehren." "In Ordnung, wir kümmern uns um den Flug." Der Hauptmann sagte "Ich würde vorher gern dem General Sharif Missalati ei-

nen Gruß bestellen." Der andere horchte auf. "Woher kennen Sie Herrn Missalati?" "Ich war beim letzten Mal sein Gast, ich möchte die Gelegenheit nutzen, unsere Bekanntschaft aufzufrischen." Der Offizier sagte "Ich werde sehen, ob ich seinen Adjutanten erreichen kann, es kann ein Weilchen dauern." "Danke, das wäre sehr freundlich." "Möchten Sie etwas essen?" "Ja, ich könnte etwas vertragen und auch etwas trinken." "Selbstverständlich. Haben Sie ansonsten Grund, sich über Ihre Behandlung zu beklagen?" "Nein, es war wohl alles korrekt, oder?" "Gut." Er stand auf und gab ihm die Hand. "Bleiben Sie bitte hier, bis Sie abgeholt werden." "Ja, mache ich."

Dann kam jemand und brachte ihm ein großes Sandwich und eine Flasche Mineralwasser, und ungefähr zwei Stunden später holte man ihn aus dem Keller-raum heraus und gab ihm sein Gepäck. Der Offizier ließ sich nicht mehr blicken. Dafür wartete draußen Mustafa Hozat auf ihn, und Engelhardt freute sich wirklich sehr, ihn wiederzusehen. Sie begrüßten sich herzlich, doch Mustafa verlor kein Wort über des Hauptmanns Zusammentreffen mit diesen Leuten hier. Er erkundigte sich auch nicht über die Ausbildung der Aspiranten, und wäre nicht die überschwängliche Begrüßung gewesen, hätte man annehmen können, Mustafa habe ihn gestern abend erst zu seinem Apartment gebracht. Jetzt bekam er übrigens ein anderes, das ähnlich eingerichtet war.

Engelhardt sagte "Bei meiner Ankunft ist etwas schiefgegangen." "Was ist passiert?" "Ich hatte ein Paket bei mir, das ich im Auftrag eines Freundes hier abgeben sollte. Dieser Mann namens Jamal Ibrahim hat es mir weggenommen und ist damit abgehauen." Mustafa fragte "Wer?" "Jamal Ibrahim, einer von euren Aspiranten, die mit mir nach Deutschland gekommen waren." "Da war keiner dabei, der so hieß", behauptete nun auch Mustafa. "Aber er stand auf der Liste." "Schon möglich, ich kenne die Liste nicht, ich weiß bloß, daß bei Aspiranten kein Jamal Ibrahim dabei war."

Engelhardt erinnerte sich, wie er die Liste von einem Offizier erhielt, den er zuvor nicht gesehen hatte. Mustafa fragte "Und dieser Jamal ist jetzt mit dir hergekommen?" "Ja, genaugenommen bin ich nur wegen ihm hier." "Wegen ihm? Ich dachte, du kommst wegen uns." "Wegen euch?" "Sharif Missalati will dich sehen, er hat mich zu dir geschickt. Was hast du mit diesem Jamal Ibrahim zu schaffen? Er ist bloß kleiner Wischer." "Ein Wischer?" "Ein kleiner Wi-

scher", bekräftigte Mustafa und machte eine anzügliche Geste. "Du meinst, ein Wichser", sagte Engelhardt. "Ja, ein Wichser", lachte Mustafa. Dann sagte er "Bei uns ist große Sünde, aber ich habe nicht nötig." "Nein, ich habe auch nicht nötig", sagte Engelhardt.

"Du sagst, Sharif Missalati will mich sehen?" "Ja. Ich bringe dich morgen zu ihm." "Meinst du, ich könnte die Uniform anziehen, die Abdul Kharubi mir geschenkt hat?" "Hast du dabei?" "Ja." "Natürlich kannst du tragen", sagte Mustafa und fügte hinzu "aber keine Waffe, verstanden." "In Ordnung."

Dann fragte Mustafa "Was ist mit Paket? Willst du wiederhaben?" "Das wäre gut. Ich habe es meinem Freund versprochen, es hier abzuliefern. Eigentlich sollte jemand auf mich warten, der es mir abnimmt." Mustafa sagte "War niemand da." "Nein." "Schlecht." "Ich habe eine Adresse für alle Fälle", sagte der Hauptmann und zeigte Mustafa den Zettel, der schaute darauf und sagte "Kenne ich nicht, müsste man suchen." "Meinst du, ich könnte Sharif Missalati deswegen fragen?" "Was ist drin in Paket?" "Das weiß ich nicht genau." "Aber du hast mitgebracht?", wunderte sich Mustafa, "Was soll Sharif Missalati davon denken?" "Hm. Du hast recht, Mustafa", und zu sich selbst murmelte er "ich hätte mich nicht darauf einlassen sollen."

Auch Sharif Missalati schien erfreut, den Hauptmann wiederzusehen. Er musste sich der gleichen Prozedur wie beim letzten Mal unterziehen, aber er hatte das Gefühl, als würde ihm mehr Respekt entgegengebracht. In dem Zimmer mit den Fernsehern saßen die Kinder und schauten westliche Musik Videos, während ein paar Frauen miteinander schnatterten, sie trugen traditionelle Kleider, und Engelhardt fand, daß sie sehr apart aussahen, sie waren alle jung und schlank und hatten ausdrucksstarke Gesichter; er dachte: vielleicht stammen sie aus einer Region des Landes, die seit jeher für ihre schönen Frauen berühmt war.

Auch Missalati fragte nicht nach den Aspiranten, aber Engelhardt traute sich dennoch, die Sache mit Jamal Ibrahim und seinem Paket anzusprechen, und Missalati rief einen Mann in einem dunklen Anzug und sprach ein paar Worte mit ihm, dann entfernte sich der andere wieder. Engelhardt hatte seine libysche Uniform angezogen, und Missalati nahm daran keinerlei Anstoß, im Ge-

genteil, er behandelte ihn fast wie einen von ihnen. Missalatis Art gefiel Engelhardt, und im stillen wünschte er sich, der Major Gerling könnte mit ansehen, wie der Libyer mit seinen Gästen umgeht. Insbesondere jene Herablassung des Majors, die zugleich dessen eigene Unsicherheit verriet, war Sharif Missalati völlig fremd, er hatte etwas Verlässliches und zugleich Unerschrockenes an sich, das ihm, trotz seiner nicht eben überragenden körperlichen Erscheinung die gewisse Männlichkeit verlieh, die den Hauptmann schon beim ersten Mal beeindruckt hatte.

Dabei war er sich seiner eigenen Stellung und Rolle offenbar wohl bewusst, und wenn er von seinem Land und vom afrikanischen Kontinent sprach, klang daraus ein tiefes Verständnis für die Geschichte seines Volkes, seiner "Väter und Brüder", wie er sie nannte. Wenn die Rede auf den Colonel Gaddafi kam, bekamen Sharifs Augen einen strahlenden Glanz.

Erklärte den Hauptmann darüber auf, aus welcher Gegend und Gemeinschaft Muammar al Gaddafi kommt, er räumte ein, daß ihrer beider Herkunft sich gänzlich unterscheidet und es eine der erstaunlichsten Karrieren sei, die dieser Mann genommen habe, denn eigentlich gehörte er einem kleinen und eher unscheinbaren Stamm von Beduinen an, der niemals zuvor im Zusammenhang mit dem Schicksal des libyschen Volkes von sich reden gemacht hatte.

Aber vielleicht war es gerade diese wenig vornehme Abstammung, die etwas von Auserwähltheit und Berufung an sich hatte und die jene, welche sich um ihn scharten, so beeindruckte, denn andererseits hatte auch seit den Zeiten des Propheten niemand ein solch visionäres Programm auf seine Fahnen geschrieben wie er. Missalati sagte, es sei für ihn selbst das größte Glück seines Lebens, einem Mann wie Gaddafi begegnet zu sein und ihm sogar dienen zu dürfen und er würde, selbst wenn es ihm beschieden wäre, wiedergeboren zu werden, niemals ein besseres Dasein erwarten können.

Und das gelte nicht nur für ihn persönlich, sondern für alle, die Gaddafi Treue und Gefolgschaft geschworen haben, ob Mann, Frau oder das Kind, das in die große Familie hineingeboren wurde. Denn in seinen Augen sind sie alle gleich, und wer einmal sein Vertrauen erworben hat, den lässt er nie mehr fallen und der steht unter seinem Schutz und seiner Fürsorge bis an sein Lebensende

und selbst seine Kinder und Kindeskinde können davon zehren, solange sie sich mit der gleichen Loyalität seiner Gunst würdig erweisen.

So sprach Missalati, um in nächsten Moment dem Hauptmann seine jüngste Neuerwerbung, einen feuerroten Ferrari *Gran Turismo Berlinetta*, vorzustellen, den ihm ein hoher italienischer Politiker besorgt hatte. Er war noch keine Meile damit gefahren, er setzte sich hinters Lenkrad und startete den Motor, er ließ sich von seinem Klang begeistern. Er gestattete es Engelhardt, die "Kunst der Technik" zu genießen, der trat dreimal vorsichtig aufs Gaspedal und der Motor brüllte auf wie ein Löwe, dann schlüpfte er schnell wieder heraus.

Missalati versprach ihm, ihn demnächst zu seinem Anwesen in der Oase von el Scharaf mitzunehmen und ihm dort seine edle Kamel Zucht zu zeigen, wo die Tiere für Wettrennen ausgebildet werden, die hauptsächlich in Saudi Arabien stattfinden, denen prominente Gäste aus den arabischen Emiraten beiwohnen, und bei denen die besten Kamele für viel Geld gehandelt werden.

Und abermals wechselte er das Thema wie wenn er bei einer Mahlzeit nach den Schüsseln mit den Speisen greift. Er sagte, nachdem er sich davon überzeugt habe, daß der Hauptmann große Sachkenntnis in seinem Fach (er meinte die Flugzeug Technik) unter Beweis gestellt habe, möchte er ihm ein Angebot machen. Er solle sich einmal die Struktur und Organisation auf dem Flugplatz bei Tarfaya ansehen und ihm, Missalati, dazu seine Beurteilung geben. Er würde das selbstverständlich nicht für umsonst tun und mit der Gegenleistung gewiss zufrieden sein. Wichtig wäre nur, daß er um eine objektive Einschätzung bemüht sei, aufgrund derer man den Betrieb auf dem Flugplatz verbessern kann.

Dem Hauptmann war wohl bewusst, daß er seine Freundschaft zu Sharif Missalati aufs Spiel setzen würde, wenn er dieses "Angebot", das in Wahrheit eine Forderung, zumindest eine Aufforderung war, ablehnte. Er fragte nach dem Umfang der Untersuchung, und Missalati erwiderte, er würde es nicht als Untersuchung bezeichnen wollen, denn das würde die dortigen Kommandeure vor den Kopf stoßen und er, Missalati wüsste nur zu gut, wie wichtig ihm seine Leute sind. "Ich bin an einem unvoreingenommenen Urteil interessiert und deshalb bitte ich Sie darum, da Sie ein Außenstehender und doch ein Experte

auf dem Gebiet sind. Wir fahren zusammen dorthin und Sie sollen sich einfach ein bisschen umsehen und mir hinterher mitteilen, was Ihnen aufgefallen ist. Deshalb habe ich Ihnen vorher meine Absicht verraten."

Der Hauptmann dachte, daß er die Sache ohne weiteren Aufwand erledigen könne, Missalati sagte "Ich will keinen großen Bericht haben, viel lieber ein paar nützliche Hinweise, die Sie mir unter vier Augen geben können." Daß er so großen Wert auf seine Meinung legte und ihn in gewisser Hinsicht über seine eigenen Leute stellte, das schmeichelte Engelhardt in nicht geringem Maße.

Am nächsten Tag fuhren sie zusammen nach Tarfaya, Mustafa Hozat war der Fahrer, er redete nur, wenn er gefragt wurde. Der Flugplatz war gut getarnt, es gab eine Staffel mit MIG's 21 und vier oder fünf MIG's 23 sowie mehrere Flugabwehr Stellungen. Der Hauptmann wusste natürlich nichts von der Chemie Fabrik, die sich zirka dreißig Meilen entfernt befand.

Missalati und Hozat blieben die ganze Zeit bei ihm, dazu kamen drei libysche höhere Offiziere, von denen der eine viel, die andern beiden nur wenig mit Sharif Missalati sprachen. Sie machten einen Rundgang über das Gelände, Engelhardt versuchte, einige Einzelheiten, die ihm auffielen, im Gedächtnis zu behalten, aber dann wurde es doch eine ganze Menge und er befürchtete, sich nicht alles merken zu können.

Es wurde richtig anstrengend. Missalati ließ sich alles zeigen, er ließ keinen Zweifel daran, daß er hier das Sagen hatte. Mustafa Hozat verhielt sich gleichgültig, fast ein wenig desinteressiert, er blieb auch zurück, wenn er mit einem von den Soldaten, den er offenbar kannte, ein Schwätzchen führte, dann tauchte er wieder an ihrer Seite auf. Er sagte, das Mittagessen sei in der und der Baracke organisiert worden.

In einer der Hallen, die außen mit großen Tarn Netzen überspannt waren, saß in einer Ecke an einem provisorischen Tisch aus Kisten eine Gruppe Piloten, die sich die Zeit mit Kartenspielen vertrieben, und als sie dort vorbeigingen, erkannte Engelhardt einen von ihnen, einen sowjetischen Flugzeugführer, dessen Name ihm jetzt nicht einfiel, den er seinerzeit bei einem gemeinsamen Manöver mit den Sowjets in Polen kennengelernt hatte und der damals zur

Besatzung einer sowjetischen *Tupolew 142*, einem Langstrecken Bomber mit zusätzlicher Bordbewaffnung gehörte. Draußen hatte Engelhardt keine Tupolew gesehen, womöglich flog er jetzt eine der größeren MIG's.

Engelhardt begrüßte ihn, er war damals gut mit ihm ausgekommen. Doch ob es nun an seiner libyschen Uniform lag oder daran, daß der andere ein Wiedertreffen an diesem Ort schlichtweg nicht für möglich hielt, jedenfalls musste Engelhardt ihm erst sagen, wer er sei, und im selben Moment durchfuhr ihn der Gedanke, daß es keine gute Idee war, ihn anzusprechen.

Sie wechselten ein paar Worte und Engelhardt spürte bei dem Russen eine gewisse Zurückhaltung, wenn nicht sogar betonte Distanz. Er selbst wiederum kam in Verlegenheit, er fing an, über die Vorgänge in Moskau zu sprechen, wo Michail Gorbatschow, der neue Parteichef der Kommunisten, eine ganz ungewöhnliche politische Kampagne eingeleitet hatte, die unter der Bezeichnung "Perestroika" in allen Ostblock Staaten und so auch in Ostberlin in aller Munde war. Es dauerte eine Weile, bis Engelhardt merkte, daß offenbar niemand hier über dieses Thema reden wollte. Schließlich unterbrach ihn der Russe und mit einem etwas geringschätzigen Blick auf seine Uniform fragte er "Sie haben doch nicht etwa Fahnenflucht begangen, Genosse Hauptmann?" Engelhardt zwang sich ein verzerrtes Lächeln ab und überließ ihn seinem Kartenspiel.

Mustafa sagte hinterher (als sie allein waren), er an seiner Stelle würde sich immer gut überlegen, mit wem er hier spricht und was er dabei sagt, denn es sei manchmal schwer einzuschätzen, warum jemand hier wäre und für wen er arbeitet. "Aha", erwiderte Engelhardt, "und du gibst mir diesen Rat als ein Freund?" "Ja", sagte Mustafa, "und auch weil ich ein bisschen auf dich aufpassen muss." Auf jeden Fall stellte sich später heraus, daß der Major Gerling von Engelhardts Aufenthalt in Tarfaya Kenntnis erhalten hatte, nur von wem, das konnte Engelhardt nie in Erfahrung bringen. Aber da war es für ihn sowieso schon zu spät.

Missalatis Leute auf dem Flugplatz hatten es sogar zugelassen, daß er Einblick in den Tagesplan der Flieger Staffel bekam und in den Ablauf der Maßnahmen, die bei einem feindlichen Angriff getroffen wurden. Dann starteten nämlich innerhalb kürzester Zeit zuerst drei Abfangjäger, die sich zu diesem Zweck in

ständiger erhöhter Gefechtsbereitschaft befanden. Es war vergleichbar mit dem Diensthabenden System, wie sie es in Groß Keuditz praktizierten. Engelhardt fand bei den Libyern einige Punkte für Verbesserungen, Missalati forderte ihn noch vor Ort auf, etwas dazu zu sagen und seine Empfehlungen fanden offensichtlich Gehör.

Missalati lud den Hauptmann ein weiteres Mal in sein Haus ein. Er stellte ihm seinen zweiundzwanzigjährigen Sohn Sayed vor, einen Leutnant von anmutiger Gestalt und mit sehr schönen Gesichtszügen. Auch Mustafa Hozat durfte dabei sein. Sie tranken Tee und sprachen über den Flugplatz in Tarfaya und Missalati sagte, daß die Amerikaner mit ihren AWACS Aufklärungs Flugzeugen das Gebiet überfliegen, obwohl es natürlich libysches Territorium ist und daß er jederzeit damit rechnet, daß sie es angreifen und die "Fabrik" bombardieren werden. Da hörte Engelhardt zuerst von der Chemiefabrik, wollte aber nicht neugierig sein.

Und dann ließ Missalati die Katze aus dem Sack und meinte, zwar halb im Scherz, aber doch mit berechneter Wirkung, ob er, Hauptmann Engelhardt sich vorstellen könnte, für eine Weile ganz in Libyen zu bleiben und ihm, Missalati, als militärischer Berater zur Seite zu stehen. Der Hauptmann reagierte mit einem Ausdruck der Verwunderung, aber ihm stockte die Stimme, als er antworten wollte.

Missalati sprach von den tiefgreifenden Veränderungen, die in der Welt allenthalben zu spüren sind und von den großen Erfolgen, welche die libysche Nation in den vergangenen Jahren errungen hat. Er erwähnte die Erdöl Förderung und die immensen Gewinne, die durch den Öl Export "mit jedem neuen Morgen" ins Land fließen. Er betonte die Rolle Libyens bei der Koalition der islamischen Staaten auf dem afrikanischen Kontinent. Er sprach von den traditionell guten Beziehungen zwischen Libyen und Deutschland, und der Hauptmann fragte sich erneut, ob Missalati dabei einen Unterschied zwischen Ost und West Deutschland machte. Er sagte, der Hauptfeind Libyens sei Amerika, aber die wahren Halunken, die sein Land und Volk ins Verderben stürzen wollen, säßen in Israel. Die Zionisten führten den uralten Kampf gegen die arabischen Stämme fort, den schon David und Saul geführt haben und sie hätten in den mächtigen Armeen des Westens ihre willigen Söldner gefunden.

Missalati steigerte sich in seine Rede hinein und erst in einem Moment, den er zum Atemholen brauchte, schaltete sich sein Sohn ein und sagte, als würde er den letzten Wunsch des Vaters auf dem Sterbebett erfüllen "Sei getrost, Vater! Mit dem Segen des Propheten und unseres großen Führers Muammar al Gaddafi werden wir diese Hurensöhne und Ungläubigen fassen und liquidieren und niemand wird jemals mehr unser Land auch nur bedrohen ohne daß er dafür büßen muss."

Mustafa Hozat erzählte dem Hauptmann hinterher, Missalatis Sohn habe in den Kämpfen gegen die französische Fremdenlegion im Tschad seine Feuer- taufe überstanden und sich durch Mut und auch durch Kaltblütigkeit ausgezeichnet. Er habe damit, ungeachtet dessen, daß er nicht der erstgeborene Sohn ist, die besondere Liebe des Vaters errungen. Mustafa hielt übrigens Kaltblütigkeit für eine unentbehrliche Eigenschaft des arabischen Kriegers, er meinte auch, die deutsche Armee des Generals Rommel sei letztendlich wegen des Mangels daran gescheitert.

"Ihr Deutschen überlegt zu lange", sagte Mustafa, "ihr macht große Pläne und haltet euch damit auf, Gräben zu schaufeln und Hindernisse zu errichten, und unterdessen schleicht sich der Feind bei Nacht heran und sprengt alles in die Luft. Ihr denkt in Divisionen und Bataillonen mit tausenden von Soldaten, ihr zeichnet Fronten auf die Karten, die hunderte Meilen lang sind. Wir kämpfen anders. Für uns ist jeder Feind jemand, der uns von Angesicht zu Angesicht gegenüber steht, jemand, dem man in die Augen blicken muss, wenn man seine Absicht erraten will, jemand, dem man eigenhändig die Kehle durchschneiden muss, damit man sicher sein kann, daß er besiegt ist. Wer einen Feind tötet, ohne ihn zu sehen, der ist ein Feigling." Engelhardt war über Mustafas martialische Äußerungen ein bisschen verwundert und er hatte den Eindruck, Mustafa würde das Versprechen von Missalatis Sohn ergänzen wollen, weil es so unwiderstehlich und siegessicher geklungen hatte.

Sharif Missalati hatte dem Hauptmann einen prächtigen Dolch geschenkt, dessen Griff und Scheide mit feinen Gravuren verziert waren. Und obwohl er sich zu dem Angebot Missalatis nicht eindeutig geäußert hatte (es fehlte ihm ja die Zeit, um überhaupt darüber nachzudenken), wertete er das Präsent als

Ausdruck des großen Vertrauens, das ihm der General entgegenbrachte.

Dann gab es noch eine weitere Überraschung, die dem Hauptmann das Herz höher schlagen ließ. Missalati lud ihn ein, am morgigen Nachmittag bei einem Empfang dabeizusein, bei dem der Colonel Gaddafi höchstpersönlich anwesend sei. Gaddafi führte eine Unterredung mit ausländischen Gästen (Missalati sagte nicht genau, um wen es sich handelte). Zwar würde sich der Revolutionsführer ausschließlich seinem Besuch widmen und er, der Hauptmann, dürfe nicht damit rechnen, mit ihm in Berührung zu kommen, doch er, Missalati, sei sich sicher, daß schon allein die unmittelbare Nähe zu ihm für den Hauptmann ein nachhaltiges Erlebnis sei. Damit sollte Missalati recht behalten, wenngleich es das Leben des Hauptmanns in eine völlig andere Bahn lenkte.

Der Empfang fand in einem exklusiven Hotel nahe dem Zentrum von Tripolis statt. Engelhardt war in Begleitung Mustafas eingelassen worden, nachdem Mustafa bei den Wachposten ein Dokument vorgezeigt hatte. Missalati hatte natürlich drinnen zu tun, und Engelhardt sah ihn dann nur ganz kurz. Die beiden durften sich in der Hotel Lobby aufhalten, die ziemlich weiträumig war. Im hinteren Bereich standen elegante Sitzmöbel und an einer Seite war eine Bar mit breiter Spiegelwand und einem langen Tresen, hinter dem mehrere Barkeeper beschäftigt waren. Etliche Fotografen mit Presse Ausweisen am Revers warteten auf den hohen Besuch.

Niemand wusste genau, wie der Empfang abläuft und einige Male kam Bewegung in die Schar der Zaungäste, als Personen, die offensichtlich Diplomaten waren und dann auch eine Gruppe von Männern in Gewändern wie Scheichs das Hotel betraten und sich zu einem der hinteren Räume begaben. Dann erschienen von dort plötzlich andere (unter ihnen auch Missalati), die man gar nicht hatte hereinkommen sehen. Manche gingen an die Bar und tranken etwas, um dann zwanglos miteinander redend wieder im Hintergrund zu verschwinden. Es herrschte Uneinigkeit darüber, ob Muammar al Gaddafi bereits im Gebäude sei oder nicht.

Mustafa hatte Engelhardt für den Auftritt Gaddafis vorbereitet. Er hatte ihm insbesondere von der Leibgarde des Revolutionsführers erzählt, welche nur

aus Frauen bestand, die eine Spezialausbildung absolviert haben und den männlichen Soldaten absolut ebenbürtig waren. Mustafa sagte, diese "Amazonen", wie er sie hochachtungsvoll nannte, würden aus einer großen Schar von Bewerberinnen ausgewählt, Gaddafi selbst treffe die Entscheidung, nachdem ihm jene, die in die engere Wahl gekommen sind, vorgestellt werden.

"Er kennt sie alle mit Namen", sagte Mustafa, "er kennt ihre Familie und ihre Herkunft, er weiß, welche Schule sie besucht und was sie vorher gemacht haben." "Sind diese Frauen verheiratet?", wollte Engelhardt wissen. "Nein", erwiderte Mustafa, "sie sind alle sehr jung, wenn sie die Ausbildung beginnen. Sie sind gesund und kräftig und manche sind ausgesprochen hübsch. Wenn sie sich für diesen ehrenvollen Dienst verpflichten, entscheiden sie sich sozusagen gegen eine eigene Familie. Natürlich bleiben sie nicht Amazonen bis sie alt sind, die meisten sind es für zirka fünf bis sieben Jahre, dann bekommen sie einen anderen Posten. Wenn sie einmal Amazonen waren, haben sie für den Rest ihres Lebens ausgesorgt. Aber sie dürfen sich keinen Fehler erlauben und keine Schwäche zeigen, denn das wird ihnen nicht verziehen."

Mustafa beschrieb ihr Äußeres, ihre Uniformen, die speziell für sie entworfen und geschneidert werden. Er zählte ihre Bewaffnung auf. Er nannte Beispiele aus der Vergangenheit, wo sie den Colonel Gaddafi in ausgeklügelten Formationen umgeben und vor der Menge abgeschirmt haben. Er verglich ihren Gesichtsausdruck mit dem eines Panthers, der seine Beute immer hinter dem sichtbaren Blattwerk vermutet. "Niemand hat ihnen jemand in die Augen blicken können, ohne davon *verbrannt* zu werden". Das fand Engelhardt dann doch etwas übertrieben, aber Mustafa versicherte, mindestens drei Leute zu kennen, die wie von einer unsichtbaren Strahlenwaffe niedergestreckt wurden, nachdem sie einer der Amazonen zu nahe gekommen waren.

Engelhardt konnte es kaum erwarten, sie zu sehen, beinahe war er mehr gespannt auf die Amazonen als auf Gaddafi selbst. Aber der schien sich Zeit zu lassen. Die beiden gingen an die Bar und Mustafa bestellte zwei Frucht Cocktails, der Barkeeper nahm die Eiswürfel aus einem großen Behälter unter dem Tresen. Es kamen noch mehr Journalisten. Es kamen auch Gäste, die zur Rezeption auf der anderen Seite gingen, junge Pagen mit buntbestickten Kappen kümmerten sich um das Gepäck. Es standen, mehr oder weniger unauffällig

verteilt auch Sicherheits Leute herum, die im rechten Moment Platz für die Prominenz schaffen würden. Sie verständigten sich über winzige Funkgeräte.

Und plötzlich wurde es unruhig im Foyer, die Sicherheits Leute brachten sich in Stellung, die Zaungäste suchten einen guten Platz, alles drängte sich nach vorn und es entstand ein Lärm, daß Engelhardt kaum mehr Mustafa verstehen konnte, der sagte "Jetzt kommt er!" An der Rückseite öffnete sich eine breite Tür und heraus strömte eine Kohorte Personen, vorneweg Colonel Muammar al Gaddafi, in einer blauen Uniform mit goldener Gürtelschnalle und mit einem seidenen, beigefarbenen Umhang, der ihm über die Schultern hing.

Auf dem schwarzen, lockigen Haar trug er eine Militärmütze mit dem Rangabzeichen, und in der Hand hielt er einen Stock mit Elfenbeingriff, ein Zwischenstück aus Zepter und Reitgerte. Sein Gesicht hatte einen sonnengebräunten Teint, seine Pupillen waren dunkel, sein Blick klar und geradeaus gerichtet, sein Mund war wie zu einem sanften Dauerlächeln verzogen, irgendwie sah er aus wie ein erfolgreicher Schachspieler, der gerade als Sieger von einem Turnier kommt.

Um ihn herum waren die sagenhaften Amazonen, junge, sehr sportlich wirkende Frauen in blaugrünweißer Tarnuniform, mit Springer Stiefeln und Uniform Basecap, durch deren hintere Lasche ihre zusammengebundenen Haare herabhingen und die das Haupt leicht erhöht hielten, damit sie unter dem Müzenschild hervorschauen konnten. Sie hatten *Sterling* Maschinenpistolen vor der Brust und am Gürtel hingen Revolvertaschen. Sie schauten nach links und rechts, aber es war, wie Mustafa gesagt hatte: ihre Blicke waren eher wie Suchscheinwerfer auf die Umgebung gerichtet, als könnten sie die Leute durchleuchten.

Engelhardt fiel eine besonders auf, eine mittelgroße Soldatin mit dunkelblondem Haar (er konnte es am Pferdeschwanz erkennen). Sie hatte ein rundes getöntes Gesicht, sie hatte blaue Augen und einen hübschen Mund mit vollen Lippen. Ihre Hände umklammerten die Maschinenpistole, die rechte am Abzug, und Engelhardt überlegte, ob sie schnell genug wäre, die Waffe zum Feuern nach vorn reißen zu können, aber das hatten sie wahrscheinlich zur Genüge trainiert.

Und auf einmal trafen sich ihre Blicke und Engelhardt glaubte, von ihrem Bannstrahl im Bruchteil einer Sekunde zu Asche vernichtet zu werden, doch zu seiner grenzenlosen Verwunderung sah er in ihre Augen und sie in seine und nichts Schlimmes geschah, sondern für einen Moment war es, als ob nur sie beide da wären, in einer offenen, stillen, friedlichen Landschaft, in der sie sich zu ihrer beider Überraschung begegnet waren wie der *Prinz Habib* und die *Prinzessin Dorrat al Gawas*.

Da gab es einen fürchterlichen Knall, Menschen schrien auf, einer der Pfeiler krachte zusammen und Teile der Decke brachen herab, eine Staubwolke fegte durch das Foyer und fast gleichzeitig knatterten MPI Salven los und fielen Schüsse von irgendwoher. Überall war Blut zu sehen und lagen halbzerfetzte Menschen am Boden. Der Colonel Gaddafi war sofort aus dem Blickfeld verschwunden, aber niemand konnte sagen, ob er getroffen worden war.

Engelhardt sah bei der Soldatin, wie ein Schuss sie an der Schulter gestreift und den Gurt der MPI zerrissen hatte, die Waffe wurde weggeschleudert und die Amazone zog geistesgegenwärtig den Revolver aus der Ledertasche, aber indem sie feuern wollte, sauste eine Spiegelscherbe mit propellerhafter Geschwindigkeit durch die Luft und traf genau ihr rechtes Handgelenk. Mit einem Schmerzensschrei ließ sie den Revolver los und Engelhardt sah, wie ihre ganze Hand im weiten Bogen zu ihm herüber flog und fast vor seinen Füßen auf den Boden klatschte.

Mustafa war bei der Explosion in Deckung gegangen, Engelhardt rief "Wir müssen ihr helfen!" Er rannte zu der Soldatin, die stumm am Boden lag, das Blut strömte aus dem Armstumpf. Engelhardt zog seinen Gürtel heraus und schnürte ihren Arm ab, sie stöhnte vor Schmerzen. Er rief "Mustafa, wir müssen sie ins Krankenhaus bringen!" "Schnell, in meinen Wagen!" sagte Mustafa, den selbst etwas am Kopf getroffen hatte. Durch die Staubwolke rannten verzweifelte Menschen, es wurde immer noch geschossen, am Boden wimmerten Verletzte.

Sie packten ihren Körper und trugen ihn, halbgebückt, nach vorn dem Ausgang zu. Da sagte Engelhardt "Warte kurz!" Er lief zurück. Staub legte sich

rauh auf seinen Rachen, er musste husten. Er fand die Stelle, wo ihre Hand lag. Er kletterte über den Tresen, riss den Behälter mit dem Eis heraus und vergrub die Hand darin. Mustafa hatte die Frau schon bis zum Ausgang geschleift, er sagte "Was ist das?" "Da ist ihre Hand drin." Mustafa nickte. "Warte hier, ich hole den Wagen." "Beeil' dich!" Engelhardt hockte neben ihr und dem Behälter, er streichelte ihre Wange und sagte "Gleich kommt Hilfe, halten Sie durch! Wir bringen Sie ins Krankenhaus."

Plötzlich tauchte vor ihnen aus der Staubwolke ein Mann auf, er trug eine schwarze Sturmhaube und hielt eine MPi auf ihn gerichtet. Der Hauptmann sprang zur Seite, der andere zielte auf ihn, der Hauptmann duckte sich, zog blitzschnell aus der Innentasche seiner Jacke den Dolch von Missalati heraus und rammte ihn dem Mann von unten in den Bauch, der sackte leblos zusammen. Im selben Moment schoss ihm Mustafa aus seiner Walther in dem Schädel. Mustafa rief "Der Wagen steht draußen, schnell, bevor jemand damit abhaut."

Sie schafften es, die Frau und den Eisbehälter mit einem Mal ins Auto zu bugisieren und Mustafa trat aufs Gaspedal, damit sie schleunigst von hier weg kamen. "Ich weiß, wo nächste Klinik ist", sagte er, während er ohne Rücksicht auf irgendetwas durch die Straßen raste, Sanitätswagen mit Sirenengeheul kamen ihnen entgegen. "Ist das weit?", fragte Engelhardt mit banger Stimme und schaute auf die Frau, die mit halbgeschlossenen Augen dalag und jeden Moment abkratzen würde.

"Nicht weit", sagte Mustafa und dann schlug er mit den Fäusten aufs Lenkrad "Verfluchte Scheiße! Feuer und Hölle über diese Hurensöhne! Mögen sie bis in alle Ewigkeit von den Hunden zerfleischt werden!" Engelhardt sagte "Glaubst du, daß Gaddafi was passiert ist?" "Ich bete zu Allah und zum Propheten, daß er heilgeblieben ist. Bis jetzt haben sie immer schützend ihre Hand über ihn gehalten."

Bei der Klinik kamen sofort Sanitäter heraus, packten die Soldatin auf eine fahrbare Trage, legten ihr Infusion und Atemmaske an und brachten die Fuhre hinein. Mustafa gab ihnen den Eisbehälter und sagte, was drin ist, sie nahmen ihn an sich. Da spürte der Hauptmann auf einmal, wie seine Kräfte schlagartig

versagten, er wurde kreidebleich und war der Ohnmacht nahe, mit zitterenden Händen hielt er sich am Fahrzeug fest. "Ist alles okay?", fragte Mustafa. "Ich weiß nicht, mir wird auf einmal so schlecht." "Kotz' es raus, Herr Hauptmann!", sagte Mustafa, und man sah, wie froh er war, daß sie lebend davongekommen waren.

* * * * *

Mama Mombasa, die bombastische Negerfrau, die in der Fabrik die Wäsche wusch, hatte in Carolins Jacke den Zettel mit der Adresse gefunden, wo sich Massud melden sollte. Sie hatte ihn Carolin gegeben, die sich dreimal bedankte. "Bei mir nix kommt weg", sagte Mama Mombasa, "ich geben alles zurück, ich geben sogar Geld zurück, wenn ich finde." Ingrid gab ihr fünf Euro, Mama Mombasa war zufrieden. Aber auf dem Zettel stand nur eine Telefon Nummer.

"Ich denke, es war eine ganze Adresse?" "Muss ich mich wohl geirrt haben", meinte Carolin, "rufen wir doch einfach da an." "Und was sagen wir wegen Massud?" "Gar nichts." "Ich versteh' nicht. Wieso willst du trotzdem da hin?" "Ich dachte, Sie wollten da hin, wegen Thabit, ich will Ihnen bloß helfen, ihn zu finden." "Hm", machte Ingrid. Sie wusste nicht recht, ob Carolin Massud nun schon ganz aufgegeben hatte oder immer noch hoffte, daß er wieder auftaucht.

"Was wollen Sie?", fragte der Mann am andern Ende ziemlich grob. "Sie erinnern sich an Massud Abdel, den Flüchtling aus Libyen", antwortete Ingrid, "ich war mit ihm bei Ihnen." "Nein. Sie irren sich, Sie waren nicht bei mir." "Dann bei Ihrem Kollegen, er gab uns diese Nummer, er sagte, wir sollen uns bei Ihnen melden." "Weswegen?" "Sie könnten ihm weiterhelfen." Pause. Er sagte "Ich rufe Sie zurück."

Sie warteten ungefähr eine halbe Stunde, dann klingelte Carolins Handy (Ingrid hatte damit angerufen). Es war Andreas, Carolin konnte es gleich auf dem Display sehen. "Ja, was ist?" Er sagte "Caro, ich bin's. Ich hab' dich ganz doll lieb. Flipp' jetzt nicht gleich aus, ich bin in Hamburg, ich muss euch sehen, ich hab' so Sehnsucht nach Britney und nach dir natürlich." "Meine Güte", sagte Carolin und es klang beinahe wie von Ingrid. Sie wollte etwas hin-

zusetzen, biss sich aber auf die Lippen. Andy sagte "Ich wollte dich nicht so überfallen, ich respektiere alles, was du tust." "Wo bist du?" "Am Hauptbahnhof. Ich weiß nicht genau, wie ich zu euch kommen kann. Wo ist das noch mal genau?" "Woher weißt du überhaupt, wo wir sind?"

Ingrid machte ein Zeichen, Carolin legte die Hand auf's Handy, Ingrid sagte "Ich habe es ihm gesagt." Carolin wollte etwas entgegnen und verkniff es sich abermals. "Wo ist das noch mal genau?" "Bist du mit der Bahn gekommen?" "Nee." "Mit dem Motorrad?", entrüstete sie sich. "Nee. Wir haben jetzt 'n Auto." "Was?" "Hab' das Motorrad verkauft und 'n Auto geholt." "Was für eins?" "Ist nur 'ne Übergangslösung, nur damit ich euch abholen kann, wenn ihr wieder heimkommen wollt. Hab' noch Geld übrig, da können wir uns was Richtiges kaufen." "Du bist unmöglich." "Ja, aber ich kämpfe um euch." "Du besetzt die Leitung." "Was mach' ich?" "Wir warten auf ein dringenden Rückruf." "Ja, aber sag' mir nur noch schnell, daß du dich freust, daß ich da bin und wo ich euch finde." "Ja, ich freu' mich, ich ruf' dich zurück."

Der Mann hatte ihnen eine Adresse gegeben, genauer gesagt einen Treffpunkt, wo er sie abholen würde. Das war in der City Nord, und Ingrid musste an Larry denken und an das obskure Büro, von dem er gesprochen hatte. Ingrid sagte, sie würde auch allein hingehen, aber Carolin bestand darauf mitzukommen. Sie schauten auf den Stadtplan. Es gab da eine S-Bahn Haltestelle, wo Andy auf sie warten konnte.

Der Mann war schlank und smart und sah aus wie ein Versicherungsmakler. Er wollte schnell von da weg, er sagte, sie sollen ihm folgen. Sie gingen in eine der Büro Burgen, überall wuselten emsige Angestellte herum, die alle ungeheuer beschäftigt aussahen. Sie fuhren im Fahrstuhl hoch und durchquerten einen riesigen Speisesaal, der voller Menschen und Lärm war. Der Mann schlängelte sich eilig zwischen den Leuten und Tischen hindurch, es war, als wollte er mit den beiden in der Menge untertauchen (Carolin hatte Britney in dem Tragesack vor der Brust, das Gedränge behagte ihr nicht). Sie verließen den Saal durch eine unscheinbare Tür hinter ein paar Grünpflanzen und kamen auf einen nur schwach beleuchteten Gang, Carolin musste sich unwillkürlich an der Wand entlangtasten. Sie fuhren mit dem Fahrstuhl abwärts und gingen durch eine Art Lager, wo Büromaterial in hohen Regalen gestapelt war.

Dann waren sie plötzlich wieder im Freien, auf einem geschützten Karee mit Recycling Behältern. Sie liefen zu einem anderen Büro Turm und kamen endlich in einem Apartment an, zu dem er sich über eine Wechselsprechanlage Zutritt verschaffte. Er sagte, sie sollen an dem Schreibtisch Platz nehmen, er setzte sich dahinter, er hatte Telefon und Computer da stehen.

"Mit wem habe ich gesprochen?" "Mit mir", sagte Ingrid. "Wo ist Massud?" "Er wartet unten." "Wo unten?" "Nicht weit von hier." "Wollen Sie mich verarschen?" "Bitte?" "Sagen Sie mir, wer Sie sind." Carolin sagte "Sagen Sie uns, wer Sie sind." Ingrid sagte "Ich heiße Ingrid Jasmund, ich bin Journalistin. Das ist Carolin Pawatzki, sie ist mit Massud bekannt." Der Mann schaute Carolin geringschätzig an, dann fragte er Ingrid "Was haben Sie mit diesem Fall zu tun?" "Ich recherchiere für einen Artikel." "Worüber?" "Über das Flüchtlingsproblem und über die politische Situation in Libyen." "Wie war Ihr Name?" Ingrid wiederholte ihn.

Er sagte, als sei ihm etwas eingefallen "Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich muss nur schnell etwas klären." Er nahm den Telefonhörer und tippete eine Nummer, er wartete, er spielte mit der andern Hand wie nebenbei auf der Tastatur des Computers. "Walter? Ich bin's. Bleibt das heute nachmittag bei dem Treffen mit Algunos?" Er hörte eine Weile hin und machte ein paar Zwischen Bemerkungen "Woher hat er das? Am zwölften. Brauchst du nicht, ich kümmer' mich drum." Er legte auf. Ingrid sagte "Stehe ich drin?" "Stehen Sie wo drin?" "In Ihrer Datenbank, Sie haben doch gerade nachgesehen." Carolin schaute sie verblüfft an. Der Mann sagte "Was wollen Sie eigentlich?"

"Massud hatte ein Dokument bei sich, ein Ausbildungs Zeugnis von einer Fliegerschule der Volksarmee der DDR." "Ja, und?" "Interessiert es Sie nicht, was es damit auf sich hat?" "Nein, warum sollte es?" Carolin fragte "Warum haben Sie uns dann überhaupt herbestellt?" "Ich kann nur mit Massud persönlich sprechen. Oder sagen wir es so: er muss schon selbst herkommen, wenn ich etwas für ihn tun soll."

"Sehen Sie nicht, daß er Ihnen irgendetwas damit sagen will?" "Was reiten Sie denn auf diesem alten Schriebs herum? Das liegt doch ewig zurück, das ist alles längst Geschichte." "Ja, und Gaddafi ist auch endlich liquidiert." "Was

soll das denn heißen? Soweit ich das beurteilen kann, hat sich das libysche Volk von seinem Diktator befreit. Oder glauben Sie, ein Massud hätte zu Lebzeiten Gaddafis eine Chance gehabt, nach Deutschland zu kommen und um Asyl zu bitten? Die hätten ihn in der Wüste ausgesetzt und verdursten lassen."

Ingrid sagte "Ich würde trotzdem gern wissen, worin diese Zusammenarbeit auf militärischem Gebiet bestanden hat?" "Was denn nun? Geht es um diesen Mann oder um Vergangenheitsbewältigung?" "Ich bin bei meinen Recherchen auf ein paar Namen und Beziehungen gestoßen, über die ich noch mehr erfahren möchte." "Ja, viel Glück dabei, Sie sind die Journalistin." "Ich dachte, Sie könnten mich dabei unterstützen." "Selbst wenn ich könnte: warum sollte ich?" "Es gibt also keine Verbindung zwischen der vermeintlichen Chemie Waffen Produktion im libyschen Tarfaya, um derentwillen die Amerikaner das Werk bombardiert haben, und gewissen Lieferungen aus dem ostdeutschen Chemie Kombinat bei Rautenberg nach Libyen." "Was für Lieferungen meinen Sie damit?" "Jedenfalls keinen Kaugummi." Der andere lachte höhnisch. "Den haben die Osis ja selber nicht hingekriegt."

"Immerhin", meinte Ingrid, "das Chemie Kombinat "Wilhelm Pieck" gehört heute zu einem großen westdeutschen Konzern, und die Nationale Volksarmee ist in der Bundeswehr aufgegangen, die Vergangenheitsbewältigung liegt zum geringsten bei mir." Der Mann wurde wieder grantig. "Ja, und das Sandmännchen hat auch erfolgreich die Seiten gewechselt, das meinen Sie wohl, Frau Jasmund. Ich bin nicht dafür verantwortlich, was in der DDR geschehen ist und ehrlich gesagt ist es mir auch scheißegal. Wenn Sie etwas für diesen Masud tun wollen, dann schicken Sie ihn her. Ansonsten wünsche ich Ihnen einen guten Tag."

Sie fanden verhältnismäßig schnell hinaus, Carolin ging vorneweg, sie hatte so etwas wie einen siebten Sinn. "Warum rennst du denn so?", fragte Ingrid. "Tu' ich nicht. Ich hab' so ein komisches Gefühl." "Was?" "Wir sollten Andy nicht warten lassen." "Ruf' ihn an und sag' Bescheid." "Nee. Er wartet auf uns." Sie waren draußen. Sie rannten fast zu Ingrids Wagen. "Wir müssen außen 'rum um den Stadtpark", sagte sie. Carolin rief "Fahren Sie schon! Na los!" "Mach' ich ja, was ist denn los?" "Da ist irgendwas passiert." "Was?" "Oh, Scheiße, jetzt hat sich Britney auch noch eingekackt." "Ja, ich riech's. Sollen

wir schnell die Windel wechseln? Wenn Andy sie wieder sieht, ist es sicher nicht gut, wenn sie so riecht." "Ja, vielleicht besser."

Sie hielten am Rand der Straße, die am Park entlang führte. "Wir müssen schnell machen, hier ist Halteverbot." "Ich beeil' mich ja schon", sagte Carolin und wühlte im Rucksack nach den Windeln, Britney quängelte. "Ist ja gut, Möps'chen, gleich kriegst du eine frische." Da überholte sie ein Streifenwagen und blieb vor ihnen stehen. Zwei Polizisten stiegen aus. Ingrid sagte "Ich mach' das." Sie drehte die Scheibe herunter.

Der eine stellte sich vor, er wollte die Papiere sehen. "Meinen Führerschein?" "Ja, und Ihre Ausweise." "Carolin, kannst du mal meinen Ausweis da aus der Tasche holen." "Wo? Hier?" "In der Außentasche." "Und den von der jungen Dame auch", sagte der Polizist. "Was ist denn los?" "Nichts. Nur eine Routine Kontrolle." "Ich steh' im Halteverbot, ich weiß, es ist nur, weil die Kleine sich eingemacht hat und ..." "Geben Sie mir die Ausweise." "Ja, natürlich." "Hier ist meiner." "Hier sind sie." "Was machen Sie hier in Hamburg?" "Wir sind zu Besuch hier." "Wen besuchen Sie?" "Die Stadt." "Für wie lange?" "Zwei oder drei Tage." "Wo wohnen Sie?" Ingrid nannte das Hotel. Der Polizist beugte sich vor und schaute zu Carolin. "Ich bin schon fertig", sagte sie. Er zögerte einen Moment, dann gab er Ingrid die Ausweise zurück. "Fahren Sie weiter." "Ja, mach' ich", sagte sie und reichte Carolin die Ausweise. "Eine Frage noch: wir wollen zur S-Bahn Station Fegebrook, das ist doch gleich hier, oder?" "Da können Sie momentan nicht hin", sagte der Polizist. "Wieso nicht?" "Fahren Sie über die Holthausen Straße Richtung Gneisbüttel." "Aber wir wollen ..." "Tun Sie, was ich sage." "Jawohl."

Sie hielten bei der nächstbesten Gelegenheit. "Ich wusste, daß da was nicht stimmt", sagte Carolin. Sie rief Andy an, er freute sich, als hätte er sie aus einem brennenden Haus gerettet. "Was ist denn los?" "Da hat es eine Bomben Explosion gegeben", sagte er. "Wo denn?" "In dem gottverdammten Einkaufs Zentrum, ich bin da gar nicht bis hin gekommen, wo seid Ihr?" "In ... keine Ahnung." "Er soll zum Bahnhof fahren." "Fahr' zum Bahnhof, wir treffen uns dort." "Okay, ist alles in Ordnung?" "Ja." "Mein Gott, Caro, ich hab' mir solche Sorgen gemacht die ganze Zeit." "Fahr' zum Bahnhof. Und wehe, du beschimpfst mich." "Nein! Caro! Ich bin ..."

Ingrid fuhr zum Bahnhof, die Stimmung war irgendwie mies. Carolin schwieg, dann fragte sie auf einmal "Wieso haben Sie einen anderen Namen?" "Was?" "Auf Ihrem Ausweis steht 'n ganz anderer Name." Ingrid stockte. "Ja, das ist ... Ingrid Jasmund ist mein Künstlername, als Journalistin ist es oft besser, wenn man sich ..." "Wenn man sich als jemand anderes ausgibt?", sagte Carolin verständnislos, "Das war also besser, daß Sie mir Ihren richtigen Namen verschwiegen haben?" "Nicht doch, Carolin! Das war überhaupt nicht meine Absicht." "Haben Sie mich die ganze Zeit belogen und mir was vorgespielt?" "Rede nicht so! Ich muss fahren. Ich kann nicht fahren, wenn jemand so mit mir redet." "Ach ja! Ich bin also bloß *jemand*." "Nein!" "Jemand, der Ihnen vertraut hat!" "Meine Güte, Carolin, ich habe überhaupt nicht dran gedacht." "Ich wusste, daß da was nicht stimmt. Von Anfang an." "Carolin! Fang' jetzt nicht an zu heulen, das ertrag' ich nicht, du zwingst mich, einen Unfall zu bauen!"

Carolin flennte, Britney fing an zu quäken, Ingrid wäre um ein Haar auf jemanden aufgefahren. Sie parkten hinter dem Bahnhof. Carolin riss die Tür auf und rannte mit Britney davon, Ingrid rief "Warte!" Sie schaffte es sie einzuholen, sie hielt sie am Ärmel fest. "Lassen Sie mich los! Verdammt! Lassen Sie mich los! Ich will jetzt weg hier!" "Caro!", rief Andreas und kam ihr entgegen. Er nahm ihr Britney ab, sie hingte sich an ihn und heulte. "Jetzt ist alles wieder gut", sagte er, und Ingrid schämte sich so sehr, daß sie sich wendrehte.

Ingrid war ins Hotel gefahren. Sie hatte ein Bad genommen und sich auf's Bett gelegt. Sie überlegte, ob sie Carolin anrufen soll, es wäre ihr lieber gewesen, wenn Carolin sich meldet, aber nach dem Auftritt war das unwahrscheinlich, sie hatte sich nicht mal von Ingrid verabschiedet, wollte mit Andreas nur schnell fort. Es war übrigens nur eine Bomben Drohung gewesen; Ingrid konnte nicht begreifen, wie durch diesen bescheuerten Zwischenfall ihre Beziehung zu Carolin zerbrochen war.

Am Nachmittag klingelte das Handy, aber es war nicht Carolin. "Wer ist da?", fragte Ingrid, sie kannte die Männerstimme nicht und doch gab der Klang ihr sofort eine Ahnung. "Sind Sie die Journalistin?" "Wer ist da?" "Ich weiß, wo Massud ist." Sie überlegte. Hatte es noch einen Sinn, an Massud dranzu-

bleiben? Carolin war womöglich schon längst auf dem Weg nach Hause. Sie fragte "Sind Sie Thabit?" "Über was schreiben Sie?" "Hören Sie, wenn das ein schlechter Scherz sein soll, können Sie mich mal am Arsch lecken. Andernfalls sagen Sie mir, wer Sie sind." "Ich bin Thabit." "Können Sie es beweisen?" "Durch's Telefon?" "Ich habe Sie schon einmal gesehen." "Ja, auf dem Schiff." "Und dann nochmal." "In Catania, im Hafen." "Wo ist Massud?" "Er will nach London." "Warum hat er dieses Zeugnis bei sich?" Der andere schwieg, Ingrid sagte "Sind Sie in Hamburg? Können wir uns treffen?"

Eine Stunde später saßen sie in einem Café in der Nähe des Rathauses. Thabit hatte sich einen Schnurrbart wachsen lassen und längeres, leicht welliges Haar. Ingrid konnte zum ersten Mal in seine Augen schauen, seine Pupillen waren sehr dunkel und sein Blick konnte durchdringend sein, wenn er es darauf anlegte. Aber dann wieder, in anderen Momenten, bemerkte sie darin etwas sehr Sanftes, das wie von einem inneren Mitgefühl gespeist würde, etwas, das ihm von Natur eigen war und das offenbar ganz plötzlich durch bittere Erfahrung und schlimme Erlebnisse auf eine harte Probe gestellt wurde; es war wie der Blick eines barmherzigen Menschen auf ein verschrecktes und hilfloses Tier, das durch ein Unheil von seinen Verwandten, von seiner wachsamen Herde getrennt worden war, der Instinkt des beschützenden Mannes und auch die Entschlossenheit, die sie schon aus der Ferne registriert hatte.

Zuerst wusste Ingrid gar nicht, was sie sagen sollte, sie war nur damit beschäftigt, sein Gesicht und seinen Ausdruck, seine Gesten zu studieren und sich darüber klar zu werden, wie sie sich selbst ihm gegenüber verhalten sollte. Thabit stellte ihr einfache Fragen, er wollte etwas über sie erfahren, als hätte er einen ihrer Artikel gelesen, der ihn auf sie aufmerksam gemacht hatte. Auch schien es, daß er in dem Café nicht über gewisse Dinge sprechen wollte.

Ingrid war die Unterhaltung recht. Obwohl ihr dieser Mann bis vor einer Stunde noch wildfremd gewesen war, hatte sie das Gefühl, einem alten Bekannten, einem Freund gegenüberzusitzen, vielleicht ein Spielkamerad aus frühesten Tagen, und daß sich ihre Lebenswege auf schicksalhafte Weise getrennt hatten.

Er fragte sie, wo sie geboren sei und wo sie ihre Kindheit verbracht habe. Sie erzählte ihm, daß sie in Leipzig aufgewachsen ist und daß sie "in die politische Wende" hineingeboren wurde, durch deren Umstände es auch dazu kam, daß ihr "biologischer" Vater die Familie verlassen hatte und sie gar keine Erinnerung an ihn habe. Daß ihre Mutter sich aber "Gott sei Dank" rasch damit abgefunden und glücklicherweise bald einen neuen Mann kennengelernt hatte, der bis heute mit ihr zusammenlebt und der für sie selbst ihr richtiger Vater sei.

Nichtsdestoweniger habe sie ziemlich früh danach gestrebt, ihr Leben selbst zu bestimmen und schon mit sechzehn den ersten Versuch unternommen, aus dem Elternhaus zu "fliehen", ja, es sei schon so eine Art Flucht gewesen, "weil ... na, ich kann das schlecht beschreiben, meinen Eltern ging es nach der Wende richtig gut, sie hatten beide einen tollen Job und konnten sich etwas leisten. Aber ... sie hatten ... oder ich empfand das zumindest so ... sie hatten keine wirklichen Ideale mehr, außer all' den Sachen, die sie sich bald noch anschaffen würden, materielle Sachen, verstehst du. Das war mir einfach zu wenig, mir fehlte dabei ... die Bedeutung. Es war eigentlich alles so bedeutungslos geworden."

Ingrid winkte mit der Hand ab und nahm einen Schluck aus der Kaffeetasse. "Na, das klingt übertrieben. Wahrscheinlich wollte ich bloß was Eigenes erleben. Und außerdem ... was rede ich hier von Flucht und so ... im Vergleich zu dem, was du, was ihr durchmacht, ist das ja lächerlich." Thabit schaute sie freundlich an und sie merkte, wie sie rot im Gesicht wurde. Sie hätte ihn am liebsten gefragt, ob er eine Frau hat, damit das erstmal geklärt wäre. Aber sie kam sich ziemlich affig vor, weil sie einerseits bemüht war, den ganzen Ernst der Lage zu begreifen und andererseits durch Thabits Erscheinen in eine völlig neue emotionale Verfassung geraten war.

Sie sagte wie mit verstellter Stimme "Möchtest du darüber reden?" und sie hätte sich gleich darauf selber in den Hintern beißen können, es klang wie bei einer gottverdammten Psycho Tante, die einen traumatisierten Kriegsflüchtling betreut, sie hatte dieses Gesäusel schon immer gehasst. (Sie hatte mal einen Artikel über so eine "Beratung" geschrieben.) Sie sagte "Ich muss dir was gestehen, Thabit: du bringst mich völlig durcheinander." "Aber wieso

denn?", fragte er beinahe erschrocken. "Ich weiß nicht, ich bin überhaupt nicht darauf vorbereitet, ich rede irgendwelchen Stuss zusammen ..." "Stuss? Was ist das?" "Stuss? Das ist Blödsinn, leeres Gerede, ich glaube, das kommt aus dem Jiddischen ... oh Gott ... du bist Muslim, stimmt's?"

Thabit lachte, dann sagte er "Das war doch kein Stuss, was du erzählst hast, ich fand es sehr interessant, ich glaube, es ist sehr wichtig für dich." "Was? Daß ich meinen Eltern ihren kleinbürgerlichen Wohlstand zum Vorwurf mache?" "Ach was, du liebst deine Eltern, wie jedes Kind. Was du an ihnen nicht magst ist nur das, um das du sie noch liebenswerter machen willst." "Ja, vielleicht hast du recht." "Außerdem ist es meistens so, daß man selbst genauso wird wie sie." "Oh ja, das stimmt! Das befürchte ich auch", bestätigte sie lachend, fasste unwillkürlich Thabits Hand und sagte "Lass' uns ein Stück gehen, ich will alles über dich erfahren."

Spät am Abend saßen sie in einer Kneipe im Hafenviertel. Thabit sagte, er sei froh, Ingrid getroffen zu haben, und sie hatte keinen Grund daran zu zweifeln, daß es ehrlich gemeint war. "Aber jetzt muss ich mich verabschieden", sagte er und er klang fast ein bisschen erleichtert. Sie war drauf und dran, ihn zu fragen, ob er mit zu ihr ins Hotel will, sie hatte Angst um ihn, sie wollte nur, daß er in Sicherheit sei. Sie wusste, er würde ablehnen. Er hatte irgendwo ein Quartier, er sagte nicht genau wo, und für Ingrid hörte es sich wie ein Unterschlupf an, ein Versteck, das er niemandem verraten würde.

Aber wie es schien, hatte er mit dem islamistischen Untergrund nichts zu tun, er war kein Terrorist, jedenfalls nicht in ihren Augen. Allerdings hatte sie keineswegs alles über ihn erfahren können, mehrmals sagte er "Das erzähle ich dir später." "Wann?", wollte sie wissen. "Wenn ich das erledigt habe, weswegen ich hergekommen bin." "Was ist das?" "Du wirst nicht ernsthaft von mir erwarten, daß ich dir das jetzt sage. Es wäre viel zu gefährlich für dich, davon Kenntnis zu haben."

Ingrid ließ nicht locker. "Ihr habt Massud nur vorgeschickt, damit jemand auf ihn und sein Dokument aufmerksam wird." Thabit widersprach nicht und offenbar lag Ingrid auch richtig, wenn sie annahm, daß nicht nur er und Massud an der Sache beteiligt sind. "Wer ist das, den ihr damit ködern wollt?" "Leute,

die unserem Land großen Schaden zugefügt haben." "Damals? Zu DDR Zeiten?" "Nein. Oder ja, wahrscheinlich damals schon. Aber es waren nicht die, welche diese militärische Hilfe geleistet haben." "Aber sie wussten davon?" "Ja." "Ich verstehe: und die davon wussten, die wissen auch von anderen Dingen." "Ja. Dieses Dokument soll gewissen Leuten zeigen, daß wir hinter ihnen her sind."

"Wer ist wir?" "Wir, die wir unser Land lieben und die Muammar al Gaddafi eine Menge zu verdanken haben, viele, die ihm alles zu verdanken haben, was ihnen das Leben bedeutete." "Aber für viele Menschen, ich meine auch für viele Libyer, war Gaddafi ein Despot", wandte Ingrid ein. "Er hatte viele Feinde", entgegnete Thabit, "wie jeder große politische Führer. Keiner vor ihm hat mehr für unser Land und Volk getan als er." "Dann warst du ein Gegner der Revolution?" "Welche Revolution?", fragte Thabit fast mit sarkastischem Unterton, "Die Revolution, die unser Land ins Chaos gestürzt hat? Die unser Volk ins Elend gestürzt hat und Tausende zur Flucht zwingt? Die die Brüder gegeneinander aufhetzt und das Gemeinwesen ruiniert? Was verstehst du unter einer Revolution? Hast du in der Schule etwas darüber gelernt?"

Ingrid dachte an Professor Holbeck, der auch davon gesprochen hatte, was nach der Theorie von Marx und Lenin, die in Ostdeutschland als unerschütterliche Wahrheit galt, eine Revolution ausmacht. Aber diese Theorie war längst überholt, Marx und Lenin waren von ihren Denkmälern gestoßen worden, der eine war ein Jude mit messianischen Visionen, der andere ein Kommunist, der die Zarenfamilie kaltblütig ermorden ließ, keiner von denen, die so viele Jahre lang ihre Lehren brav wiedergekaut und nachgebetet hatten, verlor jetzt auch nur noch ein Wort darüber.

"Und die moderne Revolution", hatte der Professor gesagt, "wird via Facebook geführt", und Ingrid staunte, daß der alte Herr noch auf dem Laufendem war. "Die Leute denken, wenn sie sich über beliebige Entfernungen hinweg verständigen können, dann könnten sie auch die Verhältnisse nach ihrem Willen ändern. Aber das ist genauso ein Irrtum wie die proletarische Revolution. Die sozialen Netzwerke sind nur Instrumente des totalen Kapitalismus, damit werden die Massen überwacht und gesteuert und an der Nase herumgeführt, ohne daß sie es merken, und jeder möchte ein bisschen davon profitieren."

Thabit fragte "Hast du etwas über die Revolution in Libyen geschrieben?" "Nicht direkt. Ehrlich gesagt, fühlte ich mich nicht kompetent genug ... und ja ... ich habe auch nicht alles für bare Münze genommen, was unsere Medien darüber berichtet haben." "Inwiefern?" "Na ja, mittlerweile bin ich ein bisschen skeptisch geworden, wenn ich manche meiner Journalisten Kollegen höre, die notorisch von Menschenrechten und Demokratie reden. Ich glaube, in einigen Ländern oder Regionen der Welt und bei den Völkern dort ist die Demokratie als politisches System überhaupt nicht relevant. Ich meine, wenn wir von Demokratie sprechen, haben wir eine ganz eigene Geschichte im Hinterkopf, all' die historischen Ereignisse, die dazu geführt haben, daß wir heute in Europa und in Amerika so leben wie wir leben, das ist alles in unserem Unterbewusstsein drin und bestimmt unser Denken und Handeln als gesellschaftliche Individuen. Aber wir dürfen diese Auffassung nicht einfach auf Länder und Völker übertragen, die eine ganz andere Entwicklung durchgemacht haben, wir dürfen nicht alles nur durch unsere Brille sehen. Wir verfälschen dadurch die Sicht und was wir darüber schreiben, entspricht vielleicht den Tatsachen, aber es ist nicht die Wahrheit. Ich weiß, mit der Wahrheit ist es so ein Ding, sie ist oft schwer zu finden und manch' einer verwechselt das Wahre mit dem Glaubhaften, aber ... jetzt kannst du mich eine hoffnungslose Idealistin nennen ... ich finde, als Journalist darf man den Glauben an die Wahrheit niemals aufgeben."

Als Ingrid in ihrem Hotelzimmer auf dem Bett lag, konnte sie nicht einschlafen, die Begegnung mit Thabit hatte sie zu sehr aufgewühlt und immer wieder ging sie in Gedanken durch das Gespräch, das sie führten. Immerhin glaubte sie, daß vieles von dem, was sie äußerte, ihn beeindruckt hatte, und darüber freute sie sich. Auch wenn er seinerseits nicht alles von sich preisgab, schien es ihr doch, daß er Vertrauen zu ihr gewonnen hatte und wirklich nur die Vorsicht ihn davon abhielt, ihr seine Pläne zu offenbaren.

Was sie über den Glauben an die Wahrheit gesagt hatte, war ihr noch niemals zuvor so ausdrücklich über die Lippen gekommen, nicht einmal in ihren endlosen Diskussionen mit Larry Kostik. Larry war zwar ein Verfechter der Wahrheit, aber er war auch ein Zyniker und sein Spruch lautete: Die Wahrheit schadet nur dem, der sie ausspricht. Er hatte ein paar erfolgreiche Kampag-

nen gegen korrupte Politiker geführt und einige von ihnen zu Fall gebracht. Aber er war der Ansicht, daß die Wahrheit etwas ist, das immer schwieriger zu fassen ist, je tiefer man in eine Sache eindringt. Man stößt dabei auf immer mehr Einzelheiten, die man alle irgendwann nicht mehr einordnen kann und die Maßstäbe der Moral, mit denen man eine Handlung beurteilen will, werden selber fragwürdig.

Als sie zu Thabit darüber sprach, zitierte er einen Spruch aus dem Koran: "Die Mehrzahl der Menschen folgt nur einer Meinung, aber die Meinung nützt nichts gegenüber der Wahrheit." "Das steht im Koran?", fragte sie erstaunt und musste zugeben, daß sie ihren Lebtage noch nicht darin gelesen hat. "Und du schreibst über die Politik in diesen Ländern?", hatte Thabit gesagt, nicht vorwurfsvoll, eher wie zur Vergewisserung, eine leichte Ironie schwang dennoch mit. "Aber ich habe das *Grüne Buch* gelesen", sagte sie. (Das war auch auf einen Hinweis von Professor Holbeck geschehen.) "Tatsächlich?", sagte Thabit anerkennend, und sie unterhielten sich eine Weile darüber.

Zwischendurch hatte sie immer wieder (mehr oder weniger unauffällig) versucht, etwas über sein geheimes Vorhaben herauszukriegen, aber er hatte immer schnell davon abgelenkt, sollte es doch so gefährlich sein? Wenn ja, sollte sie nicht versuchen, ihn davon abzubringen? Vom ersten Augenblick an hatte sie eine Sympathie für ihn verspürt, eine Sympathie, die über eine bloße (durchaus verständliche) Attraktivität hinausging. Ja es war überhaupt etwas anderes als das Gefühl, sich zu ihm hingezogen zu fühlen. Es war eher eine bange Sorge um ihn, die aus etwas erwuchs, das sie sich kaum erklären konnte. Am leichtesten noch aus der Tatsache, daß sie Thabit nun schon eine ganze Weile auf den Fersen war und das nicht umsonst sein sollte.

"Dann willst du also etwas zurückholen, das euch weggenommen wurde?" Er schüttelte den Kopf. "Das ist unmöglich, unser Staat ist untergegangen. Es gibt keine Regierung und keine öffentliche Ordnung. Ein paar militante Banditen versuchen die Macht an sich zu reißen, die Bürger haben nichts mehr zu hoffen, das Leben in den Städten ist unerträglich geworden. Aber das Hauptproblem ist, daß unsere Wirtschaft und unsere Reichtümer in die Hände ausländischer Wölfe zu fallen drohen, die schon immer versucht haben, Muammar al Gaddafi zu stürzen." "Das heißt, du glaubst, Gaddafi wäre von Leuten aus

dem Ausland getötet worden? Etwa von einem Geheimdienst?"

"Hast du die Bilder von seinem Tod gesehen?" Ingrid sagte "Ja. Ich habe im Internet recherchiert, ich habe einen Kollegen, der auch an Material herankommt, das normalerweise nicht öffentlich ist." "Ach ja?", meinte Thabit, "Dann hat du auch gesehen, wie es abgelaufen ist?" "Es gab ein Gefecht, es muss ein ziemliches Chaos geherrscht haben, man konnte nicht sehen, wer ihn erschossen hat." Thabit schwieg einen Moment, dann sagte er "Ich kenne ein Video, auf dem man sieht ...", seine Stimme würde brüchig, "... auf dem man seine Mörder erkennen kann. Es hat jemand gemacht, um den Beweis zu liefern, daß Gaddafi tot ist. Aber derjenige war so dumm, die anderen mitzufilmen. Oder er hat es absichtlich getan", fügte er hinzu.

Ingrid fasste seine Hand. "Und jetzt willst du sie finden." Er nickte. "Du hast den Auftrag, sie zu töten und Gaddafis Tod zu rächen?" Er schwieg. Sie fragte "Warum ausgerechnet du?" "Das ist eine lange Geschichte." "Du willst sie mir nicht erzählen?" "Doch. Aber nicht jetzt." "Dann sag' mir wenigstens noch eins: was haben diese Leute mit Massuds Zeugnis zu tun?" Thabit sagte "Damals gab es Beziehungen zwischen Libyen und der DDR auf wirtschaftlichem und auf militärischem Gebiet. Es gab aber auch eine Menge andere Leute, die sich dafür interessierten, es war oft schwer, ihre wahre Rolle zu erkennen."

"Du sprichst davon, als hättest du's selbst erlebt, das war doch vor deiner Zeit." "Meine Familie war davon betroffen." "Das heißt, der Tod Gaddafis geht dich persönlich an?" "Ja. Meine Eltern waren ... wie soll ich sagen ... nicht direkt im politischen Dienst, aber sie hatten ein gutes Verhältnis zu Gaddafi und mehr noch zu einigen seiner engsten Mitarbeiter."

Er machte eine Pause, dann fuhr er fort "Es gab immer schon Kräfte in unserem Land, die Gaddafi stürzen wollten. Die gefährlichsten Feinde sitzen oft in den eigenen Reihen, das sind die Verräter, die schlimmsten unter den falschen Freunden. Heute wissen wir, daß in Gaddafis unmittelbarer Umgebung sich eine Gruppe zusammenfand, die seine Ermordung lange plante. Die Gruppe bestand aus Libyern, sie verstanden sich als Nationalisten, aber sie haben sich von ausländischen Geheimdiensten finanzieren lassen." "Was für Geheimdienste?", wollte Ingrid wissen, und Thabit erwiderte "Glaub' mir, von denen

hast du noch niemals etwas gehört."

"Und diese Leute wussten von der Ausbildung der libyschen Soldaten in der DDR?" "Ja. Es gab damals ein paar Vorfälle, und jetzt ist klar, daß die Hochverräter, also zumindest die Drahtzieher von Gaddafis Ermordung, damals schon aktiv waren, natürlich nicht offen. Sie waren noch nicht stark genug, aber sie haben unermüdlich auf ihr schändliches Ziel hingearbeitet und sie haben sich dabei mit jedem eingelassen, der ihnen von Nutzen sein konnte." "Jetzt verstehe ich: dieses Dokument soll ein Zeichen für sie sein, daß sie erkannt worden sind." "So ist es."

"Um Himmels Willen, Thabit, glaubst du, daß du eine Chance hast gegen diese Leute? Was willst du allein gegen sie ausrichten? Weißt du, was sie dir antun, wenn sie dich erwischen!" "Ich weiß es, ich habe es mitansehen müssen." "Bist du denn wirklich allein hier?" Thabit zog die Augenbrauen zusammen, das hatte sich womöglich nach einer Fangfrage angehört. Ingrid hatte es selber gemerkt, sie wollte etwas hinzufügen, doch Thabit sagte "Ich habe einen Namen, er gehört zu einer Person. Ich will diesen einen Mann finden und ihn erledigen." "Und du weißt, wo er ist?" "Noch nicht genau. Aber ich bin ihm auf der Spur."

Sie sagte "Thabit! Kann ich dir behilflich sein?" "Jetzt nicht, vielleicht später. Aber ich habe eine Bitte ..." Sie sagte "Ich weiß: ich soll niemandem ein Sterbenswörtchen darüber verraten." "Ja", sagte er und schaute sie lange an, "vielleicht war es ein Fehler, dir das alles zu erzählen. Aber ich konnte nicht anders. Ich hatte niemals mit dir gerechnet, wie sollte ich auch? Und doch fällt es mir schwer zu glauben, unsere Begegnung wäre ein purer Zufall." Ingrid sagte mit der größten Aufrichtigkeit "Ich schwöre dir bei meinem und deinem Gott: mir geht es ganz genauso."

Aber jetzt im Hotelzimmer wusste Ingrid nicht, was sie tun sollte. Einfach still dasitzen und schweigen und mitansehen, was Thabit macht (und dabei nicht einmal genau zu wissen, was er gerade macht) - das fiel ihr unendlich schwer. Sie war nahe daran, die Geschichte wenigstens aufzuschreiben. (Sie hatte auch früher schon Sachen aufgeschrieben, die eigentlich "geheim" waren, sehr persönliche Sachen oder Informationen, die anderen Leuten hätten schaden

können, wenn sie in falsche Hände gekommen wären. Man konnte sich ja unmöglich alles im Detail merken. Sie hatte diese Dateien auf ihrem Rechner unauffällig in irgendwelche harmlose Ordner gesteckt, wo sie ein Fremder nur nach mühevoller Suche oder zufällig gefunden hätte. Sie war auch schlau genug, diese Dateien niemals in die Reichweite einer Internet Verbindung zu bringen; auch Larry hatte sie eindringlich davor gewarnt, in dieser Beziehung traute er niemandem.)

Es kribbelte ihr regelrecht in den Fingern, ihr Notebook einzuschalten und alles - natürlich ohne Namen, Zeit und Ort - zu notieren, denn wer weiß, was noch geschehen werde. Schließlich gab es für einen Journalisten nichts Schlimmeres als eine vage Erinnerung, die nicht jederzeit verifiziert werden kann. Sie stand vom Bett auf (sie war sowieso noch putzmunter). Da klingelte ihr Handy. Für einen Moment dachte sie, daß es Carolin wäre, die sie mitten in der Nacht anruft. Ingrid hoffte es, sie wollte dieses blöde Missverständnis unbedingt aus der Welt schaffen. Aber es war eine unbekannte Nummer.

"Ingrid?" "Thabit! Was ist los?" "Wo bist du?" "Im Hotel. Was ist los?" "Kannst du mir dein Auto geben?" "Ja. Wo bist du?" "Ich bin gleich bei dir." Unwillkürlich ging sie zum Fenster und zog den Vorhang ein Stück beiseite, natürlich konnte sie im fahlen Schein der Straßenlaternen nichts erkennen. "Hast du gehört?" "Ja. Ich komme herunter, ich warte bei meinem Wagen. Ist alles in Ordnung? Bist du okay?" "Ja."

Sie ging nach unten, an der Rezeption saß ein junger Bursche, der in einem Buch las. Er schaute kurz auf, und als sie an ihm vorbei lief, fragte er "Kann ich Ihnen behilflich sein?" "Nein, danke, ich muss nur schnell mal an meinen Wagen." "Sagen Sie, wenn Sie mich brauchen." Draußen ging der Bewegungsmelder an, aber ihr Renault stand im Schatten. Sie blieb an der Hauswand im Dunkeln stehen, sie wartete eine Weile. Dann hörte sie einen leisen Pfiff, sie machte ein paar Schritte nach vorn, und da tauchte Thabit auf, sie sah, daß er sich nur mit Mühe zur Ruhe zwang.

"Was ist los? Sag' es mir!" "Ich muss schnell weg." "Bist du ...", fragte sie, aber da näherte sich von der Straße plötzlich ein dunkler Van, er bog auf den Parkplatz ein, seine Scheinwerfer strichen grell über die beiden hinweg. Thabit

zog Ingrid schnell zur Seite. "Gib' mir die Schlüssel!", sagte er. "Der rote Renault dort! Hier sind die Papiere. Wohin fährst du?" Der Van hatte scharf gebremst und angehalten, aber offenbar waren sie nicht entdeckt worden. "Wohin fährst du?" "Ich melde mich", sagte Thabit, und im nächsten Moment saß er im Wagen, startete und gab Gas.

Die Türen des Vans wurden aufgerissen und es stürzten drei Männer heraus, dunkle Gestalten mit Sturmhauben über dem Kopf. Ingrid rief "Was wollen Sie?", und trat ihnen entgegen. Es gelang ihr, sie für einen Augenblick abzulenken, sie hatten den Motor nicht abgestellt und deshalb hörten sie den Renault zu spät, Thabit fuhr an ihnen vorbei. Einer packte sie unsanft am Arm. "Wer war das?" "Was fällt Ihnen ein! Sie tun mir weh!" Da erschien am Eingang der Bursche von der Rezeption, er rief "Ist alles in Ordnung?" Ingrid antwortete "Mein Auto ist gerade gestohlen worden, können Sie bitte die Polizei rufen!"

Er zögerte. "Wer sind diese Leute?" "Rufen Sie bitte die Polizei, schnell!" "Ähm ... ja gut." Der Mann rüttelte an ihrem Arm. "Was soll das! Sie bringen sich in große Schwierigkeiten!" Sie trat ihn mit voller Wucht gegen das Schienbein, daß er sie loslassen musste, der Bursche am Eingang fingerte auf seinem Handy herum. Der Mann schlug sie ins Gesicht, daß sie taumelte. "Hallo! Ja, ich brauche eine Polizeistreife, Hotel Swetlana, Wandsbecker Allee hundertvierzehn, eine Frau wurde überfallen." Der Mann packte Ingrid am Hals und schnürte ihr die Luft ab, er fauchte "Wenn du dich da nicht raushälst, wird das böse für dich enden, hast du verstanden!" "Lassen Sie sofort die Frau los!", rief der Bursche mit zittriger Stimme. Der Mann stieß sie von sich weg, sie rang nach Luft. "Fick' dich!", rief er dem Burschen zu. Die Männer stiegen in den Van und fuhren in dieselbe Richtung wie Thabit davon.

Im Hotel waren ein paar Lichter angegangen, zwei drei Gäste lugten hinter den Gardinen hervor. "Geht's Ihnen gut?", fragte der Bursche sie. "Ja, es geht. Danke für Ihre Hilfe." Er sagte "Ähm ... soll ich jetzt wirklich die Polizei rufen?" "Wie bitte?" "Es ist nur so ... ich kann grad' keine Bullen gebrauchen ... ich meine, ich hab' da noch ... ist Ihr Wagen wirklich gestohlen worden? Dann ruf' ich selbstverständlich die Polizei." "Haben Sie was zu trinken?" "Natürlich! Kommen Sie, ich hab' mir grad' einen Kaffee gemacht." Er gab ihr einen Be-

cher, ihre Hände zitterten. Er schenkte ein und deutete auf die Schwellung an ihrer Wange. "Wollen Sie da einen Eisbeutel drauflegen?" "Es geht schon." "Was waren das denn für Typen, die sahen ja fürchterlich aus." "Ich weiß nicht, wer das war." "Hm. Sicher keine Freunde von Ihnen." "Ich nehm' den Kaffee mit hoch." "Natürlich. Wenn ich sonst noch was für Sie tun kann, rufen Sie mich." "In Ordnung."

Sie schaute sich im Spiegel an, der Mann hatte hart zugeschlagen, aber es war nichts gebrochen, es hatte eine Beule gegeben. Ihre Hände zitterten immer noch. Sie ging nochmal alles durch, vor allem, was sie für Thabit getan hatte, sie fand, daß sie gut und richtig gehandelt hatte, sie war heilfroh, daß sie ihm helfen konnte. Er vertraute ihr. Aber was war passiert, daß er so schnell abhauen musste? Und wer waren diese Männer? Hoffentlich hatte sie Thabit einen Vorsprung verschafft. Sie machte ein Handtuch mit kaltem Wasser nass und drückte es vorsichtig es auf ihre Wange. Sie legte sich aufs Bett. Nach einer Weile fiel sie in Halbschlaf, wirres Zeug ging in ihrem Kopf herum. Als sie aufwachte, war es neun Uhr vormittags.

Sie nahm das Handy und wählte Carolins Nummer. "Ja, was ist?" "Ich bin's, Ingrid." "Ich weiß." Sie schwieg, Ingrid konnte ihren Atem hören, und auch wenn dies absolut nicht der richtige Zeitpunkt war, erregte es sie irgendwie. "Ich wollte mich bei dir entschuldigen." "Ist schon gut. Ich hab' überreagiert. Es geht mich nichts an." "Dann sind wir wieder gut miteinander." "Von mir aus." "Bist du ... seid ihr noch hier in Hamburg?" "Ja, ich musste noch was von meinen Sachen suchen." "Haben Sie dir was geklaut?" "Keine Ahnung. Hab's wieder." "Geht es Britney gut?" "Ja, sie freut sich total, daß Andy wieder da ist. Ich weiß nicht, ich glaub', ich hab' ihr da was angetan." "Was meinst du?" "Na, daß ich sie von Andy fortgenommen habe." "Das wird wieder. Du hast nichts falsch gemacht." "Na, wenn's so wäre." "Ganz bestimmt." Carolin sagte "Ich hab' übrigens Thabit Ihre Nummer gegeben, er war gestern noch hier, mit Massud zusammen." "Ist Massud noch da?" "Nee, er hat sich verabschiedet." "War's schwer?" "Nee. Unsre Wege trennen sich hier." Ingrid merkte, daß sie nicht weiter darüber sprechen konnte. "Ich habe Thabit gestern getroffen." "Echt? Und? Wird was draus?" "Es ist ganz anders, Carolin." "Was?" Ingrid fragte "Sag' mal, könnt ihr mir einen großen Gefallen tun und mich mitnehmen?" "Nach Hause?" Und wie Carolin das sagte, kamen Ingrid

die Tränen. "Was ist denn los?" "Nichts. Ich ... ich hab' Thabit mein Auto gegeben." "Das ist doch kein Grund zu heulen." "Nein, das war jetzt nur, weil du das gesagt hast, ich meine: *nach Hause*, das klang jetzt so komisch ... ist vorbei." "Sollen wir Sie am Hotel abholen?" "Das wäre toll. Aber nur, wenn's euch keine Umstände macht." "Nee, macht's nicht. Aber Sie müssen mir alles erzählen." "Mach' ich. Danke!"

Das Auto, das Andreas gekauft hatte, war ein dunkelblauer Seat Marbella. "Ich wusste gar nicht, daß es die noch gibt", sagte Ingrid. Carolin meinte "Ja, das ist der letzte, Andy hat ihn aus der Schrottpresse 'rausgezogen." "Jetzt fang' nicht wieder an, Caro", verteidigte er sich, "es ist nur für'n Übergang, bis wir uns was Größeres holen." Britney war quietschvergnügt, die beiden setzten sich nach hinten. Carolin war erschrocken gewesen, als sie Ingrids Wange sah. (Das Mädchen an der Rezeption hatte sich vergewissert, daß ihr das nicht im Hotel passiert ist, um etwaige nachträgliche Schadenersatzforderungen auszuschließen.)

Auf der Fahrt erzählte Ingrid alles, Carolin fand es wie einen richtigen Krimi, sie bedauerte, daß sie nicht dabei war. "Na bloß gut! Sonst hättest du womöglich auch noch was abgekriegt." Andy fragte "Mit wem habt ihr euch da eigentlich angelegt?" "Tja, wenn wir das wüssten." "Bestimmt Albaner Mafia. Ich hab' dir gleich gesagt, Caro, leg' dich nicht mit denen an, die versuchen bloß, hier reinzukommen, um ihre Geschäfte aufzuziehen." "Mensch, keiner von denen war'n Albaner." "Ach so? Aber sonst wisst ihr nichts weiter." "Halt' dich mal 'raus und lass' Ingrid weitererzählen."

Sie erzählte von dem langen Gespräch mit Thabit, und Carolin fragte, warum er nicht mit ins Hotel gegangen wäre. Ingrid sagte, sie hätte dran gedacht, aber nicht gewusst, wie er es aufnehmen würde, wenn sie ihn gefragt hätte. "Wollten Sie's denn", fragte Andreas beinahe verständnisvoll, aber Carolin sagte "Das ist ganz anders als du denkst."

Ingrid sagte "Na ja, wer in seiner Gegenwart nicht daran denkt, mit ihm zu flirten, der muss schon ganz schön ... ich meine, wenn man sich mit so einem Mann unterhält, merkt man doch ziemlich schnell, worauf es hinausläuft." "Ja, und ob sich's überhaupt lohnt, noch weiter zu quatschen", sagte Andreas.

"Ach ja? Du scheinst ja Erfahrung drin zu haben." "Ein wenig schon. Ich hab' meine Unschuld nicht an dich verloren." Carolin musste grinsen. "Und ich nich' an dich." "Ich weiß." Ingrid sagte "Aber hier war es eben so, daß ich eigentlich Angst davor hatte, einer von uns würde davon anfangen."

Sie schwiegen, dann meinte Andreas "Wenn's jetzt immer noch 'n Krimi ist, dann wär's 'n schwieriger Fall", und Carolin fragte "Und was wollen Sie jetzt tun?" Ingrid zuckte mit den Schultern. "Ich weiß es ehrlich nicht." "Sollen wir Sie eigentlich in Berlin absetzen?", fragte Andreas dann. "Ja. An der erstbesten S-Bahn Station, ihr müsst nicht 'reinfahren." Carolin fragte "Wartet jemand auf Sie?" "Was meinst du?" "Na, was mein' ich." "Bei mir zu Hause? Nein. Aber das ist okay."

"Meine Güte, Ingrid! Manchmal denk' ich, Sie wär'n aus'n Kloster ausgebrochen." "Wieso denn?" "Sie sind immer so ... so *korrekt*. Und mit 'ner Beule im Gesicht wirken Sie extra komisch." "Caro! Sei nicht ungerecht." "Ich bin nicht ungerecht. Ich sag' nur, wie's auf mich wirkt. Sie sind sicher 'n lieber Mensch, Ingrid, aber Sie müssen sich irgendwie ... Sie müssen sich mehr durchsetzen." "Hätte sie den Männern das Gesicht zerkratzen sollen?"

"Das mein' ich gar nicht. Es ist doch so", sagte Carolin zu Andreas gewandt, "sie ist die ganze Zeit hinter Thabit her, und jetzt, wo sie ihn getroffen hat und sich mit ihm unterhalten hat wie mit sonst niemand, und jetzt, wo er fliehen musste und sich in Sicherheit bringen, da sagt sie auf einmal 'ach ich weiß nicht, was ich tun soll', wie die arme Prinzessin im Turm." "Eben war's noch 'ne Nonne." "Ach hör' doch auf! Was weißt du denn schon, was wir Frauen manchmal durchmachen, wenn's um 'nen Mann geht." Andreas sagte mit fester Stimme "Oh, meine liebe Caro, das weiß ich gut, und deshalb hab' ich mich auch aufgemacht, um euch zurückzuholen." Carolin erwiderte nichts. Andreas sagte zu Ingrid "Das ging jetzt nicht nur um Sie." Ingrid nickte. "Ihr habt ja beide recht." "Tut mir echt leid", sagte Carolin leise.

Sie machten Halt an einer Raststätte, es gab einen Raum für Mütter mit kleinen Kindern, Carolin verschwand für eine Weile drin. Andreas nutzte die Zeit, um eine Zigarette zu rauchen, Ingrid sagte "War mir gar nicht aufgefallen, daß du rauchst." "Nur heimlich. Wenn Caro das mitkriegt, wird sie richtig sau-

er." Sie tranken einen Kaffee, Britney bekam einen Fruchtjoghurt mit lustigen Bildchen auf dem Becher. Carolin sagte, das wär' alles ganz schön teuer, aber Ingrid bestand darauf, sie einzuladen. "Ich kann mich auch am Sprit beteiligen", sagte sie und fand ihr Angebot gleich ein bisschen armselig. "Kommt nicht in Frage", entgegnete Andreas, "ich hab' euch alle aus den Fängen der Albaner Mafia befreit, ich verlange dafür keine Belohnung." Carolin musste lachen. "Tja, mit uns kann man was erleben!"

Als sie sich dem Abzweig nach Berlin näherten, sagte Carolin, als hätte es ihr die ganze Zeit auf der Zunge gelegen "Und wenn Sie für'n paar Tage mit zu uns kommen? Ich meine, mit so'ner Beule können Sie doch nich' unter Leute gehn." "Aber ..." "Andy, was meinst du, kann Ingrid 'n paar Tage bei uns wohnen?" "Na, ich hab' nichts dagegen, wenn Sie wollen, ich kann solange bei Caro's Eltern schlafen." "Und?" Ingrid sagte "Eigentlich ... wär' mir das ganz recht ... ich würde mich sogar freuen. Aber nur für zwei Tage." "Caro's Vater hat übrigens auch nach Ihnen gefragt." "Edgar hat nach ihr gefragt?" "Ja. Weil Sie seinen Kaffee so gelobt haben." Ingrid lachte. "Ja, der war gut." "Ja, der ist gut", murmelte Carolin, "die kaufen ja auch immer den teuren." "Sei doch froh." "Bin ich auch."

"Außerdem hat er gesagt, ihm wäre noch was eingefallen wegen der Fliegerschule." "Ach ja?" "Er wollte aber nur selbst mit Ihnen darüber sprechen." "Oh, was ganz Geheimes. Ingrid, passen Sie bloß auf, mein Vater hat da so seine Tricks." "Caro!" "Ich werd's wohl wissen, ich kenn' ihn am besten." "Ich werde mich vorsehen." "Außerdem, vielleicht gefällt ihr Edgar ja." "Willst du sie jetzt verkuppeln? Das werd' ich Sabine sagen." "Wer ist Sabine?" "Na, meine Mutter." "Ich hab' nicht die Absicht, irgendwen in Schwierigkeiten zu bringen, am wenigsten mich selbst." Andreas lachte. "Gegen Caro's Mutter haben Sie sowieso keine Chance." "Na dann."

Mit Entsetzen hatte Ingrid bemerkt, daß sie sich nicht an ihr Versprechen gegenüber Thabit gehalten hatte, mit niemandem über den Grund seines Hierseins zu reden. Aber Carolin hatte sie wie selbstverständlich davon ausgenommen, und Andreas gehörte zu ihr wie ein Bruder, vor dem man keine Geheimnisse hatte. In Wahrheit war sie sogar froh, sich jemandem mitteilen zu können, und mit den beiden darüber zu reden, war im Grunde besser als sich No-

tizen zu machen, niemand anderer konnte davon erfahren. Außerdem hatte sie von einer "Familienangelegenheit" gesprochen, die Thabit nach Deutschland getrieben hatte, über die er ihr angeblich nichts Genaues gesagt habe. Und was die Männer betraf, die ihn verfolgten, so war Ingrid genauso im Unklaren wie die beiden, und darüber zu spekulieren, konnte Thabit nicht schaden, sondern ihm nur helfen, denn sie standen ja auf seiner Seite.

In Rautenberg angekommen, ging Carolin zuerst in das Zimmer, wo ihre Avocado stand, um zu sehen, ob sich Andreas darum gekümmert hat, wie er gesagt hatte. Tatsächlich hatte sie drei neue, fette, grüne Blätter. "Hast du gut gemacht", sagte sie und gab ihm einen Kuss. Ingrid war auf einmal hundemüde, die Augen fielen ihr im Stehen zu. Carolin war genauso müde, und Britney rührte sich auch nicht mehr. Carolin sagte "Sie können sich hinten in unser Bett legen." "Was ist mit der Couch? Ich kann mich doch da hinlegen." "Das geht auch." Andreas sagte "Ich verdrück' mich sowieso, ich muss noch was erledigen." Carolin sagte "Bringst du was mit, ich schreib's dir auf." "Ja, mach' ich." Als sie den Zettel fertig hatte, sah sie, daß Ingrid auf der Couch eingeschlafen war, sie legte ihr eine Decke über.

Tags darauf gingen die drei "Frauen" zu Edgar in den Garten, unterwegs nahmen sie beim Bäcker frische Brötchen mit. "Mein Vater hat immer was im Kühlschrank, und wenn's nur Butter ist." "Er hat sich's in seiner Laube gemütlich gemacht." "Ja, das hat er." "Ist deine Mutter auch oft im Garten." "Nee, die macht was anderes. Sie findet's auch gar nicht so toll, daß er sich da so eingerichtet hat. Was ich gestern gesagt hab', war kein Quatsch, ich weiß, daß er manchmal da nich' allein war." "Aber du hast es deiner Mutter nicht gesagt." Carolin schüttelte den Kopf, und Ingrid fragte sich abermals, ob sie mit Massud etwas hatte. Aber vielleicht wär da etwas zwischen sie beide gekommen, wenn sie es angesprochen hätte.

"Und Thabit hat gesagt, daß er sich meldet?" "Ja. Und ich kann's kaum erwarten." "Glaub' ich, ginge mir genauso. Er ist 'n ganz anderer Typ als Massud, haben Sie das gemerkt?" "Über Massud weiß ich nicht viel." "Ich hab' 'ne ganze Menge über ihn erfahren. Und ich bereu's nicht, was passiert ist." "Das ist schön." "Wie, das ist schön?" "Ich meine ... es war doch irgendwie eine gute Sache. Du hast ihm geholfen ... auch als Mensch." Carolin sagte nichts.

"Es ist doch verrückt: da taucht plötzlich in deinem Leben ein wildfremder Mann auf und du hast das Gefühl, daß er dir nicht gleichgültig sein kann." "Massud war mir nicht gleichgültig!" "Das meine ich ja! Wenn man sich's genau überlegt: wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, daß so etwas passiert? Daß so was komplett Anderes, Fremdartiges in das eigene Leben fällt? Und dann spürt man auf einmal, daß es gar kein Zufall war, es war nur genau der Zeitpunkt, wo es passieren musste."

Carolin sagte nichts, dann meinte sie "Wenn Sie da Ihre ... also wenn Sie da was in der Zeitung schreiben, reden Sie da auch so?" "Als Journalistin?" "Ja. Ich muss ehrlich sagen ... das hab' ich jetzt nicht richtig verstanden. Geht das nur mir so?" "Aber Carolin! Auch wenn du noch nichts von mir gelesen hast, bist du doch meine beste Leserin." "Wieso?" "Du verstehst das, glaub' mir. Tief in deinem Innern weißt du, was ich sagen will." "Na, wenn's so ist."

"Sag' mal, wann duzt du mich endlich?" "Sie haben mir's nie angeboten." "Du grüne neune! Wenn du darauf gewartet hast, dann biet' ich dir's jetzt an." "Okay." Sie lächelte Ingrid zu, die lächelte zurück und sagte "Immerhin haben wir schon miteinander geschlafen." "Na ja, so würde ich's nicht nennen." "Was???" "Das war doch mehr 'n Zeitvertreib." "Oh." "Was nich' heißen soll, daß es mir nich' gefallen hat", fügte Carolin schnell hinzu, als sie sah, daß Ingrid fast eine enttäuschte Miene machte.

Sie gingen auf dem Damm entlang, der rechtsseitig der Womme aufgeschüttet und oben mit einem ebenen Asphaltweg versehen war. Sie trugen abwechselnd Britney in dem Tragekorb, und als an dem Hang eine Schar Enten auftauchte, streckte Britney die Händchen danach aus und brabbelte und quietschte, und sie näherten sich vorsichtig und machten mit ihnen Bekanntschaft. "Schade, daß wir kein Brot zum Füttern dabei haben", sagte Ingrid, aber Carolin entgegnete "Das ist um die Jahreszeit gar nicht nötig", und Ingrid staunte ein bisschen über ihren Sachverstand.

"Hast du eigentlich irgendwas gelernt? Ich meine, hast du eine Berufsausbildung?" "Ich hab' mal was mit Floristik angefangen, das war eigentlich nicht schlecht, aber vielleicht hätte ich gleich was mit Gärtnerei machen sollen."

"Ach daher die Sache mit deiner Avocado." Carolin lachte. "Ja, wahrscheinlich. Ich finde Pflanzen irgendwie ... also ich kann sie gut leiden, sie sind manchmal bessere Freunde als Menschen." "Aber du hast die Ausbildung nicht abgeschlossen." "Nein, ich hab' Andy kennengelernt und dann ist Britney gekommen." "Verstehe." "Aber das war in Ordnung so! Keine verdammte Ausbildung wäre mehr wert als Britney", fügte Carolin hinzu, und Ingrid sagte "Nein. Soviel steht fest. Außerdem bist du jung genug, um nochmal anzufangen." "Das stimmt. Obwohl ich mir schon vorgestellt habe, daß wir noch so ... na ja ... drei bis vier Kinder kriegen und dann könnte ich ja zum Beispiel als Tagesmutter arbeiten." "Für eure eigenen Kinder." "Ja. Und für andere noch dazu, das ist dann ein Aufwasch. Das geht natürlich nich' bei uns in der Wohnung. Aber es gibt in Rautenberg jede Menge leere Räumlichkeiten, und obwohl hier ziemlich tote Hose ist, gibt es jede Menge kleine Kinder, die Leute haben wahrscheinlich nichts anderes zu tun neben der Arbeit, als Kinder zu machen."

Ingrid sagte "Ich glaube, das würde zu dir passen." "Ja, aber manchmal denk' ich, ob ich wirklich 'n gutes Vorbild wäre für die Zwerge." "Wieso?" Sie wiegte unsicher den Kopf. "Na ja, ich bin manchmal so ... labil." "Labil?" "Das hat die Schulpsychologin mal zu mir gesagt. Das war 'ne Zeit, da wusst' ich nich' ein noch aus, da bin ich zu der hingegangen und hab' gefragt, was mit mir los wäre." "Und da hat sie gesagt, du wärst labil." "Ja. Und das stimmte vielleicht sogar." "Das war aber nicht besonders feinfühlig, oder?" "Nein. Das ist bei mir hängengeblieben." "Und hilfreich war's doch auch nicht, oder?" "Na ja, ich wusste wenigstens in den Moment, woran's liegt." Ingrid sagte "Ich finde jedenfalls nicht, daß du labil bist." "Ja, danke. Vielleicht ist es ja längst vorbei."

"Hast du nicht mal gesagt, du würdest auch so was in journalistischer Richtung machen wollen?" "Ja? Hab' ich? Ach, das ist bloß ... früher hab' ich mal 'n Tagebuch gehabt, da hab' ich alles mögliche Zeug 'reingeschrieben, was mir so durch'n Kopf ging und was mit mein' Freunden zu tun hatte, na ja, da hab' ich nich' alles aufgeschrieben, hätte ja auch sein können, meine Mutter findet es und liest es, ich glaub' die wär' ausgeflippt. Aber manches ... zum Beispiel hab' ich mir ziemlich früh schon Gedanken über den Müll gemacht." "Über was?" "Über den Müll. Was wir alles so andauernd wegschmeißen und wo das hinkommt und daß es immer mehr wird, wenn das so weitergeht und wir

irgendwann nicht mehr wissen, wo wir's hintun sollen. Das ist'n echtes Problem. Ich hab' auch mal mit mein' Vater drüber geredet, da hat er gesagt, es wär' 'n richtiges Menschheitsproblem, und da hab' ich 'n bisschen Schiss gekriegt, ob ich da mit mein' Geschreibsel überhaupt was ausrichten kann." Ingrid sagte "Ach, ich weiß auch nicht immer, ob ich mit meiner Arbeit etwas erreichen kann."

Britney hatte sich mit den Enten angefreundet, sie waren nahe herangekommen, wahrscheinlich hofften sie doch auf die Brotkrumen, die Ingrid ihnen gern hingeworfen hätte. Dann fragte sie Carolin "Dein Vater hat's mir schon mal gesagt, aber ich hab's vergessen: wie heißt noch mal die alte Windmühle dort drüben?" "Die Leindorfer Mühle. Früher war'n da auch noch richtige Flügel dran." Ingrid schaute hinüber. "Ich glaub' ich hab' mal von so einer Mühle geträumt." "Ja? Warst du die Müllerin?" "Nein, ich war ein Kind, vielleicht so alt wie Britney. Ich saß im Kinderwagen und bin mit meinen Eltern dran vorbei spaziert, aber die großen Windflügel waren mir nicht geheuer." Carolin sagte "Vielleicht war's kein Traum, sondern 'ne alte Erinnerung." Ingrid fuhr herum und sah sie komisch an. "Du meinst, ich war früher schon mal hier?" "Na, es muss ja nicht die Mühle gewesen sein, es gibt anderswo auch welche, was weiß ich, wo du früher 'rumgewandert bist."

In Edgar's Garten angekommen, machte Carolin Kaffee, und im Kühlschrank waren außer Butter auch Marmelade und ein Glas Leberwurst, und Ingrid unterhielt sich derweil mit Edgar, und sie hatten beide ein Auge auf Britney, die auf dem Rasen herumkrabbelte. Als sie am Abend wieder bei Carolin waren, bemerkte sie, wie Ingrid über irgendetwas zu grübeln schien. "Was ist denn los? Hat dir mein Vater was ins Ohr geflüstert?" "Was? Nein. Er hat mir etwas von dieser ehemaligen Fliegerschule erzählt, was ihm eingefallen war, nachdem ich ihn danach gefragt hatte." "Hm", machte Carolin, "was war da?"

Ingrid antwortete nicht darauf, sondern sagte "Er muss eigentlich noch ganz schön jung gewesen sein, als er da gearbeitet hat, oder?" "Ja, er hatte grade seine Lehre fertig, als Schlosser oder so was. Und dann hat er da im Heizhaus angefangen." "Mir hat er erzählt, daß er sich erfolgreich um den Wehrdienst gedrückt hat." "Ja, er hatte da irgendwas mit'n Herz. Aber ich hab' ihn bis heute nich' einmal krank gesehen." "Umso besser", meinte Ingrid, dann sagte

sie "Ich danke euch dafür, daß ich hierbleiben durfte. Ich fahre morgen nach Leipzig. Es gibt doch hier 'n Bahnhof, oder?" "Ja, aber da fahr'n schon lange keine Züge mehr. Es gibt ein' Bus." "Auch gut, obwohl ich Busfahren nicht so vertrage." "Was willst du in Leipzig? Oder darf ich das auch nich' wissen?" "Meine Mutti wohnt dort, mit ihrem Lebensgefährten." "Das ist nich' dein richtiger Vater?" "Nein, aber so gut wie, ich habe nie einen andern gehabt."

* * * * *

Als Rainer Engelhardt zu Hause in Rautenberg ankam, war seine Frau Kerstin nicht da. Er fuhr in die Klinik, wo sie hatte entbinden sollen, doch dort sagte man ihm, daß seine Frau nicht hierhergekommen sei. "Aber warum denn nicht? Was ist passiert?" Die Stationsärztin sah ihn ungläubig an. "Das fragen Sie mich? Sind Sie denn nicht bei ihr gewesen?" "Ich war ... verhindert", räumte er ein, aber es klang nicht sehr überzeugend. Er musste sich setzen. "Stimmt irgendetwas nicht?", fragte die Ärztin, "Sie ist doch nicht etwa verschwunden?" "Nnnnein", stammelte er, "wir hatten ihre Schwester gebeten, daß sie während meiner Abwesenheit bei ihr bleibt, ich wollte eigentlich pünktlich zurücksein, es war alles abgesprochen." "Dann rufen Sie doch ihre Schwester an." "Ja, natürlich!", rief er und klappte sich gegen die Stirn, "Da hätte ich selbst draufkommen können." "Sie können unser Telefon benutzen." "Danke, wir haben zu Hause eins." "Es wäre gut, wenn Sie mir Bescheid geben würden, sobald Sie Genaueres wissen, Herr Engelhardt. Wir haben eine gewisse Verantwortung für *unsere werdenden Mütter*." "Ja, das mache ich. Und vielen Dank einstweilen", rief er und lief davon.

Er fuhr gleich von der Klinik aus nach Leipzig, er war lange nicht bei Angela und ihrer Familie gewesen, er verfuhr sich in dem Neubaugebiet, wo sie wohnten. Er hatte nicht vorher angerufen, er sagte sich 'sie muss da sein!', er war völlig kopflos geworden, es war, als wäre er noch nicht wieder richtig hier angekommen.

Sie saß bei Angela im Wohnzimmer, das kleine Bündel auf den Armen. Sie sah aus wie Maria mit dem Kindlein, und sie schaute ihn an wie Josef, den sie losgeschickt hatte, um Holz zum Feuermachen zu holen - und der mit leeren Händen zurückkam. Er fiel vor ihr auf die Knie und die Tränen liefen über sei-

ne Wangen. Kerstin strich ihm übers Haar, sie sagte sehr sanft "Das ist Claudia." Er beugte sich über das Kind und sagte "Großer Gott! (was er vorher noch nie in seinem Leben gesagt hatte) Sie ist wunderschön." "Ja, das ist sie."

Angela saß dabei und sagte nichts. "Kann ich sie in den Arm nehmen?" "Ja, natürlich", erwiderte Kerstin, und wie um die etwas gespannte Atmosphäre zu lockern, sagte sie beinahe lachend "Puh! Endlich kann ich mal wieder in die Hände klatschen!" Sie mussten alle lachen, und Claudia fing an zu schreien, und Angela sagte "An die Töne kannst du dich ab jetzt gewöhnen, Schwager." "Das werde ich", meinte er und wiegte sie in den Armen. Sie fuchtelte mit den Ärmchen und ihre Finger wanden sich wie winzige rosa Raupen, sie schrie eine Weile, dann beruhigte sie sich und schien zu schlafen.

Er entschuldigte sich tausendmal, und Kerstin schwieg und nickte und streichelte seine Wange, dann sagte sie "Jetzt bist du ja da." "Ja, bin ich, ich bin nur noch für euch da." "Bedank' dich bei Angela." Er sagte zu ihr "Du weißt gar nicht, was ich dir schulde." "Wie bitte? Natürlich weiß ich das!" Kerstin ging schnell dazwischen. Sie erzählte, wie alles gekommen war.

Als Angela in Rautenberg war, hatte ihr Mann Jürgen angerufen und gesagt, daß er diese Kinderwiege besorgt habe, von der Kerstin geschwärmt hatte. "Was für eine Kinderwiege? Wir haben doch ein Bettchen gekauft." "Ja", erwiderte Kerstin und machte eine Handbewegung, als sei das längst überholt, "das erklär' ich dir später, es sollte eine Überraschung sein."

Jedenfalls wollte sie die Wiege zu Hause haben, noch bevor das Baby kommt. Aber Angela wollte sie auf keinen Fall allein lassen, und Jürgen konnte das Ding auch nicht hinbringen, weil er zu tun hatte (und weil er ehrlich gesagt der Meinung war, daß sie ihren verwandtschaftlichen Pflichten schon ausreichend nachgekommen wären). Also hat Kerstin ihre Schwester so lange bequatscht, bis sie zu zweit nach Leipzig gefahren sind, etwa fünfzig Kilometer, was eigentlich zu verantworten war. Aber in Angelas Wohnung sei es plötzlich "losgegangen wie eine Wasserbombe" und sie haben Kerstin schnellstens in die Notaufnahme des Elisabeth Krankenhauses gebracht, das am nächsten gelegen war, und drei Stunden später war alles in trockenen Tüchern.

In Engelhardts Dienststelle wurde das Ereignis ordentlich gefeiert, er hatte (an einem Freitag Nachmittag) in Oberst Bruders Dienstzimmer ein kleines kaltes Büfett aufgebaut, und obwohl natürlich die Gefechtsbereitschaft jederzeit gewährleistet sein musste, gab es auch reichlich Schnaps und Bier auf seine Kosten. Oberst Bruder freute sich ehrlich für ihn, er hatte dann ziemlich einen in der Krone, er umarmte Engelhardt und sagte "Junge! Ich bin so froh, daß wir beide zusammen sind." Der Polit-Offizier, Major Renger, und einer der Flugzeugführer, die dabei waren, brachten den Oberst spätabends im Auto nach Hause, einer lenkte, der andere gab die Richtung an.

Rainer Engelhardt tat alles, um wieder gut zu machen, was er durch seine verspätete Rückkehr bei seiner Frau an Groll verursacht hatte. Denn es war klar, daß sie in dieser Situation nicht gut auf ihn zu sprechen gewesen war, ihn womöglich sogar verflucht hatte, auch wenn sie jetzt nicht mehr darüber sprach.

Er kümmerte sich rührend um sie und um die Kleine, er bereitete Kerstin frühmorgens das Frühstück, mit Kakao und Haferbrei, einem gekochten Ei und einem aufgeschnittenen Apfel, er ging nach Dienstschluss einkaufen und besorgte alles Nötige für das Baby, er telefonierte und machte Termine für sie wegen der gesetzlich vorgeschriebenen Untersuchungen, und jeden Abend wischte er mit Desinfektionsmittel den Fußboden zumindest im Bad und in der Küche.

Mit Hingabe und der erforderlichen Behutsamkeit half er Kerstin, das Kind zu baden, zu windeln, ihr das Fläschchen zu geben, sich mit ihr zu beschäftigen. Er schaute ihnen beim Stillen zu, und er setzte sich des Nachts, wenn sie nicht schlafen wollte und lärmte, mit Claudia im Arm ins Wohnzimmer, damit Kerstin ein paar Stunden Ruhe hatte und sich erholen konnte.

Am Wochenende machten sie lange Spaziergänge mit dem Kinderwagen, und als es draußen wärmer wurde, breiteten sie auf der Wiese am Ufer der Womme (die damals noch nicht den Damm und den Asphaltweg hatte) eine bunte Decke aus und spielten mit Claudia, die bald schon auf dem Bauch liegen und neugierig das Köpfchen hochrecken konnte.

Was hatte es eigentlich mit der Wiege auf sich? Kerstin war auf die Spur der sogenannten *anthroposophischen* Lehre gekommen, die ein gewisser Rudolf Steiner begründet hatte und nach welcher man bereits dem Neugeborenen (ja eigentlich sogar schon dem Embryo) eine bestimmte Förderung der seelischen Empfindsamkeit angedeihen lassen sollte. So ganz genau konnte Kerstin ihm das nicht erklären, nur mehr oder weniger beschreiben, und sie meinte, mit vernunftmäßigen Begriffen wäre das Ganze auch gar nicht fassbar.

Sie hatte in einem Leipziger Antiquariat ein Taschenbuch aus dem westdeutschen Rowohlt Verlag gefunden, in denen einige Grundsätze der Anthroposophie zusammengefasst waren, und sie hatte (wo und wann auch immer) diese Wiege entdeckt, die nicht nur - wie das von den Anhängern der Lehre gefordert wurde - aus ganz natürlichen Materialien gefertigt war, sondern auch eine "organisch-emphatische" Form hatte, das heißt, sie hatte - wie Rainer das für sich übersetzte - weder Ecken noch Kanten, sondern lauter gefällige Rundungen und eine naturbelassene Oberfläche. (Das schmucklose Bettchen mit den weißlackierten Brettern und Stäben, das sie vorher gekauft hatten, sah nun dagegen wie aus einem rumänischen Waisenhaus aus, Rainer schraubte es auseinander und schaffte es in den Keller.)

Er hatte sich eine mehr oder weniger plausible Geschichte für seinen verlängerten Aufenthalt ausgedacht, die er, gleich als er bei Angela ankam, zum Besten gab, und er bemerkte kein Anzeichen dafür, daß Kerstin ihm nicht glaubte. Sie verloren beide über die Sache kein weiteres Wort. Doch irgendwann, ganz beiläufig, sagte Kerstin, in der Geldbörse mit der hübschen Perlenstickerei, die er ihr "beim ersten Mal aus Moskau" mitgebracht hatte, habe sie innen ein kleines Etikett entdeckt, auf dem steht "Made in Libya". Tja, hatte er darauf erwidert, das wäre nicht weiter verwunderlich, bestünden doch zwischen der Sowjetunion und Libyen "enge wirtschaftliche Beziehungen".

Daß es ihnen möglich war, sich immer mal ein paar luxuriöse Sachen im Intershop (in einem Leipziger Nobelhotel) zu kaufen und Rainer offenbar noch über weitere Westgeld Reserven verfügte, das erklärte er ihr gegenüber mit der nach wie vor bestehenden Freundschaft zu seinem alten "Studienkollegen" Wolfgang Winkler, er behauptete auch, Winkler mache ihm einen günstigen Umtauschkurs, und Kerstin sagte, dann sollte er sich seinen Freund Wolfgang

"schön warmhalten".

Einmal, als sie alle drei auf der Wiese saßen (Claudia schlief im Kinderwagen) und Kerstin ihm ein paar Passagen aus ihrem anthroposophischen Ratgeber vorlas, da sagte sie plötzlich "Rainer? Rainer!" Er schreckte wie aus einer geistigen Abwesenheit auf. "Hörst du mir überhaupt zu?" "Was? Ja, natürlich." "Das ist nicht wahr. Du schaust so vor dich hin. Sag' mir wenigstens, woran du gedacht hast." "Ähm ... ich hab' daran gedacht, daß wir uns vielleicht eine größere Wohnung nehmen sollten." "Im Ernst?" "Na ja, es ist ..." Er sprach nicht weiter. "Was ist?", fragte Kerstin und sah, wie er schon wieder in Gedanken versunken schien.

Solche Momente wiederholten sich immer öfter. Er bekam manchmal nicht mit, wenn Claudia in seinen Armen quengelte und dringend eine frische Windel benötigte. "Sag' mal, riechst du das nicht?", rief Kerstin, und er raffte sich auf und beeilte sich, seine Unachtsamkeit zu vertuschen. Er verwechselte auch beim Einkaufen Sachen oder vergaß einfach sie mitzubringen, er irrte sich sogar im Kalender und vermässelte ein paar wichtige Termine. Kerstin sagte "Du hast doch noch Resturlaub, nimm' ein paar Tage frei, wir richten es so ein, daß du dich ausruhen kannst." Er dankte ihr für den Vorschlag, meinte aber, das sei nicht nötig und außerdem wäre es besser, er würde sich die Tage für Weihnachten aufheben. "Wie du meinst", murmelte Kerstin.

Dann wachte er eines Nachts auf, als sie ihn kräftig an der Schulter rüttelte. "Rainer! Was ist denn los? Du phantasierst im Schlaf. Du hast nach Hilfe gerufen. Du hast seltsame Namen gerufen. Wovon in aller Welt hast du gerade geträumt?" Er war schweißgebadet, sein Schlafanzug war ganz feucht. Er stand auf, ging unter die Dusche und kam in frischer Unterwäsche zurück. Er sagte "Na, das war vielleicht 'n alberner Traum. Bestimmt ist mir der Rotwein nicht bekommen." "Hm", machte Kerstin, "wollen wir hoffen, daß es daran lag." "Was für Namen habe ich denn gerufen?" "Irgend welche ... keine Ahnung, es klang beinahe wie Arabisch, Mustafa oder so, und Sojana oder Sohara ... träumst du etwa von andern Frauen direkt wenn du neben mir liegst?", fragte sie, um ihn ein bisschen zu foppen. Er schüttelte bloß den Kopf. "Aber nein, Schatz!" Er bemerkte nicht mal den Spaß.

Mitten im Dienst kamen ihm plötzlich die Bilder wieder vor Augen, so wirklich, daß er unwillkürlich davor zurückschreckte. Ihm wurde schwindlig und er musste sich hinsetzen, er hatte es im Griff, so daß niemandem etwas auffiel, aber selbst im Sitzen spulten sich die Szenen in seinem Kopf weiter ab. Er fand nicht den Schalter, den Film anzuhalten. Und es passierte mehrmals immer das Gleiche. Es war vor allem der Moment, als der bewaffnete Attentäter vor ihnen stand und seine Maschinenpistole auf ihn und die verletzte Frau aus Gaddafi's Leibwache richtete. Engelhardt hatte nicht den geringsten Zweifel, daß er erschossen worden wäre, wenn er dem andern nicht den Dolch in den Leib gerammt hätte. Bei dieser Vorstellung verkrampften sich seine Muskeln und eine fast animalische Empfindung erfüllte ihn mit dem Willen zu überleben und den Angreifer kaltzumachen, bevor er schneller wäre. Engelhardt spürte, wie jetzt mit ganzer Wucht alles wieder in sein Bewusstsein zurückkam, was er verdrängt hatte.

Und es war natürlich der Anblick der abgetrennten Hand, der immer wieder und scheinbar jedesmal deutlicher und eindringlicher erschien. Nachdem sie die Soldatin in der Klinik abgeliefert hatten, brachte Mustafa ihn in sein Apartment, er sagte, er solle hierbleiben und nicht hinausgehen, er solle sich einschließen und niemandem öffnen, wer es auch sei. Er, Mustafa, müsse unverzüglich zu seiner Einheit und seinem Vorgesetzten Meldung machen, und natürlich müsse er herausfinden, was mit Gaddafi geschehen ist.

Er befolgte Mustafa's Anweisungen, er zog die Vorhänge zu, er schaltete den Fernseher an, aber da kam nichts über den Anschlag und das machte die Sache noch mysteriöser. Er sah die Blutflecken auf seiner schönen neuen Uniform und er bemerkte erst jetzt, daß er den Dolch nicht mehr bei sich hatte, wahrscheinlich war er beim letzten Stich im Leib des Attentäters stecken geblieben, als er zu Boden sank, alles war so rasend schnell gegangen.

Er zog seine Zivilsachen an. Er wartete darauf, daß Mustafa wie versprochen wiederkäme. Aber er kam nicht. Es wurde Abend. Engelhardt verspürte weder Hunger noch Durst, aber eine zunehmende Angst bemächtigte sich seiner. Ihm wurde bewusst, daß er ein Ausländer war, ein Offizier einer ausländischen Armee, der an einem Attentat auf den obersten Führer des Landes beteiligt gewesen war - selbstverständlich nicht beteiligt, aber doch dabei gewesen war

- und wer außer ihm sollte wissen, warum er ausgerechnet zu dieser Zeit an diesem Ort gewesen ist? Mustafa und Sharif al Missalati wussten es.

Aber hatte man ihn nicht bei seiner Ankunft einfach festgenommen und in ein dunkles Kellerloch gebracht? Wenigstens diese Leute, wer immer sie waren, hatten offenbar keine Ahnung vom Anlass und Grund seines Hierseins. Was, wenn er nun unverschuldet in die Sache mit hineingezogen würde, wenn man ihm letzten Endes etwas in die Schuhe schieben würde. Muss es nicht Verdacht erregen, wenn man seinen Dolch findet? Wenn man herausfindet, wem er gehörte? Wie hatte er es wagen können, sich mit einem Dolch bewaffnet in Muammar al Gaddafi's Nähe zu begeben! Das könnte böse für ihn ausgehen, dachte Engelhardt.

Er hatte eine Telefonnummer, die ihm der Major Gerling gegeben hatte, für den "äußersten Notfall", wie er betonte. Sie hatte eine Berliner Vorwahl, mehr wusste er nicht darüber. Sollte er jetzt davon Gebrauch machen? Vielleicht würde man ihm wenigstens weitere Instruktionen geben. Es war schon spät. Unten am Eingang des Apartment Hauses gab es ein Telefon, aber in Berlin war es auch mitten in der Nacht, wer weiß, ob jemand abnahm. Er hätte es einfach versuchen können, doch er zögerte.

Obwohl es sich um ein außergewöhnliches Vorkommnis handelte, wollte er sich nicht die Blöße geben, keine Entscheidung treffen zu können. Das hätte auf seine bisherige Arbeit ein schlechtes Licht geworfen. "Hauptmann Engelhardt", würde es heißen, "hat sich durch Eifer und umsichtiges Verhalten ausgezeichnet, in besonders heiklen Situationen fehlt es ihm jedoch an Selbstvertrauen und Weitsicht." Er lag auf dem Bett und nickte immer mal ein. Er schaute im Halbschlaf auf die Uhr, die Zeiger rückten dicht beieinander stundenweise vor.

Am Morgen hatte er Hunger. Er ging hinunter, vor dem Haus stand eine Frau, die selbstgemachte Sandwich und Kaffee anbot. Es war noch kühl, der Kaffee dampfte aus dem Becher, er war gut. Die Frau war sehr freundlich, sie lächelte Engelhardt an, sie sagte irgendetwas. Er kaufte noch eine Flasche Orangensaft und nahm alles mit auf sein Zimmer. Er fühlte sich gestärkt. Er schnappte sein Gepäck und wollte bei dem Burschen am Eingang die Über-

nachtungen bezahlen. Der blätterte in einem Ordner herum, dann fand er den entsprechenden Eintrag und sagte, es wäre alles schon erledigt. "Wann?", fragte Engelhardt. "Im Voraus", meinte der andere und sagte "Soll ich Ihnen ein Taxi rufen?" "Ja, bitte."

"Nach Wheelus Field", sagte er zu dem Fahrer. Der nickte. Sie fuhren eine Ewigkeit durch die Stadt, Engelhardt sah etliche bis an die Zähne bewaffnete Soldaten, die an den Plätzen und vor bestimmten Gebäuden patrouillierten, hier und da stand im Eingang einer Nebenstraße ein gepanzertes Fahrzeug. Er fragte den Fahrer "Weiß man schon Genaues über den Anschlag auf den Revolutionsführer?" Der Fahrer machte ihm begreiflich, daß er nicht gut Englisch spricht. Engelhardt versuchte es mit seinem Arabisch, und der andere schüttelte einen Schwall von Sätzen über ihn aus, daß er kaum noch auf den Verkehr achtete. Engelhardt verstand kein Wort. Er legte ihm die Hand auf die Schulter, um ihn zu beschwichtigen.

Sie hielten vor einer parkähnlichen Anlage mit Gitterzaun und großen Platanen. Engelhardt fragte "Das ist Wheelus Field?" Der Fahrer nickte "Wheelus Field Memorial." "Aber nein, ich will auf den Flugplatz!" Der andere sah ihn komisch an, Engelhardt erklärte ihm, daß er Offizier sei, Hauptmann der "German National Army". Seine Miene verzerrte sich noch mehr, er sagte kein weiteres Wort.

Sie kamen an eine Einfahrt mit Schlagbaum und Posten. Als Engelhardt weit vorn in der flimmernden Luft Flugzeuge erspähte, ging ein gutes Gefühl durch sein Inneres. Er hätte sich in diesem Augenblick zugetraut, mit einer MIG ganz allein nach Hause zu fliegen. Er wäre in Groß Keuditz gelandet und hätte sich von seinen alten Genossen in Empfang nehmen lassen.

Der Taxifahrer hielt an und bedeutete Engelhardt, im Auto sitzen zu bleiben. Er ging zu den Posten am Tor und redete mit ihnen, sie warfen einen Blick herüber. Engelhardt kam das spanisch vor. Er stieg aus, und sofort nahmen die beiden Soldaten ihre Waffen in Anschlag. Er hätte es sich doch denken müssen! Er durfte sein Gepäck aus dem Kofferraum nehmen und bezahlte den Taxifahrer, der in null Komma nichts fortsauste.

Sie brachten ihn in einem Jeep zu einem Gebäude, wie er inzwischen schon einige kennengelernt hatte. Es roch nach Essen und nach Kerosin und noch nach irgendwas Undefinierbarem, die Gänge waren leer, die Fenster schmutzig, auf den Treppenabsätzen saßen schwarze Katzen. Er war fast eine Stunde allein in einem kahlen Raum mit Tisch und Stühlen, er dachte 'Wozu bauen sich die Libyer bloß eine Unmenge solcher nutzloser Zimmer?'

Dann ging die Tür auf und ein Mann im Anzug und zwei andere kamen herein, und Engelhardt erkannte sofort Abdul Kharubi wieder, der Mann, den er zum erstenmal in der Bar getroffen hatte, als er mit Mustafa dort war, wo er sich nach seinem Befinden erkundigte und von dem er angeblich danach auch die Uniform geschenkt bekommen hatte.

Kharubi schaute ihn etwas gereizt an, es schien, als habe er einen Umweg nehmen müssen, der auf seiner Tour nicht eingeplant gewesen war. "Warum sind Sie nicht in Ihrem Apartment geblieben?", fragte er, nachdem er Engelhardt kurz die Hand gereicht hatte. "Ich war mir unschlüssig, was ich tun sollte." "Und was wollten Sie jetzt tun, Herr Hauptmann?" Der zuckte mit den Schultern. "Ich wollte Ihnen keine Unannehmlichkeiten bereiten." Kharubi sah ihm direkt in die Augen, als wollte er darin etwas Aufschlussreiches entdecken. Dann winkte er ab und sagte "Haben Sie nicht. Dennoch möchte ich Sie bitten, sich wieder in Ihr Apartment zu begeben und dort zu warten, bis Capitan Hozat zu Ihnen kommt. Kann ich mich darauf verlassen?" "Jawohl", erwiderte der Hauptmann im militärischen Ton. Kharubi schickte einen seiner Männer los, um einen Fahrer zu besorgen, im Hinausgehen drehte er sich nochmal zu Engelhardt um und fragte "Waren Sie von der Sache gestern sehr geschockt?" "Ziemlich, ja." Kharubi fügte hinzu "Capitan Hozat hat uns Bericht erstattet. Wir werden uns erkenntlich zeigen. Aber bitte, versuchen Sie nicht, irgendetwas zu unternehmen."

Der Mann brachte ihn zum Apartment, der Bursche gab ihm seinen Zimmerschlüssel, als wenn nichts geschehen wäre. Der Hauptmann saß eine Weile untätig herum. Dann faltete er die Uniform zusammen, ging nach unten und fragte, ob man sie reinigen lassen könnte und wie lange das dauern würde. Der Bursche sagte "Of course, Sir", und nahm sie entgegen. Er versprach, daß sie morgen früh zurück wäre.

Der Hauptmann fragte sich, ob Kharubi sauer auf ihn wäre. Er hatte es sich nicht anmerken lassen, aber es hätte durchaus sein können. Ein Offizier einer ausländischen Armee, der sich auf eigene Faust Zugang zum größten Militärflugplatz des Landes verschaffen will! Wie sollte er da nicht eingreifen? Er hätte Kharubi sagen sollen, daß er nicht länger hierbleiben könne, weil seine Frau zu Hause ein Kind erwartet und er unbedingt bei ihr sein muss. Aber klang das in dieser Situation glaubhaft? Oder hätte er Kharubis Misstrauen nicht erst recht geschürt.

Der Hauptmann fragte sich auch, ob er selbst überhaupt in den vergangenen Stunden an Kerstin und an Zuhause gedacht hatte, und er musste sich eingestehen, daß dies, zumindest bewusst, nicht der Fall gewesen war. Aber das ließe sich entschuldigen mit der ungeheuren psychischen Wirkung, die der Anschlag bei ihm ausgelöst hatte, jeder andere Gedanke war davon wie weggeblasen, und erst ganz allmählich kam ihm seine Familie wieder in den Sinn. Er würde bei Kharubi unverzüglich um seine Heimreise bitten und er würde ihm die Gründe dafür sagen. Vielleicht würde er sich auch nochmal für sein eigenmächtiges Verhalten entschuldigen.

In der Nacht wachte der Hauptmann schweißgebadet auf. Es war der erste von jenen Träumen, die ihn fortan verfolgten: Der Attentäter, der auf ihn zielte, die Soldatin, die leblos am Boden lag, ihre wie mit einem einzigen sauberen Schnitt abgetrennte Hand, die er aufgehoben und in den Eiskübel gesteckt hatte. Das Alptraumhafte ging zweifellos von dem maskierten Mann aus und von der Mündung am Lauf der Maschinenpistole, die er nie zuvor in seinem Leben aus dieser Perspektive gesehen hatte.

Die Hand dagegen hatte gar nichts Beängstigendes, sie fühlte sich zart an, etwas schlaff, als habe sie jede Kraftanstrengung verloren, sehr weiblich, wie er jetzt fand. Er verspürte, auch im Nachhinein, nicht die Spur von Ekel, als er sie aufhob. Er hätte gern gewusst, ob die Ärzte in der Klinik sie wieder angenäht haben, wie er das zu Hause bei einem Unfall in Groß Keuditz einmal erlebt hatte, wo sie flüssigen Stickstoff in Reichweite hatten. Nur in Erinnerung an diesen Vorfall (bei dem es sich allerdings um drei abgetrennte Finger gehandelt hatte) war er auf die Idee mit dem Eiskübel gekommen.

Am Morgen freute sich der Hauptmann auf die Imbissfrau vorm Haus. Er nahm ein frisches Sandwich, einen Kaffee und Orangensaft. Er verstand, als sie ihn fragte, woher er käme, er sagte es ihr, und sie staunte ein wenig. Dann schaute er zum Himmel und meinte "Gutes Wetter heute", und sie lachte.

Endlich kam Mustafa Hozat, der Hauptmann fragte ihn sofort aus. Hozat berichtete, Muammar al Gaddafi sei unverletzt, zwei seiner Sicherheitsleute wären getötet, einige verletzt worden, es hatte auch eine andere von der Amazonengarde erwischt, es sei von ihr nicht mehr viel übrig gewesen. Ob man wüsste, wer die Attentäter sind?

Hozat sagte "Das ist so eine Sache. Es gibt viele böse Menschen auf der Welt und auch in unserem geliebten Vaterland, die unserem obersten Führer nach dem Leben trachten. Das war nicht der erste Anschlag, und Allah sei Dank, sind wir auf so etwas gefasst und vorbereitet. Diese Mörder geben sich nicht zu erkennen, das heißt, sie bekennen sich auch nicht zu ihren Taten, denn es sind Feiglinge und Hurensöhne, die keinen Begriff von Ehre haben.

Die Leute, die solche Anschläge ausführen, sind meistens auch nur angeheuerte Söldner, Killer, manchmal verurteilte Schwerverbrecher, die eigens für diesen Zweck aus dem Gefängnis geholt werden und für ein paar Tage ein Leben in Saus und Braus führen dürfen. Merkwürdigerweise war das schon mehrmals der Grund dafür, daß so ein Attentat schiefgegangen ist, weil sie nicht professionell genug waren. Aber es wird nicht das letzte gewesen sein."

Der Hauptmann sagte "Du hast Abdul Kharubi alles erzählt?" "Ja, alles, was ich gesehen habe." "Ich hatte den Angreifer niedergestochen." "Ja, das ist mir nicht entgangen." "Hast du ihm das auch gesagt?" "Ja, ich muss bei der Wahrheit bleiben." "Der Dolch war ein Geschenk von Sharif al Missalati für mich." "Ach so? Das wusste ich nicht." "Wie hat Kharubi daraufhin reagiert?" "Daraüber kann ich nichts sagen." "Wieso nicht? Wenn es mich direkt betrifft." "Ich darf über jemanden wie ihn nicht spekulieren, das wäre nicht rechtens, und schon aus seinem Minenspiel etwas herauszulesen, wäre unzulässig." "Ich verstehe", murmelte der Hauptmann, und Hozat meinte "Wahrscheinlich nicht ganz."

"Er hat also gar nichts dazu gesagt?" "Er wird sich fragen, woher du den Dolch hattest", meinte Mustafa dann doch. "Ich werde es ihm sagen." "Gut." Dem Hauptmann ließ es keine Ruhe. "Du warst ja auch bewaffnet." "Selbstverständlich, ich bin dazu verpflichtet." "Ist Abdul Kharubi mit der Untersuchung betraut?" "Es sieht so aus." "Was heißt das? Ich denke, du bist ihm unterstellt?" "Im Moment ja." "Und sonst nicht?"

"Hör' mal, Herr Hauptmann, ich bin eigentlich gekommen, um dir zu sagen, daß du dich bei Sharif al Missalati melden sollst." "Wann?" "Heute nachmittag." "Er weiß über alles Bescheid?" "Natürlich. Er ist einer von Gaddafi's Stellvertretern." "Um wieviel Uhr soll ich dort sein?" "Um vier. Ich schlage vor, wir gehen essen und dann bringe ich dich hin." "In Ordnung." Dann fügte der Hauptmann hinzu "Mustafa! Ich möchte dir danken, daß du mich hier so gut *betreust*." "Nicht nötig. Ich führe nur meine Befehle aus."

Auf der Fahrt zu Missalati fragte der Hauptmann "Du hattest vorhin gesagt, für solche Attentate werden manchmal auch Schwerverbrecher aus dem Gefängnis geholt." "Ja." "Wie ist das möglich? Wer holt sie da raus?" Mustafa schien seine Bemerkung zu bereuen. "Sie sind ausgebrochen", sagte er und der Hauptmann meinte "Das ist ja merkwürdig: sie brechen aus und verüben einen Tag später ein Attentat auf den obersten Führer." "Ich sagte doch, daß sie erst eine Weile untertauchen. Natürlich hilft ihnen jemand da raus, aber keiner weiß, wer."

Dann sagte Mustafa "Ihr versteckt doch *auch* Terroristen." "Wer wir?", fragte der Hauptmann. "In der DDR." "Nicht daß ich wüsste." "Leute von der RAF, das weiß sogar mein Cousin. Und ihr sorgt dafür, daß sie in palästinensischen Lagern ausgebildet werden." "Dafür gibt es keine Beweise." Mustafa lachte kurz auf. "Was für Beweise erwartest du denn für solche Sachen, Herr Hauptmann. Und wer will sie überhaupt haben?" Er schwieg eine Weile, dann fiel ihm etwas ein. "Übrigens ist dein Paket gefunden worden." Der Hauptmann verstand nicht gleich. "Welches Paket?" "Das du mit hergebracht hast und das dieser ..." "Ach, das mir Jamal Ibrahim geklaut hat?" "Ja." "Was habt ihr damit gemacht?" "Abgegeben." "Wo?" "Na, du hattest mir doch die Adresse genannt." "Stimmt." "Was ist mit Jamal Ibrahim?" "Keine Ahnung, wen interes-

siert's", sagte Mustafa wie über ein vergammeltes Stück Fleisch.

Sharif al Missalati empfing ihn mit großer Geste, er breitete die Arme aus und drückte ihn dann lange und herzlich, als hätte der Hauptmann eine schwere Mission glücklich erfüllt. Der sagte "Das mit dem feigen Attentat tut mir leid für Euch!" (Er benutzte unwillkürlich die alte aristokratische Anrede; Missalati hörte natürlich den Unterschied nicht heraus.) Er erwiderte "Ja. Unser Leben und unser Kampf wird immer von solchen Gefahren bedroht sein. Aber nichts dergleichen kann das libysche Volk und sein Heimatland in die Vergangenheit zurückwerfen. Wie ich hörte, haben sie sich heldenhaft verhalten."

"Ich habe lediglich versucht, in diesem Moment richtig zu handeln", schwächte der Hauptmann ab. "Wie ein echter Soldat!" "Danke. Es würde mich erfreuen, wenn Sie das so sehen." "Wenn es nach mir ginge, bekämen Sie einen Orden. Es ist nur so: wir können einen fremden Offizier in diesem Zusammenhang nicht ...", er suchte nach einer plausiblen Begründung, der Hauptmann sagte "Ich verstehe das, ich möchte auch gar nicht weiter damit in Verbindung gebracht werden."

Er fand, daß er sich missverständlich ausgedrückt habe, und Missalati sah ihn an, als prüfe er seine Absichten. "Ich meine, ich bin natürlich überaus froh, daß ich dem Colonel Gaddafi ..." "Ich denke auch", fiel ihm Missalati ins Wort, "daß es für uns alle gut wäre, wenn Ihre Anwesenheit unerwähnt bleibt. Das gilt insbesondere auch der Presse gegenüber."

Daran hatte der Hauptmann noch gar nicht gedacht. Inzwischen waren die Zeitungen und die Nachrichten voll davon. Vielleicht befürchtete Missalati, der Hauptmann käme auf die Idee, einem findigen Journalisten seine Erlebnisse zu schildern, was für ihn ja absolut tabu war. Er gab Missalati sein Wort darauf. Er war clever genug, die Gelegenheit zu nutzen, er sagte "Durch die unvorhergesehenen Ereignisse ist mein Aufenthalt hier in die Länge gezogen worden. Meine Vorgesetzten in Berlin machen sich inzwischen Sorgen um meinen Verbleib." Missalati fragte "Was können wir da tun?"

Der Hauptmann sagte "Ich habe für solche Fälle eine Telefonnummer, unter der ich meine Vorgesetzten erreichen kann, wenn Sie mir erlauben, mich kurz

dort zu melden." "Ja, natürlich", sagte Missalati, besann sich dann aber plötzlich und meinte "Wir können das für Sie tun." "Mit Verlaub, ich würde gern selbst, es ist ... ich muss unbedingt meiner Frau Bescheid geben ... ich weiß, das ist nur eine persönliche Angelegenheit, aber für mich ist das sehr wichtig." Missalati sah ihn an und überlegte, etwas ging in ihm vor.

Dann sagte er "Gut. Kommen Sie mit." Sie gingen durch das Haus. (Als sie das Zimmer verließen, war sofort ein Sicherheitsmann im dunklen Anzug und mit Sonnenbrille bei ihnen, der wie aus dem Nichts auftauchte.) Sie kamen auch durch den Raum, in dem die Horde Kinder vor den Fernsehern saßen und Musikvideos schauten, während daneben einige Frauen sich lautstark unterhielten, niemand schien die Männer zu beachten.

Vor einer Tür stand ein weiterer Sicherheitsmann, er öffnete auf Missalatis Zeichen und ließ sie hinein. Eine Treppe führte nach unten, der Hauptmann meinte in einen unterirdischen Bunker hinabzusteigen. Für einen Moment bekam er ein beklemmendes Gefühl. Was, wenn dies alles eine Falle wäre? Missalati ging vorneweg. Der Hauptmann drehte sich um, der Sicherheitsmann war dicht hinter ihm, er hätte ihm jeden Augenblick eins über den Schädel hauen können. Natürlich hatte der Hauptmann keine Waffe dabei. Da stand der nächste Posten an einer Tür und dahinter kam eine weitere, allerdings nur kurze Treppe.

Sie betraten einen Raum, der voll war von Funktechnik, einige Männer mit Kopfhörern saßen vor Monitoren und Empfängern, alle möglichen Signale surrten durch die Luft. Ein Offizier kam sofort angesprungen und machte Missalati Meldung. Der sagte etwas zu ihm, und sie führten den Hauptmann an ein ziemlich großes Funkgerät, an dem ein junger Bursche sehr behutsam an einem Drehknopf hantierte. Er nahm die Kopfhörer ab, und der Offizier flüsterte ihm etwas zu, der nickte und wandte sich zum Hauptmann um, aber er war sich unschlüssig, ob er das gewünschte Gespräch vermitteln oder selber führen sollte, und die anderen waren es auch.

Missalati sagte zu dem Burschen "Lassen Sie den Hauptmann 'ran." Er stand von dem Hocker auf und machte ihm Platz, der Hauptmann fragte "Wo kann ich wählen?", und er zeigte es ihm, er nahm die Kopfhörer beiseite und schal-

tete den Lautsprecher ein. Der Hauptmann wählte die Nummer aus dem Gedächtnis, alles blieb stumm, er versuchte es abermals, nichts tat sich.

Der junge Funker betätigte ein paar Schalter, der Hauptmann wählte, jetzt hörte man ein Rufzeichen, acht-, neun-, zehnmal, dann knackte es und jemand am andern Ende nahm ab. "Wer ist da?", ließ sich eine Stimme hören. "Hier ist Hauptmann Engelhardt, ich gehöre zur Operation ...", er nannte die Code Bezeichnung, die auf der Erklärung gestanden hatte, welche er bei Major Gerling unterschreiben musste. Der andere antwortete nicht.

Der Hauptmann rief "Hallo?" Der Funker machte den Offizier auf eine Anzeige aufmerksam, wo ein Signal erschien, er sagte etwas. "Hallo? Hören Sie mich?", rief der Hauptmann. "Einen Moment. Bleiben Sie dran!", sagte die Stimme und nach einer Pause war jemand anderer am Hörer, der fragte ebenfalls "Wer ist da?" Der Hauptmann wiederholte sich und fügte hinzu "Ich möchte Major Gerling sprechen." "Woher haben Sie diese Nummer?", rief der andere barsch.

Da wurde der Hauptmann stutzig. "Mit wem spreche ich?" "Sind Sie noch ganz dicht, hier anzurufen?", sagte der andere verärgert und dann "Wo befinden Sie sich?" Der Hauptmann überlegte ganz kurz. "In Sofia." "Wo?" "In der bulgarischen Hauptstadt Sofia, im Büro der PLO." Er musste sich sehr beherrschen, damit seine Stimme nicht zitterte. Das Signal, auf das der Funker gedeutet hatte, wurde stärker. "Wollen Sie mich verscheißern", sagte der andere, und noch bevor der Hauptmann etwas erwidern konnte, trennte der Offizier kurzerhand die Verbindung. Der Hauptmann schaute von einem zum andern. Missalati sagte "Können Sie mir bitte erklären, was das bedeuten soll." "Ich schwöre Ihnen, General Missalati, ich habe keine Ahnung!"

Missalati und der Offizier redeten miteinander, der Hauptmann verstand nichts davon. Der Funker drängte den Hauptmann von seinem Hocker und machte sich sofort daran, alle möglichen Schalter zu bedienen, es schien, als wollte er alles, was sich eben abgespielt hatte, festhalten.

Missalati sagte "Herr Hauptmann, sagen Sie mir, welche Nachricht Sie tatsächlich übermitteln wollten." "Ich wollte meiner Frau Bescheid geben, daß ich

so bald wie möglich zurück sein werde." Missalati übersetzte es dem Offizier, der zog die Brauen zusammen, Missalati fragte "Und diese Botschaft ist Bestandteil Ihrer ... *Operation*?" Der Hauptmann blieb ruhig und aufrichtig. "Nein. Meine Frau steht kurz vor der Entbindung, ich habe ihr versprochen, rechtzeitig zur Geburt unseres Kindes zu Hause zu sein. Natürlich habe ich nicht voraussehen können, was hier ... welcher Zwischenfall meine Heimreise verzögert." Dann fügte er hinzu "General Missalati, können wir hier rausgehen, ich kriege gleich keine Luft mehr." Sie gingen nach oben, Missalati schwieg, bis sie wieder in seinem Empfangszimmer waren.

Der Hauptmann sagte "Ich wollte Ihnen auf keinen Fall Probleme machen, bitte glauben Sie mir. Es ist nur so: ich hatte gedacht, es wird eine ganz kleine Angelegenheit, die ich hier zu erledigen habe, und in Gedanken bin ich sowieso die ganze Zeit zu Hause bei meiner Frau. Und nun war die Sache mit dem ... das hat mich nicht kaltgelassen, Sie verstehen das sicher. Sie sind hier der einzige Mensch für mich, an den ich mich wenden kann, und so wie ich Ihnen vertraut habe, so können Sie mir vertrauen, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort."

Missalati sah ihn eindringlich an, dann ging er auf ihn zu und umarmte ihn. "Ich vertraue Ihnen, Herr Hauptmann." "Können Sie bitte dafür sorgen, daß ich so bald wie möglich zurückfliegen kann? Ich wäre Ihnen unendlich dankbar. Ich verspreche Ihnen auch, daß ich wiederkommen werde und dann mehr Zeit mitbringe." Missalati lächelte. "In Ordnung, mein Freund. Es soll so geschehen wie Sie es wünschen."

Auf der Rückfahrt teilte er Mustafa mit, daß er wahrscheinlich morgen zurück fliegen werde. Mustafa nickte nur unmerklich und schwieg. Er holte den Hauptmann am andern Tag ab, um ihn zum Flugplatz Wheelus Field zu bringen. Er redete immer noch kaum ein Wort. Der Hauptmann wartete in einem der gewohnten Räume, Mustafa verdrückte sich, kam zwischendurch mit zwei Bechern Kaffee. Der Hauptmann bedankte sich. "Wie sieht es aus? Weißt du, wann meine Maschine abfliegt?" "Nein", sagte Mustafa und schlürfte aus seinem Becher, er stand am Fenster und schaute hinaus.

Dann erschien Abdul Kharubi persönlich, er erklärte ihm, daß heute nachmit-

tag eine Militärmaschine nach Minsk fliegt, aber erstmal nicht weiter, und er wüsste nicht zu sagen, wie der Hauptmann von dort nach Berlin käme. Der Hauptmann fragte nach der Besatzung der Maschine, es hätte ja sein können, daß er jemanden kennt. Tatsächlich hatte er Glück, Kharubi nannte einen Namen, der ihm bekannt war, ein gewisser Major Tschugajew, mit dem er einmal eine Zeit lang in Groß Keuditz zu tun hatte und den er sogar zum Essen zu sich eingeladen hatte. Jetzt glaubte er, Tschugajew könnte es ohne weiteres arrangieren, daß er von Minsk nach Hause käme. "Wollen Sie diese Maschine nehmen?", fragte Kharubi, und der Hauptmann war hochofrennt.

Dann sagte Kharubi auf einmal "Andernfalls würde ich für übermorgen einen Flug für Sie organisieren." Mustafa schaute den Hauptmann an, der sagte "Bitte? Warum denn?" Kharubi sagte "Die Soldatin aus Colonel Gaddafis Leibwache, der Sie das Leben gerettet haben, möchte sich bei Ihnen bedanken." Mustafa ließ ihn nicht aus den Augen, er hatte wahrscheinlich davon gewusst, wollte Kharubi aber nicht zuvorkommen. Dem Hauptmann fehlten die Worte.

"Wie geht es ihr?" "Den Umständen entsprechend gut. Sie hat auch eine Schussverletzung an der linken Seite." "Das habe ich nicht bemerkt." Kharubi schwieg, der Hauptmann fragte "Konnte man ihre Hand retten?" "Soviel ich weiß, hat man sie wieder angenäht, aber so etwas geht nicht automatisch gut." "Nein, natürlich ... ich hatte einen ähnlichen ..." "Also was soll ich ihr ausrichten lassen?", unterbrach ihn Kharubi.

In Wahrheit war der Hauptmann völlig verwirrt, er schaute die beiden Männer an, als wären es ihre Verwandten, dann sagte er vorsichtig "Wie heißt sie eigentlich?" "Sohaya", antwortete Kharubi, "sie stammt aus Augila, das ist eine Oase hinter den Magrun Dünen am alten Karawanenweg nach Kufra." "Und von dort ist sie direkt für Colonel Gaddafis Leibwache rekrutiert worden?" "Nein. Sie ist als junges Mädchen mit ihrer Familie nach Tripolis gekommen, sehr arme Leute, Nomaden, die sich in ihrer Heimat nicht mehr erhalten konnten. Jemand hat ihr den Schulbesuch ermöglicht. Sie ist aufgefallen, weil sie sehr sportlich und unerschrocken war. Die Familie zog weiter nach Tunesien, womöglich noch weiter. Sie blieb in Tripolis und hat sich um eine militärische Ausbildung beworben."

Kharubi sprach, als hätte er noch eben ihren Lebenslauf gelesen, aber es war nicht ausgeschlossen, daß er all' die Fakten im Kopf hatte, schließlich musste er ja über die Leute, die sich permanent in Gaddafis Nähe aufhielten, genau Bescheid wissen. "Wie alt ist sie?", wollte der Hauptmann wissen, er drückte sich seit der ersten Sekunde um eine Antwort. "Anfang zwanzig." "Und sie ist ... sie hat jetzt hier keine Angehörigen?"

Kharubi entgegnete "Hören Sie, Herr Hauptmann, ich habe Ihnen jetzt bereitwillig Auskunft erteilt, es ist *nicht unsere Art*, Informationen über andere Personen weiterzugeben, ich habe das nur getan angesichts des besonderen Zusammentreffens, das sie beide hatten. Ich habe mich außerdem bereiterklärt, Ihnen ihre Bitte zu übermitteln, und auch da mache ich eine Ausnahme. Wenn Sie mir also freundlicherweise Ihre Entscheidung mitteilen! Wollen Sie die Maschine nachher nehmen oder erst noch Sohaya einen Besuch abstatten?"

Der Hauptmann überlegte einen Moment, dann sagte er "Ich möchte so schnell wie möglich nach Hause." Kharubi nickte unmerklich. "Gut. Capitan Hozat wird Sie dann zum Flugzeug bringen. Ich wünsche Ihnen einen guten Heimflug." Er gab ihm nicht die Hand, er drehte sich um und ging weg. Auch Mustafa war beim Abschied wie ein Unbekannter, der ihm gerade zugeteilt worden war. Er schaffte des Hauptmanns Gepäck wortlos in die Maschine, und mit einer flüchtigen Ehrenbezeugung an seiner Mütze schwang er sich in den Jeep und brauste davon.

Major Tschugajew war der Kopilot der *Antonow*, er erkannte den Hauptmann sofort wieder. Es blieb nur wenig Zeit für ein paar Worte, Tschugajew sagte, sie würden sich in Minsk in Ruhe unterhalten können. Und so kam es auch, und tatsächlich konnte Tschugajew für den Hauptmann einen Weiterflug besorgen, zwar nicht nach Groß Keuditz, aber wenigstens nach Wittstock, von wo der Hauptmann mit dem Zug schließlich bis nach Hause kam und dort - wie bereits berichtet - die leere Wohnung vorfand.

Wie beim ersten Mal erstattete er dem Major Gerling Bericht, der Major war extra nach Rautenberg ins Objekt gekommen, mit einem kleinen zweisitzigen Flugzeug polnischer Fabrikation, er konnte es selbst fliegen. Er hatte auch vorher mit Oberst Bruder gesprochen. Der Hauptmann sagte, es habe wäh-

rend seines Aufenthalts ein Attentat auf den Colonel Gaddafi gegeben. Was er davon mitbekommen habe, fragte der Major. Nur was in der Zeitung stand und was im Fernsehen darüber berichtet wurde. "Sie können also inzwischen die libyschen Zeitungen lesen?" "Mit Hilfe meines Begleiters, er ist immer gut informiert."

Der Hauptmann war klug genug, abzuwarten. Und als der Major nichts von dem Telefonanruf sagte, verschwieg ihn der Hauptmann auch. Er hätte ihn natürlich trotzdem - oder womöglich gerade deshalb - erwähnen sollen, denn so oder so musste es von erheblicher Bedeutung sein. Entweder der Major hatte wirklich keine Ahnung davon, dann wäre es für ihn immerhin gut zu wissen, daß sich irgendjemand der Nummer bedient, die er dem Hauptmann gegeben hatte. Oder aber der Major war über den Anruf unterrichtet, tat aber jetzt nicht dergleichen. Doch warum sollte er sich so verhalten? Wollte er den Hauptmann auf die Probe stellen?

Der Major fragte "Wollten Sie nicht eher zurück sein?" "Ich hatte eine Magen-Darm-Infektion, ich war zwei Tage krank." "Haben Sie mit General al Missalati gesprochen?" "Nein. Ich hatte zu tun, daß ich diesen Jamal Ibrahim an der richtigen Stelle abliefere, mir schien, daß sich dort niemand sonderlich um ihn kümmerte." "Hm", machte der Major und notierte sich etwas in seinen Taschenkalender.

Der Hauptmann fragte "Was war denn eigentlich das mit dem Bombenanschlag in der Westberliner Diskothek?" "Was?" "Dieser Bombenanschlag, man sagt, er ginge auf das Konto von libyschen Terroristen." "Wer sagt das?" "Der RIAS", erwiderte der Hauptmann mit einer gewissen Selbstverständlichkeit. "Der RIAS?", gab der Major mit gespielter Erstaunen zurück, "seit wann geben wir denn was darauf?" "Ich weiß nicht, man bekommt ja sonst nichts darüber zu hören." Der Hauptmann sah, wie sich die Miene des anderen bedenklich verzog, er fügte hinzu "Deshalb frage ich Sie, Genosse Major."

Der antwortete nicht gleich, dann sagte er "Das ist doch pure Propaganda. Warum sollten die Libyer eine westberliner Diskothek in die Luft sprengen?" "Vielleicht weil sie von den Amis besucht wird." "Ach so? Das sagt wohl auch der RIAS?" Der Hauptmann meinte sehr ruhig "Jamal Ibrahim hatte einen

Prospekt von dieser Diskothek bei sich, da wurde groß und breit ein amerikanischer Musiker angekündigt."

Dem Major hatte es die Sprache verschlagen, aber er bemühte sich, gleichgültig zu wirken. "Na wenn schon. Vielleicht wissen Sie ja mehr darüber, Genosse Hauptmann. Ich habe jedenfalls keine Zeit, mich mit dieser Angelegenheit zu befassen. Und Sie sollten sich auch lieber auf Ihre Arbeit konzentrieren." "Wie bitte? Gibt es Grund zur Beanstandung?" "Nein, so war das nicht gemeint. Im Gegenteil. Ich gehe davon aus, daß Ihr Einsatz im Zusammenhang mit den libyschen Genossen noch länger andauert." "Nun ja, ich habe nichts dagegen." "Also. Da ist doch besser, wenn wir uns nicht von irgendwelchen Gerüchten beirren lassen, oder?" "Nein, ich bin der letzte, der sich davon beirren lässt."

Am Ende des Gesprächs sagte der Hauptmann wie nebenbei "Übrigens hatte ich versucht, Sie telefonisch zu erreichen, Genosse Major, über diese Nummer, die Sie mir für alle Fälle gegeben hatten." "Warum?" "Ich wollte Sie über das Attentat auf Gaddafi informieren." "Das war keine gute Idee." "Nein, das ist mir dann auch eingefallen. Gottseidank - muss ich sagen - hatte ich eine falsche Nummer gewählt." Der Hauptmann nannte die Nummer, veränderte aber eine Ziffer. "Nein, die ist falsch", sagte der Major und korrigierte den Fehler, dann meinte er "Überhaupt, die ist nicht mehr gültig." "Dann geben Sie mir eine neue?" "Wenn es soweit ist."

Mit Oberst Bruder sprach er unter vier Augen, er wollte wissen, ob man "dort in Libyen" wirklich tagsüber keinen Alkohol trinken darf und ob die Frauen hübsch seien und die Männer so eifersüchtig und ob sie alle immer durcheinander reden. Der Hauptmann gab ein paar Eindrücke wieder. "Vor allem ist es furchtbar heiß", sagte er, und der Oberst erwiderte, genau das würde ihn vor allem abschrecken, dorthin zu fahren.

Der Hauptmann fragte, was er mit dem Major besprochen habe, aber der Oberst winkte ab. "Weißt du, Rainer", sagte er, "mit dem komme ich immer weniger klar. Er hat so eine Art an sich, die mir nicht behagt. Aber bitte, das bleibt unter uns." Der Hauptmann sagte "Er kann dir doch nichts. Er ist dir nicht weisungsberechtigt." "Nein, das ist er nicht. Aber er tut so. Und schließ-

lich kann man ja nicht wissen, wer ihn da oben in Berlin protegiert. Na ja, Hauptsache, du kommst mit ihm zurecht." "Ja, es geht. Diesmal hat er mich jedenfalls nicht wegtreten lassen." Der Oberst lachte und klopfte ihm auf die Schulter.

Hauptmann Engelhardt bedrückte es immer mehr, daß er zu niemandem die Wahrheit sagen konnte. Die Erlebnisse in Tripolis beschäftigten ihn innerlich sehr, er glaubte mitunter, sie würden ihn nervlich aufreißen, wenn er nicht wenigstens mit Kerstin darüber redete. Die Alpträume hatten zwar nachgelassen, doch es hatte sich ein schwer erträgliches Gefühl in ihm breitgemacht, ein Schuldgefühl, wie er sich eingestehen musste, und genau gesagt war es ein zweifaches Schuldgefühl, das ihn schier zu zerreißen drohte.

Er war sich bewusst, daß er Kerstin belog und das machte ihm natürlich zu schaffen. Er versuchte, jede kleine Unstimmigkeit zwischen ihnen beiden durch eine überbetonte Nettigkeit zu verscheuchen, und dabei war es in Wahrheit die reinste Heuchelei, gepaart mit der Angst, sie könnte ihm irgendetwas anmerken. Doch sein ganzes Verhalten richtete sich eigentlich gegen ihn selbst, gegen sein falsches Spiel und gegen sein notorisches Bestreben, alles so gut und schön wie möglich machen zu wollen, als bedürfe es einer besonderen Rechtfertigung, und damit nur den Anschein der Eintracht, ja der Harmonie zu erwecken.

Er wollte Kerstin und Claudia umsorgen, er wollte ihnen das Gefühl geben, nur für sie da zu sein, unentbehrlich, unersetzlich zu sein, und er musste es dabei übertreiben. Selbst wenn er mit Kerstin schlief, mühte er sich so sehr, sie zu befriedigen, daß er einige Male glatt versagte. Er wollte Claudia jeden Wunsch von den Augen ablesen, und bequatschte sie dabei so töricht, daß sie anfang zu weinen und die Ärmchen nach ihrer Mama ausstreckte.

Und da war dieses zweite Schuldgefühl, das so gänzlich anders geartet war und wahrscheinlich deshalb so tief in sein Leben eingriff, weil es nichts, rein gar nichts mit diesem hier zu tun hatte, weil es wie ein Komet seine Bahn gekreuzt und gehörig gestört, vielleicht sogar geändert hatte. Eines Nachts, als er wach lag (während Kerstin und Claudia friedlich schliefen), kam ihm plötzlich der Gedanke, Sohya habe ihn aus einem ganz bestimmten Grund sehen

wollen.

Er hatte wieder und wieder über ihre Bitte nachgedacht. (Das allein kostete ihn viele schlaflose Stunden, und es kamen noch einmal so viele hinzu, in denen er über seine eigene Reaktion nachgrübelte.) Aus irgendeinem bislang unklaren Grund zweifelte er an dem, was Abdul Kharubi ihm übermittelt hatte. Es schien ihm unwahrscheinlich, daß Sohaya in ihm den Lebensretter sah, dem sie unbedingt danken wollte.

Alles war doch viel zu schnell gegangen, als daß sie ihn so deutlich wahrgenommen hätte, um ihn auch im Gedächtnis zu behalten. Sie war ja schon halb bewusstlos gewesen, wie hätte sie sich da sein Gesicht merken können? Und wenn das unmöglich war, wer hätte ihr davon berichten sollen, ihr den Hergang erzählen, sie über jenen Unbekannten, der sie geborgen hat, aufklären können? Etwa Mustafa Hozat?

War er kurz darauf noch einmal in die Klinik gegangen, um sich nach Sohaya zu erkundigen? Oder war Abdul Kharubi selbst dort gewesen? Was allerdings nicht ganz ausgeschlossen war, denn nach allem, was Engelhardt über die Amazonengarde erfahren hatte, war es nur die Pflicht der Kommandeure, sich in jedem Fall um sie zu kümmern, was immer ihnen zustoßen würde. Und daß Kharubi in der Hierarchie einer war, der ein Kommando führte, das stand außer Frage. Außerdem würde man sie mit Sicherheit befragen, aber ob das sofort geschehen war, bezweifelte Engelhardt.

Jetzt dämmerte ihm etwas anderes. Gut möglich, daß Sohaya, nachdem sie das Bewusstsein wiedererlangt und sie realisiert hatte, was geschehen war, sich an ihn, den Mann in der Uniform erinnerte, der unmittelbar vor der Explosion in ihr Blickfeld geraten war. Denn auch ihm war ja dieser Moment, als sich ihre Blicke trafen, wie eingepreßt geblieben. Und was, wenn Sohaya dadurch abgelenkt worden wäre oder sich auch nur im Nachhinein davon abgelenkt gefühlt hatte und für den Bruchteil einer Sekunde unaufmerksam geworden war? Was, wenn sie das Abdul Kharubi, oder wer immer bei ihr war, mitgeteilt hat, gleichsam um den Verdacht von sich zu weisen, sie wäre gerade im entscheidenden Augenblick nicht hundertprozentig bei der Sache gewesen?

Und obwohl im Grunde dafür jedes stichhaltige Indiz fehlte, gab sich Engelhardt nun die Schuld an ihrem vermeintlichen Aussetzer und an dem Selbstvorwurf, den sie sich jetzt wahrscheinlich wegen der verhängnisvollen Folgen machte. Und wenn sie mit Kharubi gesprochen hat, würde auch er sich jetzt fragen, inwieweit der Hauptmann an ihrem Verhalten und letztlich an ihrer Verletzung schuld wäre. Aber er hatte ihn mit diesem Vorwurf nicht direkt konfrontieren können und deshalb zunächst gesagt, Sohaya wollte ihn sehen und sich bei ihm bedanken.

Leider war ihm das nicht gleich eingefallen und jetzt hatte er verdammt noch mal keinen Einfluss mehr darauf, wie die Ermittlung und Untersuchung der Umstände geführt würde. Selbst Mustafa Hozats seltsame Zurückhaltung, ja geradezu Verstimmung, ergab einen Sinn, und Engelhardt wünschte sich nichts dringender als sich mit Kharubi in Verbindung zu setzen und die Sache zu klären. Daß dies nicht möglich war, belastete ihn noch mehr und er konnte bald an nichts anderes mehr denken.

Kerstin bemerkte wohl, daß er oft nicht ganz bei sich selbst war. Die Phasen seines Übereifers und der übertriebenen Fürsorge wechselten jäh mit solchen, in denen er stumm und reglos vor sich hinstarrte. Sie riet ihm sogar, zum Arzt zu gehen, sich krankschreiben zu lassen, sie wusste, daß Rainer einen guten Draht zum Standort Arzt hatte und der seiner Bitte ohne weiteres nachkommen würde. Aber Engelhardt lehnte das ab, und das war vielleicht auch gut so, denn zu Hause hätte er sich wahrscheinlich noch weniger von seinen quälenden Gedanken ablenken können.

Stattdessen stürzte er sich in seine Arbeit, und als ein dreitägiges Manöver mit Feldlager und Nachtübung angesetzt wurde, war der Hauptmann in seinem Element. Er war auch froh darüber, daß ihm das Kommando über die "libysche Truppe" übertragen worden war, das gab ihm unbewusst das Gefühl, etwas wiedergutmachen zu können, was allerdings auch dazu führte, daß die libyschen Unteroffiziers Anwärter unter seinem Befehl ächzten und stöhnten, weil er sie zur Höchstleistung antrieb. Doch es zahlte sich aus und seine Einheit wurde am Ende für ihre hohe Einsatzbereitschaft ausgezeichnet, sogar die sonst so unzufriedenen Libyer zeigten eine stolze Miene.

Kerstin war mit Claudia während dieser Zeit zu Besuch bei ihrer Schwester Angela gewesen, und es schien, daß sich die paar Tage Abstand für die beiden Eheleute wohltuend ausgewirkt haben, obgleich Rainer die Befürchtung gehabt hatte, Angela könnte ihn hinter seinem Rücken miesmachen, denn er hatte die ständigen kleinen spitzen Bemerkungen, die sie ihm verpasste, durchaus registriert.

Doch Kerstin kam gutgelaunt wieder, und Claudia war gesund und munter und hatte angefangen, allerlei lustige Laute zu brabbeln und lachte dabei und konnte sich selber gar nicht satt daran hören. Angela hatte ihr einen kleinen, blauen Stoffelefanten geschenkt, den sie nicht mehr aus den Händen legen wollte, und Kerstin erzählte, daß sie diesen Elefanten aus Ungarn mitgebracht hatten, wo ihre Schwester mit Mann und dem inzwischen fast zehnjährigen Jungen im Urlaub gewesen war.

Angela hatte übrigens, wie Kerstin ihm jetzt berichtete, bei ihrem Ungarn Aufenthalt bemerkt, wie viele DDR Bürger neuerdings versuchten, über das befreundete Land in den Westen "abzuhauen" und daß die Ausmaße dieser Vorgänge weit größer seien als es hier offiziell dargestellt wurde. Rainer hatte davon auch im RIAS gehört, der inzwischen von einer "Flüchtlingswelle" sprach, welcher die ostberliner Partei- und Staatsführung kaum mehr Einhalt gebieten könne.

Und dann meinte Kerstin eines Abends zu ihm "Du, Rainer, ich muss dir etwas sagen." Er fragte "Was ist?", und bekam tatsächlich ein mulmiges Gefühl. "Jürgen und Angela haben einen Ausreise Antrag gestellt." "Ach so?", sagte er und war fast ein bisschen erleichtert, daß es nichts anderes war, "Wann denn?" "Schon vor einem halben Jahr." Er überlegte. "Da wollten sie wohl in Ungarn schon weg?" Kerstin zuckte mit den Schultern. "Nein, ich glaube nicht, Angela hat es jedenfalls abgestritten, und dann hätten sie doch auch nicht den Stoffelefanten für Claudia besorgt." Na, das wäre ja wohl jederzeit möglich gewesen, wollte Rainer entgegnen, aber dann besann er sich und fragte "Und was hältst du davon?"

Kerstin zögerte. "Ich weiß nicht. Sie müssen selbst wissen, was sie tun wollen. Ich meine, der Markus ist ja jetzt schon groß, er könnte sich bestimmt leicht

drüben einleben, in der Schule und so. Und Jürgen ist ein hervorragender Ingenieur, den würden sie im Westen mit Kuschhand nehmen." "Glaubst du?" "Ja, bestimmt. Das ist auch einer der Hauptgründe für sie: er kann sich hier bei uns gar nicht richtig einbringen, weil er an allen Ecken und Enden auf Widerstand stößt."

"Hat er das gesagt?" "Das hat Angela gesagt." "Und was hat sie noch gesagt?" "Wie, was hat sie noch gesagt?" "Hat sie dich ..." "Du meinst, ob sie mich gefragt hat ..." "Hat sie vielleicht versucht, dich zu überzeugen?" "Was? Nein! Wir haben drüber gesprochen, sie ist schließlich meine Schwester. Sie sind *auch* meine Familie." "Ich habe dich ja auch nur gefragt, braus' doch nicht gleich auf." Sie schwieg. Sie trank einen Schluck von dem Wein, den sie vorher mit zwei Gläsern auf den Tisch gestellt hatte.

Dann sagte sie "Entschuldige. Natürlich muss ich's auch erstmal verarbeiten, deshalb rede ich ja mit dir. Also bitte, versuch' sie zu verstehen." "Ja, ich versuch's", sagte er und trank auch einen Schluck, "und jetzt warten sie auf einen Bescheid?" "Ja. Und es ist nicht besonders angenehm, so dazusitzen und zu warten." "Kann ich mir vorstellen. Aber sie müssen doch damit rechnen, daß der Antrag abgelehnt wird." "Ja. Aber daran wollen sie nicht denken." Sie trank das Glas leer und schenkte nochmal ein.

Sie seufzte und sagte "Ach, Rainer! Das ist alles nicht so einfach." "Was meinst du jetzt?" "Überhaupt." "Ich kann dir nicht folgen." "Natürlich kannst du mir folgen!" Sie schaute ihm in die Augen. "Ich sehe doch, daß du dir auch Gedanken machst und daß dich irgendwas bedrückt. Aber du scheust dich, mit mir darüber zu sprechen. Warum denn?" Er schluckte. Sie sagte "Ich bin deine Frau. Ich bin das Liebste, das du hast. Claudia und ich, wir sind die Liebsten, die du hast auf der Welt!" Er hatte solche Worte aus ihrem Mund nie vernommen. Er glaubte jetzt, es läge an dem Wein, der sie irgendwie schwermütig machte. Und dieses "hast" - er konnte es sich nicht erklären - es war, als käme es von "hassen". Er trank sein Glas auch aus, um diesen absurden Klang fortzuspülen.

Aber er machte keine Anstalten, auf ihre Vermutung einzugehen, er sagte bloß "Ach, ich habe *momentan* einen Haufen Kram um die Ohren, das ist nicht

leicht, alles auf die Reihe zu kriegen." "Du meinst, ich kann dir dabei nicht helfen?" "Natürlich hilfst du mir dabei, ihr beide helft mir dabei. Ihr *bestärkt* mich. Ihr gebt mir das Gefühl, daß es auch noch etwas anderes gibt außer meinen Dienst im Objekt." "Und was noch?", fragte Kerstin und trank aus und schenkte beiden nach. "Was noch?" "Liebst du mich?" "Ob ich dich liebe?" "Ob du mich liebst." "Ja, *selbstverständlich* liebe ich dich! Wie sollte es anders sein?"

Plötzlich rückte sie auf der Couch ganz nahe an ihn heran und versuchte, ihn zu küssen. "Trink' aus", sagte sie. "Ja, aber mein Glas ist noch halbvoll." "Trink' aus und lass uns lieben! Los! Ich will, daß du mir's richtig besorgst." Er trank hastig aus, und Kerstin zerrte ihn ins Schlafzimmer, sie streiften ihre Sachen ab und ließen sich aufs Bett fallen, und sie machte ihn wirklich richtig heiß, und er kam auf Touren und gab ihr alles, was sie begehrte. Sie waren hinterher beide völlig fertig.

Zum Glück war am nächsten Tag Samstag, und als Rainer erwachte, war es schon halb zehn. Kerstin lag nicht mehr neben ihm, sie hatte Claudia längst versorgt, die beiden spielten im Kinderzimmer. Er trollte sich in die Küche, sie rief "Der Kaffee ist noch warm. Mach' dir einen neuen Toast." "Ach was, der ist gut." "Wie hast du geschlafen?" "Wie ein Bär. Und du?" "Wie eine Katze." "Geht es unserer Tochter gut?" "Es ging ihr nie besser. Machen wir dann einen Ausflug?" Er warf einen Blick aus dem Fenster, das Wetter war herrlich. "Unbedingt. Soll ich was zu futtern machen, zum Mitnehmen?" "Ja, das wäre toll."

Es häuften sich die Gerüchte, wonach es in Leipzig und in Dresden zu Demonstrationen gekommen war, genauer gesagt Kundgebungen, bei denen wage mutige Bürger mehr Demokratie und ein größeres Mitsprache Recht bei der Gestaltung der Gesellschaft forderten. In Leipzig war die kirchliche Szene besonders aktiv und die Versammlungen im Umfeld der Nikolai Kirche waren bald der Inbegriff einer subversiven Bewegung. In Rautenberg war davon bislang nichts zu spüren.

Ein paar Tage später kam Kerstin noch einmal auf die Angelegenheit zu sprechen und meinte "Hoffentlich bekommst du keine Schwierigkeiten wegen Angela und ihrem Ausreise Antrag." "Ich? Wieso? Kein Mensch kriegt das mit."

Kerstin war weniger arglos. Wenn es in Rautenberg auch keine Initiativen für mehr Mitbestimmung gab, so hatte sie doch von Leuten gehört, die ebenfalls Anträge gestellt haben, und es gab auch schon welche, die bereits fort waren.

Hauptmann Engelhardt musste dann auch einsehen, daß das Thema Einzug in die politischen Schulungen hielt, es kam zu Diskussionen, die vorher nicht geführt wurden. Aber bei all' dem blieb die unverbrüchliche Treue der Kampfgenossen zur Partei- und Staatsführung oberste Maxime, man hatte einen Fahneneid auf die Verfassung des Sozialismus geschworen und man war dem Minister für Nationale Verteidigung zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet. All' jene, die der Republik den Rücken kehrten, waren, zumindest moralisch beurteilt, Vaterlandsverräter und verdienten keinen Funken Sympathie. Natürlich verlor Engelhardt kein Wort über die Sache mit seiner Schwägerin.

Es ging ihm dabei noch etwas ganz anderes durch den Sinn. Bei einer kleinen "internen" Feier zum erfolgreichen Abschluss des Manövers, bei der wie üblich reichlich Alkohol konsumiert wurde, erzählte einer von Engelhardts Kollegen die Geschichte seines Bekannten, der von seiner Frau betrogen worden war. Er hatte es herausgekriegt, obwohl sie es ihm verheimlicht hatte. Und wie? Weil er sich gewundert habe, daß sie auf einmal so "liebesbedürftig" war.

"Das ist auf den ersten Blick paradox", sagte der Kollege, "man müsste annehmen, daß sie nichts mehr von ihm wissen will und nur noch mit dem andern 'rumfickt. Aber weit gefehlt! Keine Ahnung, was das ist, vielleicht das schlechte Gewissen. Oder vielleicht treibt es solche Weiber dazu, daß sie ihrem Ehemann damit auch noch eins auswischen wollen, sozusagen zur Strafe dafür, daß er zu blöd ist, es zu merken. Bei ihm hat's jedenfalls gerade da Klick! gemacht, und die Alte hat sich selbst ins Knie gefickt."

So wie er über die Frau gesprochen hatte, wäre es Engelhardt nie eingefallen, sie in irgendeine Verbindung mit Kerstin zu bringen. Wenn da nicht ebenfalls diese plötzliche, überfallartige "Liebesbedürftigkeit" gewesen wäre, die ihn zugegebenermaßen völlig überrascht hatte. Sollte sie während seiner Abwesenheit eine Affäre gehabt haben?

'Sollte sie womöglich immer noch eine Affäre haben?', dachte Engelhardt, um

sich im nächsten Moment selbst ein Arschloch zu nennen. Was ging bloß in seinem Kopf vor? Wie kam er auf solch abtruse Gedanken? Ausgelöst durch dreckige Bemerkungen über wildfremde Leute. Wurde er jetzt schon von Verfolgungswahn heimgesucht? Hatten sich alle gegen ihn verschworen? Er musste unbedingt einen Ausweg aus diesem Chaos finden, das gerade in seinem Innern tobte, er musste über sein Leben wieder die Oberhand gewinnen, das Ruder herumreißen und das Schiff auf Kurs bringen, bevor es auf eine Katastrophe zusteuerte.

Die Ausbildung der libyschen Unteroffiziere näherte sich ihrem Abschluss. Der Hauptmann war damit beschäftigt, die Zeugnisse vorzubereiten, die den jungen Libyern ihre Qualifizierung zum Flugzeugmechaniker für Militärmaschinen bescheinigten und die von Oberst Bruder und von einem Vertreter des Ministeriums unterschrieben wurden. Der Hauptmann hatte angenommen, daß Major Gerling selbst die Zeugnisse signiert, aber dann erschien ein unbekannter Oberstleutnant aus Berlin, der kaum ein Wort sprach und bloß seinen Krakel auf das Papier setzte.

Immerhin war Major Gerling anwesend und er nahm sich die Zeit, in einem ausführlichen Gespräch mit den Ausbildungsoffizieren jeden einzelnen der Libyer "durchzugehen". Er war auch bei einigen der Abschlussprüfungen dabei, hielt sich aber zurück und stellte keine Fragen. Alle Prüflinge bestanden und sie freuten sich wirklich. Sie freuten sich aber noch mehr darauf, wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Sie machten ein kleines Fest daraus, hier in Rautenberg ihre Zimmer zu räumen, und im Offiziers Speiseraum gab es zuletzt ein gemeinsames Essen mit allerlei Leckereien, zu welchem sogar das Ministerium etwas beigesteuert hatte.

Es wurde angeordnet, daß der Hauptmann die Libyer auf ihrem Heimflug begleitet. Major Gerling wollte ihn unter vier Augen sprechen. Er gab ihm ein Schreiben für General Sharif al Missalati mit, das in englisch abgefasst und dem ein gleiches Zeugnis beigelegt war, wie es die anderen erhalten hatten. Es lautete auf den Namen seines Sohnes Sayed. Der Hauptmann fragte, was es damit auf sich hätte und woher der Major von Missalatis Sohn wüsste. "Das muss Sie nicht wundern, Genosse Hauptmann. Wir haben natürlich unsere *Erkundigungen* was die Leute betrifft, mit denen wir zu tun haben."

Im übrigen gab er keine Erklärung, wieso Missalatis Sohn ein Gratis Zeugnis bekommt, es sei so "abgesprochen" worden. Der Hauptmann fragte sich auch, warum ihm dieses Schreiben nicht wenigstens in einem geschlossenen Umschlag mitgegeben wurde? Vielleicht vermutete der Major, daß ihn unterwegs ohnehin die Neugier übermannt und er es unberechtigterweise geöffnet und gelesen hätte, weil er allerdings gern wissen würde, was dem General Missalati da über seinen Kopf hinweg mitgeteilt werde. Schließlich war er es ja, der Missalati persönlich kennt.

Engelhardt sah diesen Flug nach Tripolis als Chance an, Kerstin die Wahrheit zu sagen. "Ich muss für ein paar Tage nach Libyen, wegen dieser Zusammenarbeit mit den dortigen Militärs." Sie war weniger erstaunt, als er erwartet hatte. Sie sagte "Warst du schon mal dort?" "Was? Wie kommst du denn darauf?" "Ich habe diese Uniform gefunden."

Er fuhr zusammen, er sagte "Die habe ich in Moskau bekommen." "Aber es ist eine libysche Uniform, oder? Da ist so eine kleine Flagge aufgenäht, und ich habe im Lexikon nachgeschaut." "Ja, das stimmt, es ist eine libysche Uniform, und die Sowjets haben sie mir gegeben." "Warum hast du sie im Keller versteckt." "Was sollte ich hier oben damit, ich hab' sie ganz vergessen." "Ein paar Tage, sagst du?" "Na ja, ich fliege *wie üblich* über Minsk, ich rechne mit zwei oder drei Tagen Aufenthalt in Libyen, aber man kann freilich nie wissen, was dazwischenkommt."

Sie sah ihn prüfend an. "Verheimlichst du mir irgendwas, Rainer?" "Nein! Das ist die Wahrheit. Und eigentlich müsste ich sogar darüber schweigen, aber das geht nicht, ich kann es vor dir nicht verschweigen." "Gut. Ich glaube dir", sagte sie und gab ihm einen Kuss, "soll ich die Uniform nochmal durch die Wäsche ziehen, da unten ist sie bestimmt ganz muffig geworden." "Oh ja, das wäre gut."

Und dann klingelte es am späten Nachmittag an der Wohnungstür. Es war ein junger Mann, der sich als Michael vorstellte. Er hatte ein Paket dabei, und als Engelhardt es sah, hatte er schon eine Ahnung. Er bat den anderen herein. "Wer schickt dich?", wollte er wissen. "Jemand hat mir dieses Paket und Ihre

Adresse gegeben, wo ich es abgeben soll, Sie sind doch Rainer Engelhardt?" "Ja, der bin ich. Du kannst mir nicht sagen, wer es dir gegeben hat?" "Ein Mann. Ich mache so was nebenbei, verdiene mir was extra. Ist jetzt irgendwas nicht in Ordnung? Ich will keine Scherereien kriegen." "Nein, nein, ist schon gut, ich nehm' es dir ab. Willst du etwa von mir Geld haben?" "Nein, das ist schon geregelt. Also dann!" "Ja, mach's gut. Ach, hat dich irgendjemand gesehen?" "Wer soll mich denn gesehen haben?" "Nein, Quatsch, ich wollte fragen, wo du das Paket in Empfang genommen hast." "In Leipzig." "Bist du mit dem Auto hergefahren?" "Na klar, Mann, oder denken Sie, ich bin damit hergelaufen." Er drehte sich um und ging.

Kerstin fragte "Was für ein Paket ist das?" "Tja", sagte er, "ich kann nur vermuten, daß es von Wolfgang Winkler ist." "Dein spendabler Geschäftsfreund?" "Ja. Er ist immer für eine Überraschung gut." "Und was ist es?" "Ehrlich, ich habe keine Ahnung." "Dann mach's auf." "Nein." "Wieso nicht?" "Das hat er mir geschickt, damit ich es mitnehme nach Libyen." "Woher willst du das wissen? Es steht ja nicht mal eine Adresse drauf." "Da fällt mir ein, er hatte mich vor längerer Zeit angerufen und mich darum gebeten, hatte ich glatt vergessen." "Also mit deinem Gedächtnis, Rainer! Alles vergisst du. Demnächst vergisst du noch, wo du wohnst und findest nicht mehr heim." Jetzt gab er ihr einen Kuss. "Ich werde Brotkrumen ausstreuen." Sie lachte. "Ja, und ich male ein Kreuz an die Tür." Claudia fing an zu quängeln, und Engelhardt war froh, das Paket beiseite zu legen.

Abends dachte er noch darüber nach. Das mit dem Anruf stimmte natürlich nicht. Aber es gab für ihn keinen Zweifel, daß es von Wolfgang Winkler kam. Er hatte seitdem nicht mehr mit ihm gesprochen, er hätte ihm ja nicht mal sagen können, ob das erste Paket wirklich dort angekommen war, wo es hin sollte. Mustafa Hozat hatte das zwar behauptet, doch ehrlich gesagt war es Engelhardt ziemlich egal gewesen, ob es sich wirklich so verhielt.

Jetzt hatte er für einen Moment ein schlechtes Gewissen, immerhin hatte sich Winkler auf ihn verlassen. Andererseits fand er es dreist, daß Winkler ihm so ohne Kommentar wieder eins auflud, aber was sollte er machen? Er konnte es ja auch schlecht hier in der Wohnung liegenlassen. Er bereute es abermals, so bereitwillig gewesen zu sein und schwor sich, daß dies das letzte Mal war, das

nächste Paket würde er nicht entgegennehmen.

Der Hauptmann freute sich, daß er in Minsk wieder auf den Major Tschugajew traf und mit dessen *Antonow* nach Wheelus Field flog. Tschugajew war wirklich ein patenter Kerl. Er hatte immer gute Laune. Er war auch immer gut in Form, er war sportlich, obwohl er keinen Sport trieb. Er trank keinen Wodka wie viele andere Russen. (Engelhardt war selbst jeder Menge Flugzeugführer begegnet, die eine Schnapsfahne hatten. Sie verfügten angeblich alle über einen Schutzengel.)

Komischerweise hatte der Hauptmann keine Vorbehalte, mit Tschugajew offen über seine "libysche Mission" zu reden. Natürlich verriet er nicht alles, aber doch mehr, als er Kerstin jemals gesagt hätte. Tschugajew war irgendwie der Typ eines guten Kameraden, und bei solchen Typen glaubt man, ihr einziger echter Freund zu sein. Es genügt schon, wie sie mit dem Kopf nicken, wenn man ihnen etwas erzählt, und man möchte ihnen alles anvertrauen.

Tschugajew kannte sich in den Armeen des Warschauer Vertrags bestens aus, aber er hatte nicht immer die beste Meinung von den Militärs. Er hielt nicht einmal besonders viel von den meisten sowjetischen hohen Offizieren. Er sagte, viele davon schwelgten noch in den siegreichen Schlachten des *Großen Vaterländischen Krieges*, "nur die Maoisten in Peking sind noch altmodischer", behauptete er.

Auch von der Nationalen Volksarmee der DDR sprach er ziemlich abfällig. "Die wollten nach dem Krieg alles anders machen. Aber ich frage dich, Genosse Hauptmann, was soll eine Armee anderes machen als sich auf den nächsten Krieg vorzubereiten, häh? Im Grunde seid ihr doch nur eine Fortsetzung der Wehrmacht." Der Hauptmann empörte sich, aber er nahm es nicht allzu ernst, er entgegnete "Wenn ich so etwas laut sagen würde, käme ich in den Bau."

"Ja, und das kommt noch dazu", meinte Tschugajew, "ihr habt immer mächtigen Schiss vor euern Vorgesetzten, und wenn es die größten Luschen sind. Ihr traut euch nie, das Maul aufzumachen, lieber bescheißt ihr euch selber. Ihr misstraut euch selber und ihr bespitzelt euch selber und ihr lügt euch die Taschen voll, was für eine großartige Gesellschaft ihr seid, auf die jedermann

stolz sein kann. Und wenn morgen die Berliner Mauer einfällt, würde jeder sofort losrennen, um im KaDeWe wenigstens einmal für umsonst auf der Rolltreppe zu fahren. Ehrlich, ihr Deutschen, ihr seid die größten Scheißer in Europa - du natürlich ausgenommen, Genosse Hauptmann." Er lachte und klopfte ihm auf die Schulter.

Er sagte Tschugajew auch, daß er dieses Paket in Tripolis abgeben will. Er hatte noch die Adresse von ersten Mal, und da ihm Winkler keine andere gegeben hatte, sollte es wohl dabei bleiben. Tschugajew hatte eine Telefonnummer von einem Taxifahrer parat, mit dem er die besten Erfahrungen gemacht hatte, angeblich war er wie ein wandelnder Stadtplan und würde nicht erst lange umherkutschen.

Der Hauptmann wollte zuerst das Paket loswerden, um dann unbeschwerter General Missalati aufzusuchen. In Tripolis gelandet, wurden seine Libyer von einem Offizier in Empfang genommen und fuhren in einem Bus davon. Für den Hauptmann stand ein Fahrer mit Jeep bereit. Er brachte ihn zu seinem Apartment. Der Hauptmann erkundigte sich nach Mustafa Hozat, aber der andere schüttelte nur unwissend den Kopf. Er sagte, er werde ihn morgen Vormittag abholen.

Der Hauptmann bestellte das Taxi, es dauerte keine Viertelstunde, bis es kam. Der Fahrer kannte den russischen Major. (Tschugajew hatte ihm gesagt, er solle mit dem Trinkgeld nicht knausrig sein.) Er zeigte ihm den Zettel mit der Adresse, der andere überlegte kurz, als würde er mit dem Finger die Planquadrate auf dem Stadtplan entlangfahren. "Okay", sagte er und fuhr los.

Es war ein dicht bebautes Viertel mit fünf-, sechs-, siebenstöckigen schmucklosen Mietshäusern, die weiß und gelb und rosa gestrichen waren und wo vor den Fenstern die Wäsche zum Trocknen hing. Der Taxifahrer fragte, ob er warten soll. Ja, sagte der Hauptmann und suchte das Klingelschild, aber so etwas gab es nicht. Dafür einen Pförtner oder zumindest einen alten Mann, der Bescheid wusste, er nannte ihm Etage und Türnummer. Der Hauptmann ging hinauf. Er klingelte an der Wohnungstür - und es öffnete ihm Wolfgang Winkler höchstpersönlich!

Zuerst war Engelhardt völlig perplex, dann wollte er Winkler am liebsten gleich eine reinhauen, schließlich sagte er so grob er konnte "Ist das deine Art, dich selbst zu beschenken?" Winkler reagierte mit einem kurzen Lacher. "Komm' erstmal herein", sagte er versöhnlich. "Ich muss dem Taxifahrer Bescheid sagen." "Ja, gut. Aber komm' wieder, bitte!" "Ja, ja."

Sie saßen im Wohnzimmer und tranken starken, süßen Pfefferminztee, und Winkler hatte eine Flasche Bourbon Whiskey geholt, mit der amerikanischen Flagge auf dem Etikett. "Das hättest du nicht erwartet, mich hier zu treffen?" "Dann bist du sozusagen vor mir angekommen?" "Aber nein, ich bin seit vier Wochen hier." "Und wer hat dem Burschen das Paket gegeben?" "Jemand anderes."

Engelhardt war sich nicht sicher, ob er von dem Zwischenfall mit Jamal Ibrahim erzählen sollte, er fragte "Dann ging das erste Paket auch hierher?" "Ja, aber ich habe es nicht persönlich entgegengenommen." "Oh, klar, das ist so etwas wie eine *konspirative* Wohnung", sagte Engelhardt leicht spöttisch. "Nein, es ist eine Gemeinschaftswohnung, für Geschäftsleute wie mich, sie ist günstig und sicher. Es ist immer einer hier, wenn die anderen nicht da sind. Das Haus gehört einem Italiener, der alte Mann unten ist auch ein Italiener, hast du das mitgekriegt?" "Nein, ist mir nicht aufgefallen." "Du solltest dir die Leute genau ansehen, denen du hier begegnest." "Ist gut, ich werde bei dir anfangen."

Winkler lachte, Engelhardt sagte "Ich meine, du bist mir eine Erklärung schuldig. Ich spiele den Postboten für dich und du führst mich an der Nase herum." "Das war nicht meine Absicht." "Seit wann bist du in Libyen?" "Du meinst überhaupt?" "Ja." "Musste ich letztens selber mal überlegen, ich glaube, ich war mit sieben das erste Mal hier." "Freilich! Da hast du beim Spielen nicht nach Hause gefunden."

"Mein Vater hat hier gelebt." "Was?" "Er war Feldwebel bei Generalfeldmarschall Rommel, er war Panzerfahrer in Rommels Wüstenarmee. Er ist desertiert und hat sich bis Kriegsende durchgeschlagen. Dann hat er angefangen, den ganzen Kriegsschrott in der Wüste zu zerlegen und zu verkaufen." "Im Ernst?" "Ja. Es waren Unmengen, tonnenweise bester Eisenschrott, man hat

ihn sogar exportiert. Nach dem Krieg war das begehrter Rohstoff."

"Woher stammt deine Mutter?" "Sie ist Deutsche, aus Magdeburg. Mein Vater war auf Fronturlaub da, sie haben sich kennengelernt und auf der Stelle geheiratet, sie waren sich beide eine gute Partie. Und dann bin ich geboren worden. Ich habe meinen Vater erst nach dem Krieg gesehen. Er war immer zeitweise hier. Das waren natürlich andere Zeiten und andere Verhältnisse, das war hier ein Königreich, aber in Ostdeutschland hat sich kein Aas für Afrika interessiert."

Mein Vater konnte hier ein- und ausgehen, er war ein angesehener Mann, und mit den DDR Oberen ist er zumindest zurechtgekommen. Manchmal denke ich, wenn meine Mutter sich nicht dagegen gestäubt hätte, wären wir ganz hierher gezogen, aber sie konnte sich von ihrer Heimat nicht trennen." "Leben deine Eltern noch?" "Meine Mutter lebt noch. Mein Vater ist an Krebs gestorben."

"Und du hast sein Geschäft übernommen." "Na, mit dem Schrotthandel war irgendwann Schluss. Aber er hat vorausgeplant und ein paar andere Sachen angeschoben, das kommt mir jetzt noch zugute. Und ich hatte immer auch meine eigenen Projekte. Sag' mal, hättest du Lust, mich morgen zu begleiten, ich muss nach Nawat fliegen, da kann ich dir eins von diesen Projekten zeigen, ich meine, falls es dich interessiert." "Ich muss etwas erledigen", erwiderte Engelhardt. Winkler sagte "Wir sind in zwei Tagen zurück, ich kann dir auch behilflich sein."

Engelhardt überlegte, dann sagte er "Gut. Ich komme mit. Wir fliegen dorthin?" "Ja, mit einem kleinen italienischen Flugzeug, es ist dreißig Jahre alt, aber keine Angst, es fliegt einwandfrei." "Wo liegt dieses Nawat?" "Bei der Oase Augila." "Augila?", fragte Engelhardt und besann sich auf den Namen, "Hinter den Magrun Dünen?" Winkler sah ihn erstaunt an. "Sag' bloß, du kennst dich hier aus?" "Das ist so ungefähr der einzige Ort, von dem ich außer Tripolis gehört habe - und Tarfaya." "Ach ja, du warst dort auf dem Flugplatz." "Ja", sagte er und fragte sich gar nicht, woher Winkler das wüsste.

Engelhardt übernachtete in Winklers Wohnung, sie unterhielten sich bis spät

in die Nacht hinein. Am Morgen machten sie sich auf den Weg. Der kleine Flugplatz mit Winklers Maschine lag außerhalb der Stadt, es war eine ziemlich heruntergekommene Anlage mit einer sehr kurzen Startbahn, "aber das reicht für den kleinen Brummer völlig aus", versicherte Winkler. "Hier gibt es wohl allenthalben etwas aus Italien?", fragte Engelhardt. "Früher bestanden enge Beziehungen zwischen den beiden Ländern. Gaddafi hat die Italiener Anfang der Siebziger regelrecht ausgewiesen. Aber so einfach ist das nicht, die Siedler zu vertreiben, und inzwischen haben die Libyer eingesehen, daß es nicht klug war."

"Wie geht es Colonel Gaddafi?" "Bitte?" "Ich meine, politisch. Ist die Lage stabil?" "Nun ja", sagte Winkler, "die Revolutionsführer versuchen, ihren 'grünen Sozialismus' zu errichten, nach dem 'Grünen Buch', das ist ..." "Ich kenne das." "Ja, dann weißt du auch, daß sie jedes Parteiensystem und jeden Parlamentarismus ablehnen. 'Die Parteien töten die Demokratie und spalten die Gesellschaft', sagt Gaddafi. Er setzt dafür sein ganzes Vertrauen in die Volkskongresse. Da muss sich vieles noch entwickeln, wenn du mich fragst, und auch bewähren."

Außenpolitisch ist Gaddafi stärker als je zuvor. Er hatte letzters erst eine große Konferenz der islamischen Staaten nach Bengasi einberufen, er hat eine Islamische Missionsgesellschaft gegründet, die Staaten wie den Sudan, die Philippinen oder Afghanistan unterstützt, er hat eine Arabische Maghrebunion initiiert.

Gaddafi übt auch indirekt große Wirkung aus, in Tunesien macht die Ennahda, eine Islamische Erneuerungspartei von sich reden, im Sudan hat sich General al Bashir an die Macht geputscht, und in Algerien ist die sogenannte Islamische Heilsfront gegründet worden. Die hängen natürlich nicht unmittelbar mit Gaddafi zusammen, aber es hat schon seinen Grund, daß die Amerikaner Libyen als einen 'Schurken Staat' bezeichnen, sie haben einen unbändigen Hass auf Gaddafi, was natürlich auch daran liegt, daß die großen angloamerikanischen Ölkonzerne in Libyen einen gefährlichen Konkurrenten sehen, den sie gern ausschalten wollen. Die Amerikaner haben schon mit dem Iran genug Ärger an der Backe, seitdem Ayatollah Khomeini dort den Gottesstaat ausgerufen hat. Und dann erst mit dem Irak. Und nun kommt auch noch Libyen dazu,

das vielleicht in ganz Nordafrika einen politischen Flächenbrand auslösen könnte."

Engelhardt sagte "Man hört immer wieder von Anschlägen auf Gaddafi." "Oh ja, die gibt es, und wahrscheinlich hört man nicht mal von allen." "Es heißt, dahinter stecken oft ausländische Geheimdienste." "Na ja, die Vermutung liegt nahe, aber der Geheimdienst, der den Verdacht erweckt, Drahtzieher eines Attentats zu sein, der ist doch wohl ziemlich dilettantisch, oder? Die besten legen eine ganz andere Fährte. Und ich bin auch sicher, daß so etwas nicht ohne Hilfe von Männern aus Gaddafis eigenen Reihen durchzuführen wäre." Engelhardt wusste selbst nicht recht, wieso er daraufhin sagte "Du kennst auch Abdul Kharubi?" "Ja, flüchtig." "Was hältst du von ihm?" Winkler sah ihn an und meinte "Hat das jetzt einen Grund, warum du ihn in diesem Zusammenhang nennst?" "Ähm, nein. Ich versuche nur, mir ein Bild von ihm zu machen, so, wie du es mir empfohlen hast." Winkler lachte. "Manche Leute merken das natürlich, wenn man sie gern durchschauen möchte, ich schätze mal, Kharubi gehört dazu." Engelhardt sagte "Er taucht auf und verschwindet und taucht wieder auf und verschwindet, er weiß immer über alles Bescheid, aber er sagt nie, worum es eigentlich geht." "Tja, da kann ich dir auch nicht mehr dazu sagen."

Sie überflogen ein großes Wüstengebiet. An einer Stelle war ein breiter und tiefer Graben im Sand zu sehen, er zog sich wie ein endloses Band von Süden nach Norden. Daneben lagen Betonröhren. Winkler erklärte ihm hinterher, daß dies das sogenannte "Great Man Made River" Projekt sei, mit dem Gaddafi die Wasserversorgung der nördlichen Gebiete und die Bewässerung der Trockenzone sicherstellen will.

"Im Süden hat man enorme unterirdische Wasservorkommen gefunden, das ist Wasser, das sich vor Jahrmillionen dort abgelagert hat, wahrscheinlich war damals hier noch eine Art Regenwald. Man hat dort Brunnen gebohrt, die angeblich fünfhundert Meter tief sind. Gaddafi lässt diese Röhren verlegen, es soll ein gigantischer Kanal werden. Genaugenommen ist das eines der bedeutendsten Bauprojekte seit dem Assuan Staudamm, ja vielleicht seit den Anlagen der Alten Ägypter. Wenn es klappt, könnte die Wüste wieder fruchtbar werden." Man konnte Wolfgang Winklers Begeisterung aus seinen Worten hören.

ren.

Wegen eines solchen Bewässerungsprojekts war er jetzt auch nach Nawat geflogen. Es handelte sich um eine Plantage, auf der schon seit Generationen Dattelpalmen wuchsen, nun sollten auch andere Nutzpflanzen angebaut werden. Die Wasserversorgung war dabei nicht das Problem, vielmehr die Erzeugung der benötigten Energie, vor allem für die Pumpen und für die Sprinkleranlagen. Außerdem sollte das Gemüse, das man hier ernten wollte, kühl und frisch gehalten werden, was angesichts von Temperaturen nahe 50 Grad Celsius ein geradezu tollkühner Plan war.

Am Rande des Ortes Nawat befanden sich einige Hügel mit Felsgestein, das noch nicht infolge der Erosion allmählich zerfallen war. Es gab auch, wie Winkler sagte, ein paar Höhlen und sogar eine, wo zu Zeiten des frühen Christentums ein armer Eremit gehaust haben soll, aber sein Einfluss auf den hiesigen Glauben muss gering gewesen sein. "Hier gibt es nur strenggläubige Muslime", sagte Winkler, "und einige Alte, die von den Nomaden abstammen und noch so etwas wie Schamanismus betreiben."

Das war überhaupt ein Problem: man musste die Leute erst einmal davon überzeugen, daß der Ackerbau eine Alternative zur Viehzucht sein könnte. Sie haben Jahrhunderte lang ihre Herden das Tal hinauf getrieben, wenn das Rinnsal Wasser führend war. Und dann haben sie ihre Schafe und Ziegen verkauft und der Erlös war durchaus zufriedenstellend. Die meisten wissen gar nicht, wie man Gemüse anbaut."

Engelhardt schaute von dem Hügel, den sie erklommen hatten, auf den Ort. Die Häuser waren bis auf einige öffentliche Gebäude einstöckig und aus Lehm gebaut. Die meisten hatten eine Art Dachterrasse, auf denen große Tuchsegel Schatten spendeten. Sie standen eng aneinander geschmiegt, doch als die beiden dann mitten im Ort waren, sah Engelhardt, wie sich zwischen den Häusern eine Vielzahl von Gassen schlängelte, an deren Seiten mehrere kleinere Basare lagen. Es herrschte hier eine angenehme Temperatur und überhaupt: Engelhardt behagte die geruhsame, fast beschauliche Atmosphäre von Nawat.

"Wie hast du diesen Ort gefunden?", fragte er Winkler. "Durch Zufall. Ein

Händler, der meinem Vater Geld schuldete, hatte sich vor ihm versteckt. Er hat ihn hier aufgespürt." "Und sein Geld bekommen?" "Natürlich. Mein Vater war da nicht zimperlich, er hatte auch noch alle seine Waffen aus der Armee, vor allem seine geliebte *Walther*." Engelhardt erzählte ihm von Mustafa Hozat und seiner deutschen Pistole, und Winkler sagte, das seien hier sehr begehrte Stücke.

Während Wolfgang Winkler auf der Plantage eine Unterredung mit den dortigen Bauern führte, schlenderte Engelhardt durch die Gassen. Sie trafen sich an der verabredeten Stelle wieder. Er fragte ihn, ob seine Verhandlungen erfolgreich gewesen seien, und Winkler war recht zufrieden. Er hätte so eine Vision, sagte er, eine Anlage mit mehreren Gewächshäusern, in denen praktisch ein "ideales Mikroklima" herrscht, um alle möglichen Gemüsesorten zu züchten. Aber das sei vorläufig noch "Zukunftsmusik", dennoch verfolge er seinen Plan mit aller Kraft.

Engelhardt sagte "Weißt du, weshalb mir der Name der Oase Augila bekannt ist?" "Nein, weshalb?" Und Engelhardt erzählte die ganze Begebenheit mit der Soldatin aus Gaddafis Leibwache, die, wie er dann von Kharubi erfahren hatte, von dort herkommt. Winkler staunte nicht schlecht, er war mucksmäuschenstill und zum Schluss sagte er "Beim heiligen Augustinus, das ist eine der merkwürdigsten Geschichten, die ich je gehört habe. Und sie ist offenbar noch nicht zu Ende", fügte er hinzu, und Engelhardt musste lachen.

"Und ich dachte, du wärst hier, um für die DDR Auslandsaufklärung zu spionieren oder den Libyern Waffen zu verkaufen." "Was? Hast du das wirklich angenommen?" "Na, damals in Leipzig bei der Schulung hast du dich sehr bedeckt gehalten, was deinen Auftrag betraf." "Natürlich. Und ich habe mich meinerseits auch gefragt, ob du nicht etwa von der Stasi bist und die anderen aushorchen sollst." Winkler legte die Hand an seine Brust. "Ich? Ein Stasi Mann? Das glaubst du doch nicht im Ernst?" "Wieso nicht, du wärst als Informant doch Gold wert."

"Und was machen wir jetzt?", meinte Winkler. "Wie, was machen wir jetzt?" "Wofür halten wir uns nun gegenseitig?" Engelhardt sagte "Ich für meinen Teil wäre jedenfalls froh, wenn sich unsere Befürchtungen als falsch erweisen wür-

den." Winkler lächelte und wollte etwas erwidern, aber jemand kam an ihren Tisch heran, und es war ein Bekannter von ihm, der sich für eine Weile zu ihnen setzte.

Da der Hauptmann nicht im Apartment gewesen war, als der Fahrer ihn abholen sollte, beschloss er, am übernächsten Tag selbst zu Sharif al Missalati zu fahren. Er meldete sich am Eingangstor, und man ließ ihn eine Weile warten. Dann holte ihn einer der Sicherheitsleute ab und führte ihn durch die Räume, die Kindermeute saß wie immer vor den Fernsehern. Ein kleines Mädchen erkannte ihn offenbar wieder, sie winkte ihm zu und dann lief sie hinter den beiden Männern her.

Missalati empfing ihn freundlich, aber nicht überschwänglich. Der Hauptmann sagte, er habe die Unteroffiziere und nunmehrigen Flugzeugmechaniker "wohlbehalten hier abgeliefert", seine Vorgesetzten in der DDR seien sehr zufrieden mit ihnen gewesen und würden einer weiteren Zusammenarbeit jederzeit zustimmen.

Missalati, als er das Mädchen sah, ging an dem Hauptmann vorbei und rief "Habiba, mein Engelchen, was willst du denn hier?" Er nahm sie hoch auf den Arm und gab ihr ein Küsschen, sie sagte etwas und schaute den Hauptmann dabei an, Missalati erwiderte "Oh, nein, mein Liebling, das ist nicht Abu Sabra, das ist ein fremder Gast aus dem *Frankenland*."

Sie streckte das Händchen nach ihm aus und sagte etwas. Missalati sagte "Sie will an Ihrem Ohr zupfen." "An meinem Ohr? Aber bitte, gern, wenn es ihr Spaß macht." Missalati hielt sie zu ihm hin, und sie zupfte an seinem Ohr, als würde sie die Blätter einer Rosenblüte abzupfen. "Ist gut?", fragte Missalati, und sie nickte. Er setzte sie ab, und sie lief davon. Sie hinterließ ein seltsames Kribbeln an seinem Ohrläppchen.

Missalati bat ihn Platz zu nehmen, er ließ Tee und Gebäck servieren. Sie sprachen über die allgemeine Lage, Missalati schien nichts Besonderes auf dem Herzen zu haben. Da sagte der Hauptmann "Herr Kharubi hat mir beim letzten Mal mitgeteilt, daß Sohaya mich sehen möchte." Missalatis Ausdruck bekam etwas ausgesprochen Huldvolles, er sagte "So ist es. Sie sind ihrem Wunsch

nicht nachgekommen." Es klang, als habe er selbst sie deshalb trösten müssen. Der Hauptmann verteidigte sich. "Ich war mir in diesem Moment nicht der Bedeutung dieser Bitte bewusst", und fügte hinzu "möglicherweise war ich noch zu sehr verwirrt von dem Vorfall." Missalati nickte wie ein Sultan.

"Und jetzt?", fragte er gelassen. "Ich würde das gern nachholen, wenn es möglich ist." "Dafür ist es nie zu spät." "Ich danke Ihnen." "Ja, bitte. Aber wofür?" "Dafür, daß ich es vor Ihnen ansprechen durfte und dafür, daß Sie mir Gelegenheit geben, meine Unhöflichkeit wettzumachen." Missalati nickte abermals und sagte "Im Koran steht geschrieben: 'Wer seiner Verpflichtung nachkommt und gottesfürchtig ist, siehe, den liebt Allah'."

Missalati hatte ihm die Adresse gegeben, es war eine Wohnung einige Seitenstraßen vom Tripoliser Westbahnhof entfernt. Auch hier suchte er vergebens nach einem Klingelschild, aber diesmal fehlte selbst der Pförtner. Er traf im Treppenaufgang eine alte Frau, aber sie schien schwerhörig zu sein. Eine Wohnungstür stand offen, er rief hinein, ein Junge erschien und dann eine Frau, die wahrscheinlich seine Mutter war. Er nannte Sohayas Namen. Sie wusste, wo sie zu finden war. Er spürte plötzlich wieder das Kribbeln in seinem Ohrläppchen.

Ihre Wohnung war winzig. Sie setzten sich in der Küche am Fenster an einen kleinen Tisch. Neben dem schmalen Küchenschrank hing ein Vogelbauer mit zwei kleinen, bunten Vögeln, die munter zwitscherten und auf blanken Zweigen unentwegt umeinander hersprangen. Auf dem Tisch lag ein Papierblock und ein Kugelschreiber, das oberste Blatt war mit endlosen Krakeleien bedeckt. Rechts lag ein amerikanischer Trommelrevolver mit kurzem Lauf und sehr schmalen Griff. Um ihr Handgelenk war eine stabile, blaue Manschette befestigt, die ein Stück über den Unterarm sowie über den Handteller reichte.

Sie saßen sich gegenüber und sagten nichts, aber die beiden Vögelchen schienen ganz aufgeregt. Ihr dunkles Haar war kurzgeschnitten, sie sah aus wie ein Bube, der aus dem Schwimmbad kam, doch Engelhardt wusste, daß sie nur mit einem Kopftuch auf die Straße geht. Er deutete auf den Revolver und fragte "Können Sie noch damit umgehen?" Sie versuchte, ihn zu greifen, aber er hing schlaff in ihrer Hand, sie konnte schwerlich den Abzug betätigen.

Immerhin konnte sie die Finger langsam bewegen, die Ärzte hatten offenbar gute Arbeit geleistet, aber es war klar, daß sie nie mehr als Leibwächterin würde dienen können.

"Ich kann jetzt mit links schreiben", sagte sie und zog ein anderes Blatt hervor, es sah aus wie ein Brief, er meinte für sich, daß es gut leserlich wäre. "Man hat mir gesagt, Sie hätten noch eine andere Verletzung gehabt." Sie nickte. "Ja, an der Hüfte, aber es war ein glatter Durchschuss." Sie lachte und er lachte auch, auf einmal war die Anspannung weg. "Ich bin gekommen, weil ..." "Möchten Sie eine Tasse Tee mit mir trinken?", schnitt sie ihm das Wort ab. "Ja, sehr gern."

Sie erhob sich und setzte den Wasserkessel auf den Herd, sie hantierte mit der Teedose und dem Geschirr. Die Vögelchen spielten schier verrückt. Sie trug ein dünnes, schlichtes Kleid, das nicht einmal bis zu den Knien reichte, sie war barfuß. Er bemerkte ihre schlanke, schöne Gestalt, die damals unter der Uniform nicht zu erkennen war. Er konnte sich auf einmal nicht mehr dagegen wehren, sie anzustarren. Er sprang auf und sagte "Kann ich Ihnen behilflich sein?" Sie sagte "Nein, bleiben Sie ruhig sitzen." "Aber was soll ich denn tun?" "Schauen Sie mir einfach zu", erwiderte sie, und sie lächelten sich an.

* * * * *

Wolfgang Winkler erzählte später, daß er Sohaya da schon kennengelernt hat, der Hauptmann hatte sie ihm vorgestellt, und sie waren gemeinsam auch nach Nawat geflogen, wo ihnen Sohaya in einem Nachbarort zeigte, wo sie aufgewachsen war und gewohnt hatte, bevor ihre Familie mit ihr von dort wegging.

Sohaya hatte den Kontakt zu ihrem Heimatort in der Oase Augila nie ganz abreißen lassen, es gab dort sowohl noch einige Freundinnen als auch eine Großtante, die mit ihr verwandt war, aber seit dem Unfall beim Attentat (und auch lange Zeit davor) war sie nicht mehr dort gewesen. Man konnte sehen, daß sie sehr glücklich über diesen neuerlichen Besuch war, sie konnte nur mit Mühe - und weil es ihr vor den Männern peinlich war - ihre Tränen unterdrücken. Sie

dankte dem Hauptmann für den Ausflug, der sagte, es sei in erster Linie seinem Freund Winkler zu verdanken, denn er selbst hätte wohl kaum den Weg hierher gefunden. Zuletzt bedankten sie sich alle bei dem Piloten, einem Ägypter von kaum anderthalb Meter Größe, der immer lächelte und kaum ein Wort sprach.

Wolfgang Winkler räumte auch ein, mitverantwortlich zu sein, daß Sohaya dem Hauptmann dieses Foto schickte. Er hatte es selbst in ihrer Küche mit einer Polaroid Kamera aufgenommen, die er in Italien gekauft hatte. Sie sah darauf sehr hübsch aus, mit einem unwiderstehlichen Lächeln und einem beinahe sehnsüchtigen Ausdruck in den Augen. Ihre Haare waren wieder länger geworden und sie hatte sie nach hinten zusammengebunden, aber zwei, drei Strähnen hingen an den Seiten herab. "Sie war wirklich wunderschön", sagte Winkler, "man konnte sich kaum von ihrem Anblick losreißen."

Als Hauptmann Engelhardt nach Rautenberg zurückgekehrt war, kam ihm alles wie verändert vor, und er fand sich gar nicht mehr zurecht. Er versuchte mühsam und mit aller Kraft, seinen gewohnten Tagesablauf und seinen Dienst wieder aufzunehmen, aber es gelang ihm nicht. Waren es in den Wochen zuvor lediglich eine Zerstreutheit und eine vorübergehende mentale Absenz gewesen, die ihn oft überfielen, so befand er sich jetzt manchmal in einem Zustand unerklärlicher Euphorie. Jedoch eine Euphorie, die auf sein Inneres gerichtet war und die sich in seiner äußeren Umgebung bloß verflüchtigte. Es war, als wäre er in einem finsternen Wald vor Erschöpfung eingeschlafen und wie gestärkt auf einer Wiese erwacht.

Die bösen Alpträume waren verschwunden. Aber stattdessen machten ihm seltsame Phantasien zu schaffen, ganz so, wie wenn sich in seinem Geiste ein anderes Leben Bahn brechen wollte. Er verspürte das gleiche Gefühl wie damals, als Sharif Missalati ihn zu der Begegnung mit dem Colonel Gaddafi einlud, und das gleiche Gefühl, das er hatte, als ihm bewusst wurde, daß er an Sohayas Fehlverhalten schuld sein könnte. Diese Befürchtung hatte sich - Allah sei Dank - nicht bewahrheitet, er hatte mit ihr darüber gesprochen und sie hatte ihn mit einer sanften Geste von seinem Selbstvorwurf befreit.

Überhaupt, er war der festen Überzeugung, daß er Sohaya mehr zu verdanken

habe, als sie ihm, obwohl sie keine Gelegenheit ausließ, um ihn für seine selbstlose Tat zu preisen. Sie sagte: nie zuvor habe ein Mann mehr für sie getan, als er - ausgenommen der Colonel Gaddafi. Diese ihre Worte klangen ihm dauernd im Ohr, und einmal träumte er sogar, wie er und Sohya - sollte er sich das wirklich nochmal vergegenwärtigen? - wie er und Sohya vor dem Traualtar standen, und der ihnen den Segen gab, war kein Geringerer als der "Häuptling aller Häuptlinge", der "Führer des Islamischen Welt Volks Kommandos und der Pan-Arabischen Union der revolutionären Kräfte"!

Und dann überstürzten sich förmlich die Ereignisse. In den Nachrichten kam die Meldung, über Schottland war ein Passagier Flugzeug explodiert, es gab über 250 Tote, niemand hatte überlebt. Die Untersuchungen ergaben, daß eine Bombe die Ursache der Explosion gewesen war, wahrscheinlich in einem Koffer an Bord geschmuggelt. Als Drahtzieher dieses ungeheuerlichen Mordanschlags auf unschuldige Zivilisten wurden libysche Terroristen genannt!

Oberst Bruder sagte, da wären zwei Männer, die ihn sprechen wollen. Sie kamen von der Stasi Hauptabteilung zwei fünfzehn in Berlin Karlshorst, ebene Abteilung, die (nach Major Gerlings Worten) für alle Aktivitäten rund um das libysche Volksbüro in Berlin zuständig war. Oberst Bruder durfte bei dem Gespräch nicht mit dabei sein. Sie kamen gleich zur Sache, sie fragten Engelhardt, ob er für einen gewissen Hans Memling ein Paket mit nach Libyen genommen und dort abgegeben habe? Er sagte wie aus der Pistole geschossen "Nein."

Ob er also nicht am Soundsovielten in seiner eigenen Wohnung von einem jungen Mann ein Paket angenommen habe? Jetzt brauchte er einen Moment zum Überlegen, er fragte "Wer behauptet denn so was?" "Haben Sie oder nicht?" "Wann soll das gewesen sein?" Der eine wiederholte das Datum. Engelhardt besann sich, dann sagte er "Ja, da war jemand mit einem Paket, das angeblich für mich sein sollte." "Also stimmt es. Was haben Sie damit gemacht?" "Ich habe es ihm wieder mitgegeben?" "Bitte?" "Was sollte ich mit einem Paket anfangen, auf dem weder Adresse noch Absender draufstand? Und dieser Bursche war gar kein richtiger Postbote." "Hat er Ihnen nicht gesagt, daß es von einem *Hans Memling* aus Leipzig stammt?" "Nein. Und wenn, ich kenne niemanden mit diesem Namen." "Sie sagen also aus, der junge Mann

hätte das Paket wieder mitgenommen?" "Ja. Bei mir ist es jedenfalls nicht geblieben."

Oberst Bruder wollte wissen, was es zu besprechen gab, er war irgendwie verärgert, daß er draußen bleiben musste. Engelhardt sagte, es ging um das libysche Volksbüro in Berlin. Der Oberst flüsterte "Hör' mal, Rainer, du würdest mir doch sagen, wenn da irgendwas Komisches läuft?" "Ja, ich würde es dir sagen, Heinz. Ehrlich, ich wusste jetzt nicht so richtig, was die von mir wollten."

Was Engelhardt an den Berichten im Westfernsehen über den Flugzeug Anschlag erstaunte, war die geringe Menge Sprengstoff, die dafür nötig gewesen war. Angeblich handelte es sich um einen synthetischen Sprengstoff, wie er auch in der Tschechoslowakei(!) hergestellt wurde. Kaum ein halbes Kilo davon hatte ausgereicht, um die große Maschine zu zerstören. Natürlich dachte er darüber nach, ob in dem Paket an Wolfgang Winkler vielleicht doch etwas Gefährliches drin war. Er hatte sich gescheut, ihn danach zu fragen, er hatte es nicht wissen wollen. Besonders schwer waren sie jedenfalls beide Male nicht gewesen, und wenn man bedenkt, daß so ein Sprengstoff sicher irgendwie abgepolstert werden musste und unterwegs möglichst keine Erschütterungen erleiden durfte, dann ... "Ach, was weiß denn ich", sagte er zu sich selbst, "wie dieses Zeug transportiert wird!"

Dennoch machte er sich Gedanken, ob es klug von ihm gewesen war, Sohaya mit "seinem Freund" Wolfgang Winkler bekanntzumachen, wer weiß, ob er nicht versucht, sie für seine Geschäfte zu benutzen. Diese Ungewissheit war nur einer der Gründe, weshalb es ihn innerlich drängte, nach Tripolis zurückzukehren, doch es war beileibe nicht der Hauptgrund.

Der Major Gerling hatte sich merkwürdigerweise Zeit gelassen, bis er in Rautenberg auftauchte. Er fragte Engelhardt nach einem Mann namens Abdul Salik Zadma und ob er ihn bei General Missalati gesehen hätte. Nein, beteuerte er, ein solcher Mann sei ihm nicht begegnet, wer das sein sollte? Der Major winkte aber ab, er war nicht bereit, ihm Auskunft darüber zu geben. Überhaupt schien es, als wäre er die ganze Zeit im Kopf mit etwas anderem beschäftigt.

Der Hauptmann verschwieg ihm auch diesmal etwas Wichtiges. Er war von Missalati - genauer gesagt von dem Offizier, der seinerzeit unten im Funkraum das Kommando führte, gebeten worden, noch einmal mit an die besagte Funkanlage zu kommen. Der junge Funker, der seinen Anruf vermittelt hatte, war auf ein seltsames Signal aufmerksam geworden, das hier im Keller angekommen war. Der Offizier fragte ihn, ob er von Berlin aus angerufen habe.

Der Hauptmann verstand nicht gleich. "Ob ich hier angerufen habe?" "Ja, von Berlin aus, und zwar von der Nummer, die Sie letztens gewählt hatten." "Nein", versicherte er, "ganz bestimmt nicht. Und mein Vorgesetzter hat mir gesagt, die Nummer wäre geändert worden. Wann kam der Anruf?" Der Funker nannte Datum und Zeit. "Ich war nicht in Berlin." "Jemand hat sich mit Ihrem Namen gemeldet", sagte der Offizier. "Wie bitte? Was wollte er?" "Er wollte General Missalatis Sohn Sayed sprechen." Der Hauptmann schaute Missalati an, der schweigend daneben stand.

Da fiel ihm plötzlich das Schreiben ein, das ihm der Major für den General mitgegeben hatte, samt dem Gratis Zeugnis für seinen Sohn, der Hauptmann hatte es bei seiner Aufregung um Sohaya glatt vergessen. Er wusste nicht, wie er sich aus der Affäre ziehen sollte. Würde er es jetzt nachreichen, müsste er sich entschuldigen und würde zugleich unglaubwürdig erscheinen, was seine Worte von eben betraf. Er müsste alles auf den Major schieben und das wäre wenig überzeugend. Und was hatte er mit Sayed Missalati zu tun?

Er schüttelte den Kopf. "Ich kann mir das nicht erklären." Dann fragte er "Wie haben Sie überhaupt herausgefunden, daß es dieselbe Nummer war?" Der Funker sagte "Es war dieselbe Frequenz ... und noch ein paar andere Parameter stimmten überein." Er warf einen Blick auf den Offizier, der nickte unmerklich, der Funker fügte hinzu "Wir haben ein Verfahren entwickelt, mit dem man die Funkwellen zurückverfolgen kann, wir sind in der Lage, den Sender auf einige hundert Meter genau zu orten. Das funktioniert natürlich nur bei terrestrischen Wellen, aber die ... Geheimdienste benutzen überall auf der Welt auch noch die terrestrischen Radiowellen, weil sie sehr stabil sind, was die Übertragung betrifft."

Der Hauptmann staunte. "Und das verraten Sie mir so ohne weiteres?" Der Offizier erwiderte "Wenn jemand weiß, daß wir das können, bedeutet das ja nicht, daß man uns daran hindern kann, es zu benutzen, es zeigt doch den anderen nur, daß wir auf der Hut sind, nicht wahr, Herr Hauptmann?" "Stimmt", gab ihm der Hauptmann recht, dann wandte er sich um. "Hat Ihr Sohn das Gespräch geführt?" Sharif Missalati schüttelte den Kopf. "Nein, er war gerade nicht erreichbar", murmelte er.

In Rautenberg musste Major Gerling unversehens wieder nach Berlin zurück, der Hauptmann hätte gar keine Gelegenheit gehabt, von der Sache zu sprechen. Oberst Bruder sagte "Die Genossen in Berlin haben momentan alle Hände voll zu tun, sie müssen den Republik Geburtstag vorbereiten. Habe gehört, der Minister macht ihnen mächtig Dampf. Außerdem kommt Gorbatschow her, das will alles abgesichert sein, wahrscheinlich brauchen sie jetzt jeden Mann."

Über diesen Besuch von Michail Gorbatschow hatte auch Tschugajew gesprochen, er wusste erstaunliche Einzelheiten und er sagte "Wenn das mal gut geht." "Was meinst du damit?", wollte Engelhardt wissen. Tschugajew sagte "Na, das sieht doch ein Blinder mit Krückstock, daß sich Honecker und Gorbatschow spinnefeind sind. Das ist nicht mehr so wie früher mit Breshnew, Küsschen links, Küsschen rechts und Arm in Arm über'n roten Teppich. Mir fällt jedenfalls nicht viel ein, was sich die beiden zu sagen hätten", meinte Tschugajew, als hätte er sie gerade auf ihre Gästezimmer gebracht.

Das war im Sommer. Und dann geschah etwas ganz Fatales. Als Engelhardt eines Nachmittags nach Hause kam, saß Kerstin mit rotgeweinten Augen auf der Couch, sie hielt Claudia im Arm, und es sah aus, als wollte sie die Tochter vor ihm schützen. Auf dem flachen Couchtisch lag ein geöffneter Brief, und selbst auf drei Schritte Entfernung konnte man den Parfumdüft schnuppern, der von ihm ausging. Er war von Sohaya, es war ein Polaroidfoto drin, von ihr, aufgenommen in der Küche, am Fenster, sie lächelte, im Hintergrund konnte man den Vogelbauer mit den munteren Vögelchen erkennen.

"Wer ist das?", fragte Kerstin mit tränenerstickter Stimme. Er versuchte gar nicht erst, etwas zu leugnen. Er gab ein paar Erklärungen ab. Er sagte, er sei von Anfang an in Libyen gewesen, die Geldbörse, die er ihr mitgebracht hatte,

stammt auch von dort. Sie stellte fest, daß er sie also von Anfang an belogen hat, und er sagte "Ja. Es tut mir leid." Er wusste, daß sie ihn fragen würde, ob er sie auch mit ihr betrogen hat. Er berichtete ihr, wie er ihr zum ersten Mal begegnet und was sich ereignet hatte, er war sich nicht sicher, ob Kerstin es ihm glaubt.

Sie stellte ihn vor die Wahl: entweder er würde sich sofort von dieser Frau "lossagen" oder sie, Kerstin, würde sich von ihm trennen, und Claudia würde sie selbstverständlich mitnehmen. Er fragte sie, wie er das anstellen soll, sich von ihr loszusagen? "Das ist mir scheißegal!", schrie sie ihn so laut an, daß Claudia aufwachte und die beiden erschrocken ansah. Sie fügte etwas ruhiger hinzu "Bis jetzt warst du ja um Einfälle auch nicht verlegen. Also tu', was ich von dir verlange. Wir werden noch heute zu Angela fahren und dort solange bleiben, bis du alles ins Reine gebracht hast." Er war bestürzt, aber er brachte nichts weiter hervor als "Ihr wollt jetzt mit unserm Auto nach Leipzig fahren?" Sie sah ihn verächtlich an und meinte "Du bist so ein Arschloch!"

Eine Stunde später kam ihre Schwester Angela, um sie und Claudia abzuholen, Kerstin hatte sie angerufen. Sie hatte auch vorher schon ein paar Sachen zusammengepackt, sie meinte es todernst. Angela redete mit ihm keine Silbe, sie sah ihm nicht mal in die Augen. Aber sie steckte den Brief mitsamt Foto ein, es sah aus, als würde sie ihn beschlagnahmen. Sie knallten die Tür hinter sich zu. Er saß lange auf der Couch, wo Kerstin eben noch mit Claudia gesessen hatte. Er überlegte, was er tun soll.

Wolfgang Winkler erzählte später, es sei Engelhardt irgendwie gelungen, sich mit dem Major Tschugajew in Verbindung zu setzen. Er muss ihm seine Lage geschildert haben, und Tschugajew, der ein richtiger Kumpel sein konnte, der niemanden in der Patsche sitzen ließ, wenn er um Hilfe gebeten wurde, arrangierte es, daß Engelhardt nach Tripolis fliegen konnte. Allerdings völlig auf eigene Faust. Es war ihm natürlich klar, daß er sich damit eines Verbrechens schuldig machte, das nach den Gesetzen der Nationalen Volksarmee schwer betrafft werden würde. Aber das nahm er in Kauf, "und er hätte es wohl - ungeachtet dessen, daß es für alle Beteiligten schmerzlich gewesen wäre - als eine Art Sühne betrachtet", erklärte Winkler später.

In Libyen widerfuhr ihm allerdings etwas, das ihm noch mehr schaden sollte. Nach dem Lockerbie Anschlag und nach massiven Gerüchten, die Libyer würden in Tarfaya chemische Waffen produzieren, hatten die Amerikaner und ihre Verbündeten das Land angegriffen und bombardiert. Die Libyer hatten ein Kampfflugzeug vom Typ F4 *Phantom* der westdeutschen Luftwaffe abgeschossen. Es war ein Zweisitzer, der offenbar als Aufklärer unterwegs war und in geringer Höhe flog. Die beiden Piloten konnten sich mit dem Schleudersitz retten, das Flugzeugwrack wurde in der Wüste gefunden. Einer der Flugzeugführer wurde gefasst, er war nur leicht verletzt. Von dem andern fehlte angeblich jede Spur.

Da man feststellte, daß es sich um einen deutschen Offizier handelte, wurde der Hauptmann "gebeten", mit ihm zu reden. Man vermied das Wort "Verhör", aber als der Hauptmann in den Bunker geführt wurde, wo der Pilot gefangen gehalten wurde, war es für ihn schon zu spät, sich zu weigern. Er konnte auf Anhieb sehen, daß der Mann gefoltert worden war. Er trug eine schwarze Haube, damit er seinen Gegenüber nicht erkennen sollte. Der Hauptmann sprach mit ihm, er versuchte ihn zu überreden, Informationen über seinen Flug und seinen Auftrag preiszugeben, dazu hatten ihn die libyschen Genossen gedrängt. Der Pilot blieb standhaft. Der Hauptmann versprach ihm, sich dafür einzusetzen, daß er nach dem internationalen Kriegsrecht behandelt werde (wofür er überhaupt keine Handhabe hatte), aber der andere glaubte ihm kein Wort. Der Hauptmann war froh, als er aus dem Bunker wieder heraus war.

Bei dem Piloten war eine Kladde gefunden worden, in der merkwürdige Zahlen und Zeichen gelistet waren. Man zeigte sie dem Hauptmann, der zuerst nichts damit anfangen konnte. Dann traute er plötzlich seinen Augen nicht. Es handelte sich offenbar um Funkfrequenzen und Koordinaten, die nach einem ähnlichen System verschlüsselt waren wie sie es in Groß Keuditz benutzt hatten, als sie sich für einen Einsatz im "verbündeten" Polen vorbereiteten, der dann glücklicherweise abgeblasen wurde. Es war nur leicht modifiziert worden.

Er sprach mit dem Funker darüber, und gemeinsam konnten sie einen Teil davon entschlüsseln. Der Funkoffizier und dann auch Sharif Missalati dankten ihm für seine Mitarbeit, und er freute sich, ihnen geholfen zu haben. Das war ihm jedenfalls zehnmal lieber als das Verhör im Folterkeller.

Wolfgang Winkler war zu dieser Zeit nicht am Ort. Engelhardt bat Sharif Missalati darum, mit Sohaya in die Oase Augila zu fliegen, und der stellte ihnen sofort ein kleines Flugzeug samt Pilot zur Verfügung. Er bot ihm auch an, die beiden nach el Scharaf zu bringen, um seine Kamel Zucht anzuschauen, und Engelhardt konnte schlecht ablehnen.

Es gefiel Sohaya sehr, das Fliegen machte ihr großen Spaß. Mit der Beweglichkeit ihrer Hand ging es auch voran, aber den Revolver hatte sie weggelegt, den brauche sie jetzt nicht mehr, sagte sie. Mit Hilfe der ärztlichen und psychologischen Behandlung schien sie die Nachwirkungen des schrecklichen Ereignisses überwunden zu haben. Sie war überhaupt sehr fröhlich, sie machte einen unbeschwerten, beinahe glücklichen Eindruck, aber Engelhardt spürte, daß sie sich davor scheute, darüber zu sprechen, wie es mit ihnen weitergehen sollte. Und ihm war vollkommen bewusst, daß er ihr und sich selbst das Herz brechen würde, wenn er sich jetzt von ihr losgesagt hätte. Keiner wollte den anderen ins Unglück stürzen, aber auch um keinen Preis wieder verlieren.

Und da platzte plötzlich die Nachricht herein, daß die Berliner Mauer über Nacht geöffnet worden war. Engelhardt sah bei General Missalati (auf einem extra Fernseher, den die Kinder nicht benutzen durften) die Bilder von den jubelnden Massen, die über die offene Staatsgrenze nach Westberlin strömten. Ihm standen die Tränen in den Augen, aber er wusste nicht, ob es vor Ergriffenheit oder aus Verzweiflung war. Missalati stand wortlos daneben und verfolgte ziemlich ungerührt das Geschehen. Dann sagte er "Ihr Deutschen seid wirklich ein komisches Volk, ihr freut euch immer am meisten über das, was ihr falsch gemacht habt."

Engelhardt musste nach Hause, aber es gab Probleme mit dem Flugverkehr. Die Militärflugplätze waren in höchste Alarmbereitschaft versetzt worden. Selbst sein Freund Tschugajew war nicht erreichbar. "Bleib' einfach hier", schlug ihm Missalati vor, und Engelhardt entfuhr ein bitterer Lacher. Und dann kam Sohaya von einer ihrer Routine Untersuchungen zurück und sagte ihm, sie sei schwanger.

Es war Abdul Kharubi, der es möglich gemacht hatte, daß Engelhardt noch

einmal zurück nach Ostdeutschland kam. Seine Wohnung war so, wie er sie verlassen hatte, es gab keine Nachricht von Kerstin. Er telefonierte nach Leipzig, Angelas Mann Jürgen nahm ab, er sagte, "die Frauen" wären grade nicht da, er würde es Kerstin ausrichten. Engelhardt fragte noch, wie es mit dem Ausreiseantrag stünde, und Jürgen entgegnete "Bist du jetzt nicht mehr ganz beisammen, Rainer? Die Grenzen sind offen, falls du das noch nicht gemerkt hast." Dann fügte er etwas versöhnlicher hinzu "Wir gehen wahrscheinlich nach Hamburg." "Wer wir?" "Ich und meine Familie." "Und was wird aus Kerstin und Claudia?" "Tja. Wenn *du* das nicht weißt, dann tust du mir bloß leid."

Oberst Bruder machte eine sehr bedenkliche Miene. Er sagte, er wäre stinksauer auf ihn gewesen, daß er sich heimlich davongemacht habe. Und nur weil er ihn als Kollegen so schätze, habe er sich für ihn eingesetzt und verhindert, daß ein Militärstrafverfahren gegen ihn eingeleitet wird. "Ich habe gesagt, deine Aktion sei auf meinen Befehl angeordnet worden, über die ich aber nichts weiter sagen dürfe, weil sie von ganz oben käme und der strengsten Geheimhaltung unterliege. Mensch, Rainer, warum hast du denn nicht mit mir geredet?" "Ich wollte da niemanden mit 'reinziehen."

Dann gab er Oberst Bruder ein paar Einzelheiten bekannt. Der musste sich setzen. "Ach du Scheiße!", meinte er. "Was passiert hier gerade?", wollte Engelhardt wissen. "Wir werden uns wahrscheinlich kampflös ergeben", erwiderte der Oberst resigniert aber nicht ohne eine gewisse moralische Überlegenheit, "ich schätze, die Sowjets ziehen sich zurück, und wir werden von der Bundeswehr übernommen. Andernfalls wird es zu einem Atomkrieg kommen, und ich glaube nicht, das den irgendjemand wirklich will." "Kann ich ein paar Tage freinehmen?" "So lange du willst. Hier ist sowieso im Moment nichts zu tun." Er schüttelte den Kopf. "Ich hätte nie gedacht, daß es einmal so kläglich endet." Er wischte sich über die Augen. Engelhardt klopfte ihm sachte auf die Schulter. "Es war nicht unsere Schuld, Heinz, und deine schon gar nicht. Du warst immer ein tapferer und ehrlicher Kamerad." Der Oberst nickte und unterdrückte ein Schluchzen.

Angela rief bei ihm an. Er sagte, er möchte mit Kerstin sprechen. Worum es ginge? "Worum es geht?", sagte er fast außer sich vor Zorn, "Das weißt du wohl genau!" "Schrei' mich nicht so an", gab sie zurück, "ich werde Kerstin

Bescheid sagen. Warte auf den Rückruf." 'Warte auf den Rückruf.' Er hätte ihr am liebsten eine geknallt. Er wartete den ganzen Abend. Er wartete den folgenden Tag, er befürchtete, daß bei Kerstin gar nichts angekommen sei. Er rief nochmal an, aber es nahm niemand ab.

Am übernächsten Tag rief Oberst Bruder an, er klang seltsam förmlich, aber er sprach sehr langsam, als wollte er ihm Zeit verschaffen. Er forderte ihn auf, sich umgehend im Objekt einzufinden. Er solle "ein paar Sachen" mitnehmen. Was für Sachen? Was "zum Anziehen" und "für die Nacht", er solle außerdem seine Dienstwaffe mitbringen. Als er am Kontrolldurchlass ankam, wurde ihm als erstes die Pistole abgenommen. Dann brachte man ihn zu Oberst Bruder ins Dienstzimmer. Der hatte darauf bestanden, dabei zu sein.

Es waren drei weitere Männer anwesend. Engelhardt erkannte den einen erst auf den zweiten Blick, es war Major Gerling, er trug eine Offiziersuniform der Luftwaffe der Bundeswehr! Er sagte "Herr Engelhardt, das ist eine Befragung bezüglich Ihrer Aktivitäten in der Arabischen Republik Libyen. Fühlen Sie sich im Vollbesitz Ihrer geistigen Kräfte?" "Wie bitte?" "Können Sie verstehen, was ich Sie frage?" "Ja."

"Waren Sie in Libyen an einem Verhör eines gefangenen NATO Piloten beteiligt?" "Ich habe kein Verhör durchgeführt. Ich habe lediglich mit einem Piloten gesprochen." "Der Gefangene des libyschen Geheimdienstes war?" "Seine Maschine war über libyschem Luftraum abgeschossen worden, mehr weiß ich nicht." "Es waren zwei Piloten in der Maschine, wussten Sie das?" "Ja." "Was wissen Sie über den zweiten Piloten?" "Nichts." "Ganz sicher?" "Ja. Ganz sicher: nichts." Der Major wechselte einen Blick mit einem der anderen Männer, der nickte ihm zu.

Engelhardt fragte "Woher wissen Sie denn eigentlich von diesen Piloten?" Der Major wollte die Frage ignorieren, sagte dann aber "Der, mit dem Sie 'gesprochen' haben, wie Sie sich ausdrückten, konnte sich befreien und fliehen. Der zweite hatte wohl weniger Glück, er ist womöglich in einem libyschen Folterkeller umgekommen. Das werden wir hoffentlich anhand Ihrer Aussagen herausbekommen." Dann sagte er sehr bestimmt "Herr Engelhardt, ich ordne hiermit an, daß Sie in Gewahrsam genommen werden und uns für weitere

Vernehmungen zur Verfügung zu stehen haben." "Wer ist 'uns'?" "Bitte?" "In wessen Namen erteilen Sie mir diese Weisung?" Der Major war für einen Moment unsicher, dann sagte er "Ich tue dies kraft meiner Vollmacht als Angehöriger der NATO Streitkräfte, welche - wie Sie unschwer erkennen können - hier die Befehlsgewalt innehaben." Engelhardt schaute den Oberst an, der wach seinem Blick aus.

Er sagte "Genosse Major! Sie selbst waren es, der mich auf diese Mission geschickt hat." "Ja, allerdings. Aber mit klaren Vorgaben. Sie haben in eklatanter Weise meine Befehle missachtet, eigenmächtig gehandelt und Unrecht begangen. Sie haben gegen das internationale Kriegsrecht verstoßen und ..." Er bemerkte, wie er sich in seine Rede hineinsteigerte, er brach ab und fügte hinzu "Die Angelegenheit wird an zuständiger Stelle zur Gänze aufgeklärt werden." "Und wenn ich alles bestreite?" Dem Major zuckte es um den Mund. "Dafür ist es zu spät. Dieser Herr hier - er deutete auf den anderen - hat mir eben durch ein Zeichen bestätigt, daß er Ihre Stimme wiedererkannt hat, Ihre Stimme, verstehen Sie? Er hat Sie nicht gesehen, aber gehört und er hat ..." "Es reicht, Herr Major", unterbrach ihn der andere, "alles weitere werden wir später besprechen." Der Major sagte zu Oberst Bruder "Herr Oberst, führen Sie den Mann in seine Unterkunft und sorgen Sie dafür, daß er nichts anstellt."

Er blieb die Nacht über eingeschlossen. Er schlief auf einer Pritsche. Am nächsten Morgen kam ein Soldat, der ihm einen Plasteteller brachte mit zwei Brötchen, einem Stückchen Butter und einem Klacks Erdbeer Marmelade, dazu einen Becher mit Malzkaffee. Zum Mittag bekam er eine Mahlzeit, abends hatte man ihn offenbar vergessen. Vor der Tür stand ein Wachposten, der ihn auf die Toilette begleitete, er antwortete auf keine Frage. Am andern Tag verlangte er, Oberst Bruder zu sprechen, aber der ließ sich nicht blicken. Er verbrachte zwei Tage und drei Nächte in der Zelle.

Dann erschien Oberst Bruder. Er sagte ihm, er werde in einer Stunde abgeholt und nach Bad Kelsheim überstellt. "Was ist dort?", fragte Engelhardt. Der Oberst hielt sich bedeckt. "Eine NATO Militärbasis." "Sind dort die Amerikaner?" "Kann ich nicht sagen." "Heinz!", flüsterte Engelhardt, "Du weißt, daß ich nichts Falsches getan habe! Ich habe doch nur Befehle ausgeführt." "Ich

kann dazu nichts sagen." "Du wirst mich denen doch nicht ausliefern?", be-
drängte er den Oberst. "Ich kann leider nichts mehr für dich tun", erwiderte
Oberst Bruder kühl. "Oh Gott!", rief Engelhardt und raufte sich die Haare.

Der Oberst sagte "Komm' jetzt." "Wohin?" "Sie werden ... du wirst in einer
Stunde ... du kannst dich nochmal frischmachen." "Was?" "Du kannst dich
vorher nochmal waschen ... ich meine ... falls du willst." "Ja, ist gut. Werde
ich machen." "Dann komm' mit." Er führte ihn aus dem Gebäude und über das
Gelände. "Wo willst du hin?", fragte Engelhardt, "Ich denke ..." "Halt' die
Klappe!", raunte ihm der Oberst zu und marschierte wie der brave Soldat
Schwejk voran. Sie kamen an das Heizhaus. Der Oberst öffnete die Tür und
ließ Engelhardt hinein. Im letzten Moment fasste er ihn am Ärmel, er sagte
"Viel Glück, Rainer!", und weg war er.

Wolfgang Winkler erzählte später, als der Hauptmann ihn sah, habe er ge-
rufen "Wolfgang! Haben Sie dich auch drangekriegt?" "Noch nicht." "Was soll
das alles? Was geht hier eigentlich vor?" "Quatsch jetzt nicht 'rum, zieh' dir
die Klamotten an!" "Aber warum denn?" "Damit wir hier 'rauskommen." Es
war ein dunkler Schlosseranzug, genau so einer, wie ihn der junge Heizer
trug, der daneben stand und der Engelhardt jetzt beim Umkleiden behilflich
war. "Setz' die Mütze auf", sagte Winkler, "präsentier' den Posten vorne nicht
dein Gesicht. Und jetzt 'raus hier."

Winkler schob ihn zur Tür hinaus und drehte sich nochmal zu dem Heizer um.
"Ich hab' dich gar nicht gefragt, wie du heißt, Junge." "Edgar Pawatzki." "Tut
mir leid, Edgar, daß du zu Fuß nach Hause gehen musst." "Das macht nichts,
ich hab' hier 'n olles Fahrrad stehen, für alle Fälle." "Prima. Und danke noch-
mal."

Die beiden stiegen in den B 1000. Engelhardt sagte "Ich kann mich hinten
'rein setzen", aber Winkler meinte "Wir sind auch zu zweit herein gefahren."
Sie kamen an den Kontrolldurchlass, Winkler sagte zu dem Posten "Ist alles
wieder in Ordnung, war 'n kaputtes Ventil in der Warmwasserleitung." Engel-
hardt beugte sich nach unten, als würde er zwischen seinen Füßen etwas auf-
heben. Der Posten winkte ihn durch.

Als sie ein Stück weit weg waren, holte Winkler aus seiner Brusttasche einen Umschlag hervor und reichte ihn Engelhardt. "Was ist das?" "Von deiner Frau." Er fand darin ein Foto mit ihnen allen dreien beim Picknick, im Hintergrund konnte man die Leindorfer Mühle sehen. Er hatte dieses Foto mit Selbstauslöser aufgenommen, er war froh gewesen, daß sie im richtigen Moment in die Kamera schauten. Seine Hände fingen an zu zittern. Er wendete das Foto um, auf der Rückseite stand auf zwei Zeilen "Es tut mir alles so leid. K." Die Tränen schossen ihm in die Augen, er heulte wie ein Kind.

* * * * *

Ingrid Jasmund saß bei Larry Kostik in dessen Wohnzimmer, sie tranken eine Flasche Rotwein. Larry hatte ihr gerade von seinem Aufenthalt in Argentinien erzählt, wo er vor einigen Jahren eine Zeit lang gearbeitet hatte. Er zeigte ihr auch Fotos von der unvergleichlichen Landschaft. Er versuchte, Ingrid ein bisschen abzulenken, denn sie war in Gedanken nur noch mit Thabit beschäftigt. Sie saß wie auf glühenden Kohlen, sie wartete auf ein Zeichen von ihm. Gegen halb zehn klingelte ihr Handy, es war eine SMS, sie lautete: *Bella mia fiamma, addio.*

"Was heißt das?" Larry sagte "Das ist italienisch." "Na, das weiß ich auch. 'Addio' heißt doch 'Mach's gut'." "Ja, oder 'Leb' wohl'. *Bella mia fiamma*, ich würde sagen: 'Meine schöne Flamme'." "Meine schöne Flamme, leb wohl?" Larry sagte "Also nach allem, was du erzählt hast, klingt das nicht nach Thabit." "Nein, es ist auch nicht seine Nummer vom letzten Mal." "Hast du vielleicht sonst irgendeinen Verehrer, der sich so theatralisch von dir verabschieden möchte?" "Nein!" "Hm. Dann sollten wir davon ausgehen, daß es eine Botschaft ist."

Er stand auf und ging an seinen Schreibtisch, er schaltete seinen Laptop an. "Schauen wir doch mal, was Google dazu meint." Er gab ein: *Bella mia fiamma, addio.* Ingrid stand hinter ihm und las mit. "So heißt eine Arie von Mozart." "Was soll das denn bedeuten?" Ingrid kramte in ihrem Gedächtnis herum, ob ihr etwas dazu einfiele, aber sie war ratlos. Larry klickte sich durch ein paar Einträge. "Hier steht, daß Mozart diese Arie für eine Sängerin namens Josepha Duscek komponiert hat." "Ja, und?" "Sie wohnte damals in Prag, auf

einem kleinen Anwesen, das hieß *Bertramka*."

Larry gab Bertramka ein. "Es gibt dieses Gebäude noch, schau' mal, es ist ein Museum." "Du meinst, ich soll da hin kommen?" "Natürlich. Eine bessere Erklärung fällt mir dazu nicht ein." "Hast du nicht mal gesagt, daß es in Prag ein CIA Büro gebe, wo sie arabischen Terroristen auflauern?" "Das war doch nur Quatsch." "Ach so, jetzt auf einmal." "Na ja, schon möglich, daß es so etwas gibt. Aber die würden sich garantiert nicht in einem Mozart Museum einquartieren, dafür ist die CIA viel zu unmusikalisch." Ingrid lachte. "Du und dein Sarkasmus. Okay, dann fahr' ich nach Prag." "Sei trotzdem vorsichtig. Und ruf' mich an, wenn was ist." "Ja, mach' ich."

Sie fuhr mit der Bahn nach Prag. Sie nahm sich ein Zimmer in einem großen Mietshaus in der Nähe des Zentrums. Sie fragte die Vermieterin nach dem Haus Bertramka, sie hatte einen Stadtplan, und darauf fanden sie es. Die Vermieterin meinte, wahrscheinlich würde sie es nicht mehr schaffen bis zur Schließzeit, aber Ingrid machte sich trotzdem in die Spur. Es war noch eine gute Viertelstunde geöffnet, man gab keine Eintrittskarten mehr aus. Ingrid schaute sich um, ob Thabit irgendwo wäre, aber sie konnte ihn nirgends entdecken. Ein paar Leute gingen in dem kleinen Park umher. Sie fuhr mit der Straßenbahn ins Zentrum und setzte sich in ein Café. Sie beschloss, morgen wieder hinzugehen.

Beim zweiten Mal war von Thabit wieder nichts zu sehen. Aber da war ein älterer Herr mit Hut, der gestern auch hier war und der sie, wie sie glaubte, ebenfalls bemerkt hatte. Sie schaute zu ihm hinüber, er blieb auf der Stelle stehen, er ließ sie herankommen. Sie sagte "Mein Herr, kennen Sie die Arie *Bella mia fiamma, addio*?" "Dann sind Sie Ingrid Jasmund?", erwiderte er. "Ja, das bin ich." "Mein Name ist Wolfgang Winkler."

Für einen Moment verschlug es ihr die Sprache, dann fragte sie "Der Wolfgang Winkler, der in Leipzig bei Professor Holbeck das Seminar über Libyen besucht hat?" "Oh! Der Name des Professors war mir entfallen, aber ja, ich war bei diesem Seminar dabei." "Jetzt sagen Sie bloß noch, daß Thabit Sie hergeschickt hat." "Ja, so ist es. Aber hören Sie, Frau Jasmund, wir sollten das nicht hier besprechen, lassen sie uns in ein kleines Lokal gehen."

Wolfgang Winkler erzählte ihr seinen Teil der Geschichte. Etwas davon wusste sie schon, zum Beispiel die Rettungsaktion im Heizhaus der Fliegerschule, denn das war es gewesen, woran sich Carolins Vater erinnert hatte. Jetzt fragte sie Winkler "Wie hatten Sie eigentlich erfahren, was mit dem Hauptmann geschah?" "Nun, als die Berliner Mauer fiel und das alles den Bach 'runterging, musste ich ein paar Dinge regeln, die mich ansonsten in große Schwierigkeiten gebracht hätten. Ich wollte auch mit dem Hauptmann sprechen, habe ihn aber nicht angetroffen. Eine Nachbarin hat mir erzählt, daß seine Frau ihn verlassen hat und zu ihrer Schwester nach Leipzig gezogen ist. Ich hab' mich dann unter irgendeinem Vorwand mit Oberst Bruder in Verbindung gesetzt, übrigens ein sehr nobler Mensch, der leider inzwischen auch schon verstorben ist."

Winkler machte eine Pause, dann fuhr er fort. "Jedenfalls hat er mir gesagt, daß der Hauptmann verschwunden sei. Nun, ich konnte mir denken, daß er wegen Sohaya in Tripolis ist. Ehrlich gesagt, hatte ich nicht vermutet, daß er nochmal zurückkommt. Aber dann hat mich der Oberst angerufen und mir gesagt, was bei denen los ist und daß sie den Hauptmann festnehmen wollen. Das war natürlich eine Vorsichtsmaßnahme von Major Gerling, der befürchtete, seine ganzen Machenschaften würden auffliegen.

Der Oberst hat mir auch die Adresse von der Angela Bauer gegeben, und da bin ich hingefahren und habe mit Kerstin, also mit des Hauptmanns Frau gesprochen. Ich habe gesagt, ich werde versuchen, ihn da 'rauszuholen, aber wenn es klappt, muss er irgendwohin, wo ihn niemand findet. Ich wollte sie das nur wissen lassen. Sie hat ..." Winkler schluckte, noch jetzt, fast fünfundzwanzig Jahre später, wurde er davon emotional berührt. "Sie hat nichts weiter darauf erwidert, aber in ihren Augen war großer Schmerz zu erkennen. Sie hat mir dann ..." Ingrid fiel ihm ins Wort "Das Foto für ihn mitgegeben." "Woher wissen Sie das?", fragte Winkler erstaunt, und nun fügte Ingrid ihren Teil zu der Geschichte hinzu. Wolfgang Winkler war davon so erschüttert, daß er einige Male die Tränen aus seinen Augen wischte. Dann schwiegen sie eine Weile, und es schien, daß jeder für sich der Dinge gedachte, die geschehen waren.

"Was ist denn aus der Angela Bauer geworden?", erkundigte sich Winkler, "Hat sie nie etwas erzählt?" Ingrid sagte "Nein. Nach der Wende ist sie mit ihrer Familie nach Hamburg gegangen und zwei oder drei Jahre später sind sie in die Vereinigten Staaten, ihr Mann hat einen super Job gekriegt, sie waren zwei- oder dreimal hier, also in Deutschland, und in den vergangenen Jahren gar nicht mehr." "Und die Kerstin hatte einen neuen Mann gefunden?" "Ja, und das war ein echter Glücksfall, er ist ein guter Mensch, und sie sind sich immer treu geblieben." "Verstehe", sagte Winkler und setzte hinzu "ja, so ist das - und offenbar gar nicht so selten - daß man jemandem begegnet, den man nie vorher gesehen hat, und dann stellt sich heraus, daß es da eine Verbindung gab, von der man bis dahin nichts wusste." Ingrid sagte "Das Leben hält immer noch ein paar Überraschungen parat."

Ingrid ergatterte einen Last Minute Flug nach Rom, dort hatte sie drei Stunden Aufenthalt, sie kaufte ein paar Sachen im Duty Free Shop. Wolfgang Winkler hatte ihr von Thabit ausgerichtet, daß er "kurz vor dem Abschluss seines Auftrages" stünde und daß er sich danach bei ihr melden würde. Das klang natürlich sehr harmlos und sehr optimistisch, ganz so, als könnte ihm dabei nichts passieren. Und Wolfgang Winkler sagte das in dem gleichen Ton, aber als sie nachhakte, wollte er sich nicht weiter dazu äußern.

Immerhin konnte er ihr das mit dem obskuren Zeugnis erklären, welches nämlich genau das war, das der Major Gerling seinerzeit dem Hauptmann für Sayed al Missalati mitgegeben und das der Hauptmann nicht ausgehändigt und die ganze Zeit über bei sich aufbewahrt hatte. Irgendwann war es ihm wieder in die Finger gekommen, und da erkannte er wie durch einen Geistesblitz, daß darauf ziemlich kryptische Angaben standen, die keinen rechten Sinn ergaben und sich jedenfalls nicht auf die Ausbildung bezogen.

Sie hatten eine Weile gebraucht, aber schließlich doch herausgefunden, daß es sich um eine codierte Nachricht handelte, und dieses Pfund an Information hatten sie dann nach Gaddafis Ermordung als Köder ausgelegt. "Auf so etwas beißen diese Leute auch noch Jahre später an", sagte Winkler, "das ist der Alptraum jedes Geheimagenten: irgendeine Kleinigkeit, die er vergessen hat, aus der Welt zu schaffen, bevor sie seine Feinde entdecken."

Was er jetzt vorhabe, wollte Ingrid von Winkler wissen, und er sagte, er werde nach Tripolis fliegen und Thabits Nachricht an Sohaya überbringen. Er sagte das, als wäre sie eine Königin und er ihr Bote. Da meinte Ingrid "Das könnte auch ich tun." Er überlegte, sie fügte hinzu "Ich habe mehr als einen Grund, dorthin zu gehen, und worauf sollte ich noch warten. Wenn Sie es mir nicht gestatten, würden Sie mich bloß daran hindern, und das wollen Sie doch nicht, oder?" Winkler gab ihr recht, er sagte "Tun sie's. Ich werde unserm Mittelemann in Tripolis Bescheid geben, daß er Sie am Flughafen abholt."

Als sie in Tripolis durch die Abfertigung durch war, entdeckte sie auf der andern Seite einen Mann, der ein Schild hochhielt, auf dem stand "JASMUND". Sie begrüßten sich, er war nicht mehr der jüngste, hatte einen ergrauten Vollbart und eine Mütze auf, deren Schild er dann tief über die Augen zog. "Darf ich mich vorstellen, Fräulein Jasmund, ich bin Capitan Mustafa Hozat, nennen Sie mich einfach Mustafa. Ich bringe Sie in Ihr Apartment, kommen Sie, wir wollen uns nicht länger hier aufhalten." Ihr fiel gleich auf, daß er schnell aus dem Flughafen verschwinden wollte.

Unterwegs sagte er "Es ist gerade keine gute Zeit in Libyen, Sie wissen vielleicht, nach Gaddafis Tod geht hier vieles drunter und drüber, und es gibt auch leider genug Leute, die anderen Böses antun wollen." Ingrid sagte "Sie meiden daher die Öffentlichkeit." "Ja, ist besser so. Nicht daß ich Angst hätte, ich bin Mustafa Hozat, ich habe schon ganz andere Sachen überstanden. Aber jetzt sind alle so hitzig und viele lassen sich dazu verleiten, Schlechtes zu tun." Dann besann er sich und sagte in fröhlichem Ton. "Aber was soll's! Wir haben eine Geschichte von mehr als fünftausend Jahren, da passieren eben eine Menge Dinge. Unser Land ist schön wie das Paradies auf Erden und unser Volk ist groß, und irgendwann wird wieder ein Herrscher kommen, der die Menschen für sich gewinnen kann, und sie werden ihm folgen."

Er brachte sie in das Apartment, sie sagte "Mustafa, würden Sie heute abend mit mir essen gehen? Ich möchte noch etwas mehr über Sohaya erfahren." Er kam in Verlegenheit. "Oh, Fräulein Jasmund, ich fühle mich geehrt, aber es ist so: meiner lieben Frau würde es gar nicht gefallen, wenn ich mit einer so charmanten Dame ausgehe." "Ja natürlich, entschuldigen Sie, daran habe ich überhaupt nicht gedacht." Mustafa sagte "Ich würde Sie aber gern zu mir nach

Hause einladen und wir können über alles reden." "Ja, sehr gern." Sie machten eine Zeit aus, wann er sie abholen würde, und das klappte dann auch bestens.

Sie brachte eine Packung Konfekt mit, die sie in Rom gekauft hatte, und die überreichte sie Mustafas Frau, die klein und mollig war, mit einem hübschen runden Gesicht und lebhaften Augen, und die sich Ingrid komischerweise genau so vorgestellt hatte, denn sie passte zu ihm wie keine andere.

Sie bedauerte zutiefst, daß sie in der Kürze der Zeit nichts kochen und backen konnte, und grollte ihrem Mann ein wenig deswegen und auch, weil er gemeint habe, da wäre doch noch etwas in der Tiefkühltruhe von dem Essen, das sie zum letzten Feiertag zubereitet hatte und das ihr so vorzüglich gelungen war. Mit dieser Vorrede wollte sie Ingrid auf die bescheidene Kost einstimmen, und dann schmeckte es ihr tatsächlich so gut, daß sie sich ein übers andere Mal begeistert darüber äußerte.

Auf einer Kommode standen goldverzierte Bilderrahmen mit den Familienangehörigen, allen voran die beiden Kinder. Das Mädchen studierte gerade an der Universität in Bengasi, der Junge arbeitete in Marokko. Da war auch eins mit Thabit, und zu seinen Seiten waren Sohaya und - tja, das war dann wohl der Hauptmann. Mustafa sah, daß sie das Bild betrachtete, er nahm es und gab es ihr in die Hand. Sie fragte, wann es aufgenommen worden sei, und er sagte es, aber seine Frau belehrte ihn eines besseren, sie konnte sich noch genau an jenen Tag erinnern, als sie alle gemeinsam einen Ausflug ans Meer gemacht hatten.

Ingrid wusste nicht genau, was Wolfgang Winkler Mustafa über sie mitgeteilt hatte, aber ihr schien, als wüsste er Bescheid. Sie hatte ihm auch Thabits Nachricht übermittelt, und er hatte genickt und gesagt "Er ist ein tapferer Junge - und er ist klug und schön. Er hat hier eine Menge Verehrerinnen", setzte er mit verschmitzter Miene hinzu. "Das glaube ich gern", sagte Ingrid lachend und sagte, "aber er hat sich noch nicht entschieden, oder?" "Nein, noch nicht. Jetzt muss er erst einmal heil wieder nach Hause kommen", und als er bemerkte, wie Ingrid dabei zusammenzuckte, sagte er schnell: "und das wird sehr bald geschehen."

Ingrid fragte, ob das eigentlich noch die ursprüngliche Wohnung sei, in der Sohayya damals schon wohnte, und Mustafa sagte "Ja, es ist noch dieselbe. General al Missalati, von dem Sie vielleicht gehört haben, hatte sie ihr beschafft, und die Miete wurde auch vom Staat übernommen. Muammar al Gaddafis große Vision war, daß alle Wohnungen denen gehören, die darin leben, aber das ist nicht so einfach zu realisieren. Immobilienbesitz und -handel sind eine der mächtigsten Triebfedern der Volkswirtschaft, aber mit dem Sozialismus schlecht vereinbar. Und jetzt - ja, jetzt bekämpfen sich hier die Immobilienhaie bis auf's Messer. Da ist es vielleicht ganz gut, daß es nur eine kleine Wohnung ist. Sie haben natürlich in Augila eine richtige, schöne Wohnung, aber Sohayya hat hier in Tripolis viele Bekannte, und sie möchte auf das Leben in der Stadt nicht verzichten."

Ingrid sagte "Sie hat seit damals auch eine staatliche Rente erhalten?" "Ja", erwiderte Mustafa, "das hat Gaddafi persönlich verfügt. Es ist nicht üppig, aber es hat immer ausgereicht, das betonte sie selber. Na ja, und die beiden 'alten Männer' haben dort in Augila ein richtiges Unternehmen aufgebaut, eine Plantage mit Gewächshäusern und einem ausgeklügelten Bewässerungssystem. Herr Winkler hat Gott gedankt, als die Solartechnik erfunden wurde, da hatte er endlich die ideale Quelle für den Strom, den sie brauchten." Mustafa sprach von den 'alten Männern', und war selbst schon in die Jahre gekommen. Ingrid erfuhr auch, daß Gaddafi für Thabits Ausbildung gesorgt hatte, er war fast wie ein Patenonkel für ihn gewesen.

Er sagte "Wenn Sie wüssten, Fräulein Jasmund, was wir Gaddafi zu verdanken haben, würden Sie verstehen, daß wir seinen Tod nicht ungesühnt lassen können. Und wir sind viele, die so denken, mehr als unsere Feinde annehmen. Sie haben vierzig Jahre gebraucht, um Gaddafi zur Strecke zu bringen, nur Fidel Castro hat ihnen länger getrotzt. Und die Verräter in unseren eigenen Reihen haben auch viele Jahre vergeblich versucht, ihren Meuchelmord zu begehen. Wir haben uns täuschen lassen. Wir dachten eine Zeit lang, daß Abdul Kharubi der Mann sei, der im Geheimen gegen Gaddafi vorgeht - und natürlich vom Westen dafür bezahlt wird. Aber Kharubi ist selbst vor Jahren bei einem Bombenanschlag ums Leben gekommen. Das wäre natürlich noch kein Beweis für seine Unschuld, aber wir wissen inzwischen, daß er seinem Land redlich ge-

dient hat. Er war ein außergewöhnlicher Mensch, wenn auch ein bisschen schwierig."

Ingrid sagte "Es ist Sayed, Missalatis Sohn, der letztlich hinter allem steht, nicht wahr?" Mustafa nickte, Ingrid sagte "Aber sein Vater, der General, wusste nichts davon?" "Nein. Bis zuletzt nicht. Können Sie sich vorstellen, wie tief ihn das getroffen hat?" "Lebt er noch?" "Ja. Er hält sich versteckt. Er würde sofort verhaftet werden, wenn er sich blicken lässt. Sein ganzes Eigentum wurde beschlagnahmt, nur seine engsten Angehörigen konnten sich in Sicherheit bringen. Aber Sayed gehört nicht mehr zur Familie."

Am nächsten Tag fuhr Ingrid mit Mustafa zu Sohayas Wohnung. Sie empfing die beiden sehr freundlich, sie war sehr liebenswürdig zu Ingrid. Sie sprach ein paar Worte mit Mustafa, die Ingrid nicht verstand, dann wandte sie sich ihr zu. Sie war wunderschön, das Alter hatte noch keine Spuren auf ihr Gesicht gezeichnet. Ihr Blick war bezaubernd, ihr Lächeln umwerfend, sie bewegte sich wirklich wie eine Königin. Am rechten Handgelenk trug sie ein breites verziertes Lederarmband, ihre Hand schien fast voll funktionstüchtig zu sein, aber Ingrid erfuhr dann, daß sie nach wie vor mit links schreibt.

Ingrid gab ihr das Polaroidfoto, das sie seinerzeit dem Hauptmann geschickt hatte. Sie schaute es lange an, dann reichte sie es Mustafa und sagte etwas zu ihm. Ingrid richtete ihr aus, was Wolfgang Winkler von Thabit erfahren hatte. Sie nahm es aufmerksam und - wie Ingrid bemerkte - mit großer Ruhe entgegen. Sie hatte keinen Moment lang einen Zweifel daran, daß Allah ihren Sohn beschützt und leitet.

Sie sagte, sie würde nachkommen, sobald Thabit hier eintreffen werde. Sie gab Mustafa ein Paket und ein paar Briefe mit. Beim Abschied küsste sie Ingrid auf die Stirn und sagte "Wir sehen uns bald. Dann reden wir miteinander, bis der Schlaf uns einholt." Mustafa meinte hoffnungsvoll "Das wird dann die 'Geschichte der tausendundzweiten Nacht' genannt werden."

Mustafa fuhr mit ihr zu dem Gelände, wo Wolfgang Winkler damals schon mit dem kleinen italienischen Flugzeug losgeflogen war. Es stand sogar noch dort, und Mustafa machte sie darauf aufmerksam, er sagte, immer wenn er viel Zeit

hat, fummelt er daran herum, und irgendwann würde es auch wieder fliegen, da wäre er sich ganz sicher. Da war ein Pilot, ein guter Bekannter Mustafas und der "alten Männer", der brachte sie nach Augila.

Dort angekommen, führte sie Mustafa zu dem Hauptgebäude der Plantage. Davor standen Palmen, die sich leicht in der Brise wiegten, und ein Springbrunnen spendete klares, frisches Wasser. In seinem Becken zogen bunte Fische gemächlich ihre Runden. Mustafa sprach drinnen mit jemandem, dann kam er wieder und sagte Ingrid, wohin sie gehen sollte.

Sie fand das Gewächshaus. Da stand ein Mann mit einem Blumentopf in Händen. Er war schlank und auch kräftig gebaut, er hatte graues Haar an den Schläfen und sein Gesicht und die Hände waren braungebrannt, und wie er sie gewährte, konnte sie den gütigen und ein wenig einsamen Ausdruck in seinen Augen sehen. Sie sagte "Vater." Der Blumentopf glitt aus seinen Händen. Er brauchte einen Atemzug lang Zeit, um zu erfassen, was geschieht. Ein tiefer Seufzer stieg aus seiner Brust empor, als hätte sich sein Herz endlich davon befreit. Dann sagte er leise "Claudia." Sie fielen sich in die Arme und weinten hemmungslos.

Natürlich wollte sie nicht wieder von hier weg. In den folgenden Tagen zeigte er ihr die ganze Anlage, die er und Wolfgang Winkler im Laufe der Jahre errichtet hatten. Er beschrieb ihr auch, wie sie die Früchte und das Gemüse bis in die Städte im Norden bringen und dort verkaufen. Er war sehr stolz auf ihre Errungenschaften. Die "alten Männer" hatten noch jede Menge Pläne und Vorhaben für die Zukunft.

In der Wohnung waren überall selbstgemalte Bilder, hauptsächlich mit Blumen, aber auch ein paar Porträts und einige Küsten- und Oasen Landschaften, die ihr sehr gefielen. Er sagte, daß Sohaya vor Jahren angefangen hat zu malen und daß sie großes Talent besitze und sie dabei sehr glücklich sei. Er zeigte ihr auch alle möglichen anderen Sachen, die er gesammelt hat, als er im Lande unterwegs war. Sie schaute sich alles an und ließ es sich erklären, es gab ständig etwas Neues zu entdecken, und doch fühlte sie sich auf Anhieb wie zu Hause. Nur die Ungewissheit und Sorge um Thabit dämpfte die Stimmung. Alle warteten auf Nachricht von ihm.

* * * * *

Da klingelte am Nachmittag ihr Handy. Sie drückte auf die Taste und sagte "Hallo Carolin!" "Hallo, ich bin's, Carolin." "Ich weiß." "Ich wollte nur Bescheid geben, daß Thabit hier ist." "Was? Thabit ist wo?" "Na, hier bei uns, er hat gesagt, ich soll dir Bescheid geben." "Mensch Carolin! Ich werd' verrückt." "Warum hast'n dich nich' mal gemeldet?" "Ich wollte ja ... aber es war ..." "Wo bist'n jetzt?" "Ich bin in ... kannst du mir Thabit mal geben?" "Der ist bei mein Vater im Garten." "Geht es ihm gut?" "Ja. Britney ist auch dort, die hat an ihn 'n Narren gefressen, ich glaub', Andy wird schon eifersüchtig." "Das muss er nicht." "Hab' ich auch gesagt." "Hat er noch was gesagt?" "Andy?" "Nein, Thabit." "Ähm, nur daß alles erledigt ist. Und nun?" "Wie, und nun?" "Na, was wird jetzt aus euch zwei." "Du meinst Thabit und mir?" "Nee, du und der Nikolaus." "Ach, Carolin, das ist alles ganz anders." "Das sagst du jedesmal." "Ja, aber diesmal ist es wirklich so. Pass' auf, sag' Thabit, ich komme so schnell wie möglich zu euch." "Echt jetzt?" "Ja. Aber ihr müsst auf mich warten." "Na klar. Mann, da freu' ich mich aber, dich wiederzuseh'n. Wollte dich schon lange mal wieder knuddeln." "Ja, ich dich auch." "Echt jetzt?" "Ja, ganz ehrlich. Aber sag's nicht Andy, sonst wird er noch eifersüchtig." "Nee, es gibt ja immer noch 'n paar kleine Geheimnisse." "Ja. Also ich mach' mich gleich auf die Socken." "Okay. Wir haben jetzt auch 'n neues Auto, 'n größeres. Wir könnten euch irgendwohin fahren, wenn's nötig ist." "Ja, ich glaube, wir kommen darauf zurück." "Also bis dann. Beeil' dich." "Ja, ich bin schon unterwegs." "Ach, übrigens, meine Awokado hat fünf neue Blätter." "Wahnsinn!" "Ja, ich glaub' das ist, weil ich ständig mit ihr gequatscht habe."

Ende

Namen, Orte und die Bezeichnung von natürlichen, historischen oder künstlerischen Objekten und Ereignissen, der Inhalt von Theorien oder religiösen Anschauungen, die Wiedergabe von Meinungen, die Benennung und Beschreibung von Personen, Bauwerken, Landschaften etc. sind, soweit nicht historisch verbürgt oder allgemein gebräuchlich, ebenso wie die Handlung entweder frei erfunden oder literarisch abgewandelt und erheben keinen Anspruch auf formale oder inhaltliche Richtigkeit. Jede Veränderung am Inhalt oder an der Form sowie jede kommerzielle Verwendung oder Verbreitung sind verboten.

alle Rechte bei Alexander Fuchs
D 99867 Gotha

Lesen Sie auch meine anderen Romane.

ALEXANDER FUCHS

Immer auf der Hut vor dem Fehlertäufel

Alexander Fuchs : Kleine Werkeausgabe

Felix Hofman : Die Ritter von der Schauenburg

Erika Hauff-Talhami : Gaddafi's Rächer

Susanne Riedinger : Der Sternenhimmel im Juni

Michael Frogard : East of the Sun. West of the Moon

Richard Koenig : Aus dem Leben des Georg Heinrich Kanoldt

Karl Georg Tandlop : Der Russische Frieden

Alexander Fuchs : Entkommen

Fabio Paulfeld : Johann Melzer's Reise ans Ende der Welt

Mary Walden : Nach der Wende

Vera Nadasdy : Elisabeth. Königstochter

Eleonore Junipher : Die Goldlandfahrer

Nikolai Novadin : Spion des Zaren

Jerome Le Brag : Genua - zwei Tage älter

Dorothea Merian's : Erinnerungen an ihre Mutter

Josefine Harbek : Die Liebe und ihr Feind
